

Bohemia

Zeitschrift für Geschichte und Kultur
der böhmischen Länder
A Journal of History and Civilisation
in East Central Europe

Herausgegeben
im Auftrag des Collegium Carolinum
von Ferdinand Seibt und Hans Lemberg

in Verbindung mit Manfred Alexander, Peter Burian,
John M. Clifton-Everest, Winfried Eberhard, Horst Förster,
Jörg K. Hoensch, Rudolf Jaworski, Walter Schamschula,
Georg R. Schroubek, Helmut Slapnicka, Stanley B. Winters

Band 38

Heft 2

1997

INHALT

AUFSÄTZE

- Čechura, Jaroslav: Das Modernisierungspotential der Revolten von Braunau 1680 . . . 257
- Thomas, Alfred: Form, Gender and Ethnicity in the Work of Three Nineteenth-Century Czech Women Writers 280
- Albrecht, Catherine: Chambers of Commerce and Czech-German Relations in the Late Nineteenth Century 298
- Schulze Wessel, Martin: Tschechische Nation und katholische Konfession vor und nach der Gründung des tschechoslowakischen Nationalstaates 311
- Pfaff, Ivan: Der tschechische Antifaschismus ohne Legenden 328

II

MARGINALIEN

Polívka, Miloslav: <i>Mediaevalia Historica Bohemica</i>	343
Drews, Peter: <i>Der zweifache Tod des Julius Fučík</i>	349

DISKUSSION

Die Sudetendeutsche Heimatfront (Partei) 1933–1938: Zur Bestimmung ihres politisch-ideologischen Standortes	357
Boyer, Christoph und Kučera, Jaroslav: <i>Alte Argumente im neuen Licht</i>	358
Smelser, Ronald M.: <i>Von alten und neuen Fragestellungen</i>	368
Kural, Václav: <i>Zwischen Othmar Spann und Adolf Hitler</i>	371
Gebel, Ralf: <i>Zwischen Volkstumskampf und Nationalsozialismus</i>	376

CHRONIK

Zwei interdisziplinäre Bohemisten-Treffen 1997 (Robert Luft)	386
Die Sprachenfrage in den böhmischen Ländern (Robert Luft)	389
Die deutsche und die tschechoslowakische Wirtschaft in der Zwischenkriegszeit (Boris Barth)	391
Eine vergleichende Tagung zu Bevölkerungstransfers (Hans Lemberg)	394
Geschichte Europas nach dem Zweiten Weltkrieg (Eva Hahn)	396
Internationales Seminar in Olmütz (Milena Krobotová)	398

NEUE LITERATUR

Magocsi, Paul R.: <i>Historical Atlas of East Central Europe</i> (Martin Schulze Wessel)	401
Dějiny českého státu v dokumentech. Hrsg. v. Zdeněk Veselý (Eva Hahn)	402
Tobjański, Zbigniew: <i>Czesi w Polsce</i> (Witold Molik)	404
Urkundenregesten zur Tätigkeit des deutschen Königs- und Hofgerichts bis 1451. Bd. 8: Die Zeit Karls IV. (1360–1364) (Ferdinand Seibt)	405
Dotzauer, Winfried: <i>Überlegungen zur Goldenen Bulle Karls IV. unter besonderer Berücksichtigung des rechtlichen Hintergrundes</i> (Ferdinand Seibt)	406
Polišenský, Josef/Kollmann, Josef: <i>Valdštejn. Ani císař, ani král</i> (Herbert Langer)	407
Golz, Reinhard/Korthaase, Werner/Schäfer, Erich (Hrsg.): <i>Comenius und unsere Zeit</i> (Josef Válka)	410
Seidel, Robert: <i>Späthumanismus in Schlesien. Caspar Dornau (1577–1631). Leben und Werk</i> (Joachim Bahlcke)	412
Eickels, Christine van: <i>Schlesien im böhmischen Ständestaat. Voraussetzungen und Verlauf der böhmischen Revolution von 1618 in Schlesien</i> (Joachim Bahlcke)	414
Kremer, Stephan: <i>Herkunft und Werdegang geistlicher Führungsschichten in den Reichsbistümern</i> (Joachim Bahlcke)	416
Die Protokolle des österreichischen Ministerrates 1848–1867. Abteilung I: Die Ministerien des Revolutionsjahres 1848 (Jiří-Joseph Veselý)	418
Rak, Jiří: <i>Bývali Čechové... České historické mýty a stereotypy</i> (Eva Hahn)	421
Havelka, Miloš (Hrsg.): <i>Spor o smysl českých dějin 1895–1938</i> (Bedrich Loewenstein)	423
Die böhmischen Länder in der deutschen Geschichtsschreibung seit dem Jahre 1848 (Eva Hahn)	425
Krejci, Oskar: <i>History of Elections in Bohemia and Moravia</i> (Joachim Lang)	427
Lukes, Igor: <i>Czechoslovakia between Stalin and Hitler. The Diplomacy of Edvard Beneš in the 1930s</i> (Christoph Boyer)	429
Löwenstein, Shimona: <i>Emanuel Rádl. Philosoph und Moralist 1873–1942</i> (Martin Schulze Wessel)	431

Kelly, David: The Czech Fascist Movement 1922–1942 (Jörg K. Hoensch)	432
Habel, Fritz Peter: Eine politische Legende. Die Massenvertreibung von Tschechen aus dem Sudetengebiet 1938/39 (Volker Zimmermann)	435
Čelovský, Boris: So oder so. Řešení české otázky podle německých dokumentů 1933–1945 (Ralf Gebel)	440
Tomášek, Dušan/Kvaček, Robert: Causa Emil Hácha (Tatjana Tönsmeier)	442
Theresienstädter Studien und Dokumente und Bezchlebová, Marie/Franková, Anita/Štichová, Eva: Cesta – cíl neznámý (Helmut Teufel)	445
Československo-polská jednání o konfederaci 1939–1944. Hrsg. v. Ivan Štoviček und Jaroslav Valenta (Detlef Brandes)	446
Jech, Karel/Kaplan, Karel (Hrsg.): Dekrety prezidenta republiky 1940–1945 (Helmut Slapnicka)	449
Janišová, Milena/Kaplan, Karel (Hrsg.): Katolická církev a pozemková reforma 1945–1948 (Martin Schulze Wessel)	453
Angekommen! Angenommen? Flucht und Vertreibung 1945 bis 1995 (K. Erik Franzen)	454
Martin, Hans-Werner: „... nicht spurlos aus der Geschichte verschwinden“. Wenzel Jaksch und die Integration der sudetendeutschen Sozialdemokraten (Martin K. Bachstein)	457
Linhart, Friedrich: Ein Mann aus Zwittau. Leben zwischen slawischen Völkern in Frieden und Krieg (Wilma A. Iggers)	459
Jahrbuch für sudetendeutsche Museen und Archive 1993–1994 (Josef Hemmerle)	461
Šulc, Zdislav: Stručné dějiny ekonomických reforem v Československu (České Republice) 1945–1995 (Jiří Kosta)	464
Moderní dějiny. Sborník k dějinám 19. a 20. století, Bd. 2: Československo: Nahodilost, nebo logika dějin? (Eva Hahn)	467
Leff, Carol Skalnik: The Czech and Slovak Republics. Nation Versus State (Jörg K. Hoensch)	470
Čaněk, David: Národ, národnost, menšiny a rasismus (Christiane Brenner)	473
Hahnová, Eva: Sudetoněmecký problém. Obtížné loučení s minulostí (Ferdinand Seibt)	474
Becher, Peter: Zwischen München, Prag und Wien (Václav Maidl)	479
Moníková, Libuše: Prager Fenster. Essays (Steffen Höhne)	482
Öffentliche Konfliktdiskurse um Restitution von Gerechtigkeit, politische Verantwortung und nationale Identität. Hrsg. v. Krisztina Mánicke-Gyöngyösi (Steffen Höhne)	484
Frauenbewegung und Frauenpolitik in Osteuropa. Hrsg. v. Christiane Lemke, Virginia Penrose und Uta Ruppert (Christiane Brenner)	487
SUMMARIES	489
RÉSUMÉS	492
RESUMÉ	496
ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	500
MITARBEITER DES HEFTES	502

IV

BOHEMIA. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder erschien von Jahrgang 1 (1960) bis 20 (1979) als: BOHEMIA. Jahrbuch des Collegium Carolinum. Begründet und bis Jahrgang 25 (1984) herausgegeben von Karl Bosl.

Redaktion: Eva Hahn, Collegium Carolinum, Hochstraße 8/II, 81669 München.

Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Rezensionsexemplare und Zuschriften sind an die Redaktion zu richten.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck – auch von Abbildungen –, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege oder im Magnettonverfahren, Vortrag, Funk- und Fernsehsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – ist nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet. Werden von einzelnen Beiträgen oder Teilen von ihnen einzelne Vervielfältigungsstücke im Rahmen des § 54 UrhG hergestellt und dienen diese gewerblichen Zwecken, ist dafür eine Vergütung gem. den gleichlautenden Gesamtverträgen zwischen der Verwertungsgesellschaft Wissenschaft GmbH (ehemals Inkassostelle für urheberrechtliche Vervielfältigungsgebühren GmbH), 60311 Frankfurt/Main, Großer Hirschengraben 17–21 und dem Bundesverband der Deutschen Industrie e. V., dem Gesamtverband der Versicherungswirtschaft e. V., dem Bundesverband deutscher Banken e. V., dem Deutschen Sparkassen- und Giroverband und dem Verband der privaten Bausparkassen e. V., an die VG Wissenschaft zu entrichten. Die Vervielfältigungen sind mit einem Vermerk über die Quelle und den Vervielfältiger zu versehen. Erfolgt die Entrichtung der Gebühren durch Wertmarken der VG Wissenschaft, so ist für jedes vervielfältigte Blatt eine Marke im Wert von DM 0,40 zu verwenden.

Bezugsbedingungen: Pro Jahr erscheint ein Band in zwei Heften. Einzelheft DM 45,-, Jahresabonnement DM 76,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht spätestens zwei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres gekündigt wird. Die Lieferung geschieht auf Kosten und Gefahr des Empfängers. Kostenlose Nachlieferung in Verlust geratener Sendungen erfolgt nicht.

Zahlungen erbitten wir an den Verlag R. Oldenbourg (Abt. Zeitschriften) München, auf unsere Konten beim Postscheckamt München Nr. 64950-809 oder bei der Bayerischen Vereinsbank München 2 Nr. 6405215.

Hinweis gemäß § 26 Absatz 1, Bundesdatenschutzgesetz: Die Bezieher der BOHEMIA sind in einer Adresskartei gespeichert, die mit Hilfe der automatisierten Datenverarbeitung geführt wird.

Verlag: R. OLDENBOURG VERLAG GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München. Alleiniger Gesellschafter des Verlages ist die Firma R. Oldenbourg GmbH & Co. KG unter der gleichen Anschrift. Sie wird durch die persönlich haftende Gesellschafterin R. Oldenbourg Verwaltungs GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München, vertreten.

Außerdem sind nachstehende Kommanditisten beteiligt: Elisabeth Alber, Hausfrau, Rieden/Tirol; Hedwig Geupel, Hausfrau, Oberhaching; Baronin Silvia von Maydell, Hausfrau, München; Christian Kraft von Dellmensingen, Parsippany/USA; Gabriele von Bomhard, Kindergärtnerin, München; Christa von Bomhard, Sekretärin, München; Maria Freifrau von Meyern-Hohenberg, Hausfrau, München; Gräfin Inge Schönborn, Geschäftsführerin, München; Nelly Reichhold, Hausfrau, Iching; Dr. Roswitha Sieper, Oberstudiendirektorin, München; Dr. John C. Oldenbourg, Übersetzer, München; Andreas D. Oldenbourg, Rechtsreferendar, München; Thomas A. Oldenbourg, Dipl.-Kfm., München; Hanna Sychily, Hausfrau, Bad Reichenhall; Dr. Rolf-Dieter Schmid, Nürnberg; Axel Schmid, München; Wilhelm Schmid, Major a. D., Regensburg; Barbara Müller, Hannover; Emmy Oldenbourg, Private, München; Hans A. Fieser, Dipl.-Ing., Steinebach; Irmgard Fieser, Hausfrau, Steinebach; Hans Herbert Fieser, Dipl.-Kfm., Lindenfels; Heidi Fieser, Sekretärin, Salem; Reinhard Fieser, Heimleiter, Esslingen; Dr. Rudolf Oldenbourg, Verleger, München; Johannes Oldenbourg, Dipl.-Math., München; Christoph Oldenbourg, Restaurator, München; Louise Oldenbourg, Grafikerin, München; Walter Oldenbourg, Verleger, München; Eva Lange, Hausfrau, München; Dr. Helene Hahn, Ärztin, Bremen; Edith Müller, Hausfrau, Hamburg; Brigitte Reiner, Hausfrau, Haar; Heinz Reiner, Arzt, Haar; Eberhard Oldenbourg, Kaufmann, München; Eva May, Studienrätin, München; Paul Oldenbourg, Ingenieur, München; Wolfgang Oldenbourg, Kaufmann, München; Doris Kühnhackl, Lehrerin, München; Regine Oldenbourg, Geschäftsinhaberin, München; Albrecht Oldenbourg, Student, München; Gertrud Oldenbourg, Archivangestellte, Bremen; Paul Schröder sen., Den Haag; Anne Schröder, Den Haag; Thomas Schröder, Verlagskaufmann, Hamburg; Nicola Schröder, Den Haag; Paul Schröder jun., Den Haag; Brigitte Fertl, Hausfrau, München; Inge von Negelein, Kindergärtnerin, München; Dr. Friedrich Rosenkranz, Physiker, München; Ilse Edelstein, Berlin; Dr. Karl von Cornides, Verleger, Wien; Dr. Thomas von Cornides, Verleger, München; Dr. Elisabeth Garms, Hausfrau, Rom; Hedwig Kloepper, Private, Söchtenua; Cécilie von Cornides, Therapeutin, Rieden/Tirol; Dr. Rudolf von Cornides, Amtsarzt, Innsbruck; Margit von Cornides, Hausfrau, Bonn; Christoph von Cornides, Volkswirt, Bonn; Gabriele Hommes, Aachen; Bankhaus H. Aufhäuser, München.

Satz, Druck und Einband: Verlagsdruckerei Michael Laßleben, 93183 Kallmünz.

ISSN 0523-8587

DAS MODERNISIERUNGSPOTENTIAL DER REVOLTEN VON BRAUNAU 1680

Von Jaroslav Čechura

Das Jahr 1680 ist in der Geschichte der böhmischen Länder eng mit einer Welle von Bauernaufständen verbunden¹. Angesichts der Dimensionen, die diese Aufstände erreichten, ist diese Perspektive völlig berechtigt. Etwas im Schatten der bäuerlichen Revolten sind bisher allerdings die Unruhen und in einigen Fällen sogar der offene Widerstand einer Reihe von untertägigen Städten gegen ihre Obrigkeiten geblieben. Gleiches gilt für den Zusammenhang von bäuerlichen und kommunalen Bewegungen, der sich vielfach im Rahmen ein und derselben Herrschaft nachweisen läßt.

Die Problematik der Bauernaufstände im Jahr 1680 hat in der tschechischen wie der deutschen Forschung eine sehr lange Tradition. Zahlreiche Editionen und eine vergleichsweise beträchtliche Anzahl von kleineren monographischen Bearbeitungen der Vorgänge des Jahres 1680 in den einzelnen Herrschaften haben über mehr als ein Jahrhundert hinweg eine auf den ersten Blick sehr solide Grundlage für eine objektive Bewertung der Ereignisse des Jahres 1680 in Böhmen, ihrer Ursachen und natürlich auch ihrer Folgewirkungen geschaffen².

Diese günstige Ausgangsposition hat bisher nicht den Anstoß zu einer zusammenfassenden Betrachtung unseres Fragenkomplexes gegeben. Sofern solche zusammenfassenden Beurteilungen versucht wurden, hatten sie allzu pauschalisierenden Charakter. Von daher weisen die Analysen der Ursachen der Revolten des Jahres 1680 in der deutschen Lokalgeschichtsschreibung³, in den Arbeiten der Goll-Schule⁴ wie

¹ Vgl. Bosl, Karl (Hrsg.): Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 2: Die böhmischen Länder von der Hochblüte der Ständeherrschaft bis zum Erwachen eines modernen Nationalbewußtseins. Stuttgart 1974, 322–327 (Bibliographie). – Přehled dějin Československa [Geschichte der Tschechoslowakei im Überblick]. Bd. 1/2. Praha 1982, 241–243 (Bibliographie). – Hoensch, Jörg K.: Geschichte Böhmens. Von der slavischen Landnahme bis ins 20. Jahrhundert. München 1987, 251–253. – Dějiny zemí Koruny české [Geschichte der Länder der Böhmischen Krone]. Praha 1992, 280.

² Vgl. Moravcová, Jaroslava: Bibliografie prací o povstání 1680 [Bibliographie der Arbeiten über den Aufstand des Jahres 1680]. In: Sborník referátů ze 4. severočeského symposia [Sammelband der Referate vom 4. nordböhmischen Symposium]. Česká Lípa 1981, 351–377. – Čáňová, Eliška: Prameny k nevolnickému povstání v roce 1680 [Quellen zum Leibeigenenaufstand im Jahr 1680]. Praha 1980. – Mikulec, Jiří: Poddanská otázka v barokních Čechách [Die Untertanenfrage im barocken Böhmen]. Praha 1993.

³ Im Überblick dazu Strauß, Emil: Bauernelend und Bauernaufstände in den Sudetenländern. Prag 1929.

⁴ Pekař, Josef: Dějiny naší říše [Die Geschichte unseres Reiches]. Praha 1914. – Krofta, Kamil: Dějiny selského stavu [Die Geschichte des Bauernstandes]. 3. Aufl. Praha 1949, 264–272.

auch in der tschechischen marxistischen Historiographie nach dem Zweiten Weltkrieg⁵ und in der modernen deutschen Geschichtswissenschaft⁶ erstaunlich ähnliche Tendenzen auf. Diese bestehen – kurz gesagt – darin, daß der Akzent auf den direkten Kausalzusammenhang zwischen den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen der bäuerlichen Bevölkerung und ihrem Widerstand gegen die Obrigkeiten gesetzt wird. Zur Verschlechterung der Situation der Bauern kam es in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, als die Grundeigentümer wieder in größerem Maße Eigenwirtschaft zu betreiben begannen. Infolge der Depression nach dem Dreißigjährigen Krieg gingen sie dazu über, in praktisch unbegrenztem Ausmaß Robotpflichten für sich zu nutzen. Damit verbanden sich angesichts der erheblichen Bevölkerungsverluste nach dem Dreißigjährigen Krieg große Schwierigkeiten. Stark geprägt wurde die soziale Lage auf dem Lande ferner durch das reformierte Steuersystem, dessen Grundlagentheorie die „Steuerrollen“ bildeten.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Studie, gegen die tradierten Interpretationen der Ereignisse in Böhmen im Jahr 1680 zu polemisieren. Dies würde zweifellos eine eigene kritische Studie erfordern. Um die Problematik der bäuerlichen und städtischen Revolten in Böhmen – und zwar nicht nur derjenigen des Jahres 1680 – mit modernen Methoden analysieren zu können, ist es außerordentlich wichtig, sich mit den Ergebnissen der Forschung in verschiedenen europäischen Ländern vertraut zu machen, die sich vor allem in den letzten zwei Jahrzehnten ungewöhnlich intensiv mit dem Fragenkomplex der bäuerlichen Revolten beschäftigt hat.

Schon ein flüchtiger Blick auf die einschlägige Literatur zeigt, daß es kein einheitliches europäisches Modell des Verlaufs der bäuerlichen Revolten gibt. So wird man etwa für das Ausmaß an Gewalt und Zerstörung, das so charakteristisch für die Bauernaufstände der frühen Neuzeit in Frankreich ist, östlich des Rheins vergeblich entsprechende Erscheinungen suchen⁷. In dem hier diskutierten Zusammenhang hat vor allem die deutsche Historiographie (bis 1989 die der Bundesrepublik) grundsätzliche Bedeutung⁸; sie hat sich in den beiden letzten Jahrzehnten mit der Thematik bäuerlicher und städtischer Revolten der frühen Neuzeit besonders ausgiebig beschäftigt.

Im Kern lassen sich in der deutschen Literatur zwei grundlegende Konzeptionen unterscheiden. Die erste ist vorwiegend mit den Arbeiten von Peter Blickle und Winfried Schulze verbunden⁹. In ihren Untersuchungen wie denen ihrer Schüler sind die

⁵ Kočí, Josef: Boje venkovského lidu v období temna [Die Kämpfe des Landvolkes in der Zeit des ‚temno‘]. Praha 1953, 56–102. – Ders.: Odboj nevolníků na Frýdlantsku 1679–1687 [Der Widerstand der Leibeigenen im Gebiet um Friedland 1679–1687]. Liberec 1965. – Kašpar, Jaroslav: Nevolnické povstání v Čechách roku 1680 [Der Leibeigenenaufstand in Böhmen im Jahr 1680]. Praha 1965.

⁶ Vgl. Anm. 1.

⁷ Bercé, Yves-Marie: Fête et révolte. Paris 1976. – Ders.: Bauernunruhen. In: Blum, Jerome (Hrsg.): Die bäuerliche Welt. Geschichte und Kultur in sieben Jahrhunderten. München 1982, 133–155.

⁸ Die Analysen der marxistischen Geschichtswissenschaft der ehemaligen DDR und der Sowjetunion bleiben hier außer Betracht, da sie im Grundsätzlichen mit dem Ansatz der tschechoslowakischen marxistischen Historiographie übereinstimmen. Zu dieser vgl. die in Anm. 5 genannten Darstellungen.

⁹ Ein detaillierter Überblick über die deutsche Forschung zu Bauernrevolten der frühen Neu-

Bauernrevolten in den deutschen Territorialstaaten der frühen Neuzeit eng mit dem deutschen Bauernkrieg des Jahres 1525 verknüpft. Im Vordergrund stehen dabei eher die politischen Aspekte als die sozialen Zielsetzungen der einzelnen Revolten oder Bewegungen, die – zumal bei Schulze – im Hinblick auf eine Rekonstruktion des Inhalts der zeitgenössischen rechtlichen Terminologie analysiert werden. Sowohl Schulze als auch Blickle bedienen sich im Grunde der rechtshistorischen Methode.

Eine neue Richtung, die mit Erfolg auf die Erkenntnisse der modernen angelsächsischen Konfliktforschung und der Untersuchung von Massenbewegungen oft städtischen Charakters zurückgreift und dabei das Instrumentarium der Anthropologie verwendet, kristallisiert sich in den Arbeiten von Andreas Suter, Werner Troßbach und Silke Götsch heraus¹⁰. Für beide Richtungen ist das vorherrschende Interesse an den Bauernbewegungen charakteristisch, die Problematik der Städte bleibt etwas im Hintergrund. Es ist bemerkenswert, daß ein Konzept, das im wesentlichen anhand der Analyse des städtischen Milieus entwickelt wurde, auf die ländlichen Verhältnisse appliziert wird, ohne gerade die deutschen Städte der frühen Neuzeit mit ihren Konflikten und Aufständen angemessen zu berücksichtigen. Wie eine von Blickle zusammengestellte Übersicht über die städtischen Konflikte zeigt, werden zudem vor allem Reichsstädte oder andere große Städte in Betracht gezogen, während die Untersuchung der untertänigen Städte in ihren Auseinandersetzungen mit den Obrigkeiten in der deutschen Forschung gewisse Lücken aufweist¹¹.

Kehren wir jedoch zu den Arbeiten über die Revolten des Jahres 1680 in Böhmen zurück. Vorweg sei nur auf einen Sachverhalt hingewiesen, der allerdings grundsätzliche Bedeutung hat. Das Zentrum der Bauernrevolten des Jahres 1680 befand sich vor allem in den gebirgigen, in agrarwirtschaftlicher Hinsicht nicht allzu bedeutenden Regionen, die die Zeitgenossen „Berge“ nannten. In den Niederungen, die als „Land“ bezeichnet wurden¹² und in denen die Landwirtschaft dominierte, herrschte dagegen Ruhe.

Ein Phänomen eigener Art, das bisher zu wenig in den Kontext der Bauernrevolten des Jahres 1680 in Böhmen einbezogen worden ist, waren die Aktivitäten der untertänigen Städte und Marktflecken in den Gebieten, in denen die Unruhen der länd-

zeit bei Weber, Edwin Ernst: Städtische Herrschaft und bäuerliche Untertanen in Alltag und Konflikt: Die Reichsstadt Rottweil und ihre Landstandschaft vom 30jährigen Krieg bis zur Mediatisierung. Bd. 1. Rottweil 1992, 11–47. – Neuerdings dazu Peters, Jan (Hrsg.): Gutsherrschaft als soziales Modell. München 1995 (Historische Zeitschrift Beiheft 18). – Ders.: Konflikte und Kontrolle in Gutsherrschaftsgesellschaften. Göttingen 1995.

¹⁰ Im Überblick dazu Würgeler, Andreas: Unruhen und Öffentlichkeit. Städtische und ländliche Protestbewegungen im 18. Jahrhundert. Tübingen 1995, 23–29.

¹¹ Friedrichs, Christopher R.: German Town Revolts and the Seventeenth-Century Crisis. *Renaissance and Modern Studies* 26 (1982) 27–51. – Blickle, Peter: Unruhen in der ständischen Gesellschaft 1300–1800. München 1988, 25–28 und 92–96. – Grundsätzlich dazu auch Kocka, Jürgen: Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800. Bonn 1990. – Press, Volker: Kriege und Krisen. Deutschland 1600–1750. München 1991, 290–296 und 504–507 (Bibliographie).

¹² Pekař, Josef: *České katastry 1654–1789* [Die böhmischen Kataster 1654–1789]. 2. Aufl. Praha 1932, 29–33.

lichen Bevölkerung vorwiegend stattfanden; es genügt in diesem Zusammenhang, auf Reichenberg, Neudek, Auscha, Braunau und Tetschen hinzuweisen¹³. Die Verhandlungen dieser Städte mit den Obrigkeiten um das Jahr 1680 wie ihr Verhältnis zu den Vorgängen in ihrer unmittelbaren Nähe waren ausgesprochen besonderer Art. Zu den Obrigkeiten dieser Städte gehörten Adelige böhmischer Abstammung, doch auch solche, die erst im Dreißigjährigen Krieg ins Land gekommen waren, ferner kirchliche Institutionen. Es scheint, daß es in diesen Städten und Marktflecken eine gewisse Tradition von gerichtlichen Streitigkeiten um eine Reihe von Rechten gab, etwa um das Braurecht, das den Städten in etwas eingeschränkter Form im Zusammenhang mit den rechtlichen Veränderungen wieder gewährt wurde, die sich auf die Verneuerte Landesordnung des Jahres 1627 stützten. Diese Fragen bedürfen nicht nur der Untersuchung, sondern müssen zunächst einmal klar formuliert werden. An Quellen herrscht dabei kein Mangel.

Wenn darauf hingewiesen wurde, daß die Städte und Marktflecken im Jahr 1680 in erheblichem Maße eigene Verhaltensweisen erkennen ließen, so ist hinzuzufügen, daß sie in einigen Fällen die Aktionen der ländlichen Bevölkerung initiierten oder zumindest anregten und unterstützten, wie dies etwa für Libeschtitz und Auscha gilt¹⁴. In anderen Fällen bemühten sich die Städte darum, eigenständig zu handeln und sich bewußt von den Aktionen auf dem Land abzusetzen, so u. a. in Braunau und Reichenberg¹⁵.

In der vorliegenden Studie beschäftige ich mich mit einem praktisch unbekanntem Ereignis, das jedoch mit den bäuerlichen Revolten des Jahres 1680 in Böhmen sehr eng zusammenhängt, nämlich mit dem Aufruhr der Bürger der untertänigen Stadt Braunau, die – ebenso wie die gleichnamige Herrschaft und das benachbarte Politz – dem Benediktinerkloster Braunau gehörte¹⁶.

Die Grundherrschaften des Benediktinerklosters Braunau umfaßten den gesamten nordöstlichen Ausläufer des Königgrätzer Kreises im böhmisch-schlesischen Grenzgebiet. Was die natürlichen Bedingungen dieser Region betrifft, so handelte es sich um einen gebirgigen, dicht bewaldeten und landwirtschaftlich nur wenig ertragreichen Landstrich, der wie ein Kessel die klösterliche Grundherrschaft mit einer Fläche von 187 km² eingrenzte.

Der Braunauer Herrschaft unmittelbar benachbart war Politz, das zugleich auch einen Bestandteil der Herrschaft Břewnow bildete. Wie das Urbar des Jahres 1406 und die Steuerrolle des Jahres 1653 zeigen, besaß diese Herrschaft in ethnischer Hinsicht tschechischen Charakter. Die Gebiete um Braunau und Politz hatten sich – obwohl sie jahrhundertlang zu einer kirchlichen Obrigkeit gehörten – ihre ursprüng-

¹³ Vgl. dazu die Bibliographie bei Čáňová: Prameny. – Zu den Ereignissen in Neudek s. Kašpar: Nevolnické povstání 134f.

¹⁴ Čáňová: Prameny 196–251.

¹⁵ Ebenda 57–78 zu Reichenberg. Zu Braunau s. die folgende Anmerkung.

¹⁶ Zu den folgenden Ausführungen s. Čechura, Jaroslav: Broumovsko 1615–1754: nový rozměr evropské protoindustriie [Das Gebiet um Braunau 1615–1754: Eine neue Dimension der europäischen Protoindustriie]. ČNM 164 (1995) 61–88 (Bibliographie). – Ders.: Broumov 1615–1754: Ein Kapitel des protoindustriellen Stadiums in Europa. Frühneuzeit-Info 1996/2, 1–20.

liche Eigenart in nationaler Hinsicht bewahrt. Es wäre gewiß interessant, sich mit dieser Frage eingehender zu befassen, und zwar schon unter dem Gesichtspunkt der Art der Verwaltung dieser Gebiete, da die Einwohner von Politz noch im 17. Jahrhundert an die Obrigkeit in tschechischer Sprache schrieben, während die Obrigkeit ihnen in Deutsch antwortete. Im Zentrum der Braunauer Herrschaft lag die gleichnamige untertänige Stadt, die dank ihrer unternehmenden Handwerkerschaft schon im späten Mittelalter zahlreiche Privilegien erworben hatte, sodaß sich ihre Stellung de facto derjenigen der königlichen Freistädte annäherte. Die Leistungskraft und der über die Grenzen des Landes hinausreichende gute Ruf der Braunauer Tuchweberei sicherten der Stadt nicht nur bedeutende Einnahmequellen, sondern hoben auch das Selbstbewußtsein ihrer Bürger. Dies wiederum führte zu einer ganzen Reihe von Konflikten zwischen der Stadt und dem Kloster, wobei hier nur die Jahre 1505, 1587, 1605, 1633 und vor allem das Jahr 1680 genannt seien¹⁷.

Am 26. Juli 1680 war ganz Braunau auf den Beinen. Zum wievielten Mal schon in diesem für die berühmte Tuchmacherstadt so bewegten Jahr! Diesmal lenkten die erwachsenen Bürger ihre Schritte zum Rathaus, in den großen Saal. Sie mußten sich auf den Weg machen, ob sie wollten oder nicht, denn die ganze Gemeinde war zusammengerufen worden. Etwa um 10 Uhr traf der Abt Thomas ein, ein Mann von noch nicht 50 Jahren, begleitet vom Prior Viktorin, dem Provisor Wilhelm, dem städtischen Pfarrer Karl Höfner und obrigkeitlichen Beamten, darunter der Verwalter J. G. Hesselius und der Kanzlist.

Zunächst sprach der Abt selbst. Er warf den Bürgern vor, unüberlegt zu handeln, deutete an, wohin ihr Aufstand schließlich führen könne, und wies dabei auf die Treue und den Gehorsam ihrer Vorfahren hin. Dieser Vergleich – mochte er auch bloß ein rhetorisches Mittel sein – mußte auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck machen. Thomas Sartorius nutzte die gespannte Erwartung der vielen Hundert Anwesenden geschickt aus und fuhr fort, „was sie Ihnen genuzet, also was Ihnen ietzt Ihr Frewel fruchten würde, wann nicht angesehen worden were, die Aufrichtigkeit, die trewe, so nach der Rath Gerichte, Schöppen und mehrenteils Eltisten auf noch viel Burgere gehalten hetten. Undt das sie Burger bei Zeitten Ihr beginnen berewet, fußfallend schriftlich und mündlich umb Gnad und Barmherzigkeit bittende einkommen weren, hetten“¹⁸. Die Obrigkeit würdigte also bei ihren Entscheidungen, daß einige Bürger ihre Taten nach einer gewissen Zeit bereut und auf Knien – mündlich und schriftlich – um Gnade gebeten hatten.

Damit sich die Bürger bewußt machten, was sie begangen hatten, ließ der Abt ein Edikt verlesen, das die Ereignisse in der Stadt in den letzten anderthalb Monaten

¹⁷ Vgl. Anm. 23.

¹⁸ Bibliothek des Nationalmuseums, Praha. Sign. VII D 34, fol. 154r (im weiteren zit. als Hesselius). Sämtliche Quellen zu Braunau und dem Gebiet um Braunau, die in dieser Studie herangezogen werden, wurden erst nach 1980 entdeckt. In der recht umfangreichen „Jubiläumsliteratur“ aus Anlaß des 300. Jahrestages der Bauernrevolten von 1680 wurden diese Quellen noch nicht benutzt. Nach Art und Umfang stellen sie den detailliertesten Bestand zu dem hier behandelten Thema dar. Die Quellen werden zit. nach den editionstechnischen Regeln bei Müller, Gerhard: Empfehlungen zur Edition frühneuzeitlicher Texte. Archiv für Reformationsgeschichte 72 (1981) 299–315.

zusammenfaßte. Um die treuen Bürger von den Aufrührern zu trennen, mußten anschließend diejenigen, die sich an dem Aufstand beteiligt hatten, erneut den Treueid leisten. Zum Zeichen seiner Zustimmung mit dem vorgelesenen Text des Eides hob jeder namentlich Aufgerufene zwei Finger.

Der Text des Eides lautete: „Wier gemeine Burger, globen und schweren Gott dem Allmächlichen, der gebenedeiten Mutter Gottes, allen Heiligen, auch Euch Hochwürdiger Herr, Herr Thomas, Abten des Gestiffts Braunau, Erbherrn auf Braunau, undt einem wohllehrwürd. Conuენტt unser gnädigen Erbherrschaftt und Obrigkeit, getrew, gehorsamb, und gewehr, auch immer mehr wissentlich, in den Rath oder Zusambenkunfft zu sein, da wieder ewer Perschon, Ehrwürde, Recht oder Standt etwas vorgeuomben würde, nach darein bewilligen oder gehölen, in keinerlei Wege, sondern deroselben unser natürlichen Obrigkeit, Ehr, Nucz und fromen Befördern, ob wier auch einer oder sambt und sonders verstunden, daß was vorgeuomben oder gehandelt wurde, wieder Euch, demselben sollen und wollen wier getreulich vor sein, und Euch ohne Verzug warnen, und sonst alles daß thun, waß einen gehorsamben und getrewen Erbunterthanen eignet und zustehet, getreulich ohne gefehrde; So wahr und Gott helffte, die gebenedeite Mutter Gottes, und alle Heiligen: Amen.“¹⁹

Aus dem Edikt der Obrigkeit führe ich hier lediglich an²⁰, daß die aufrührerischen Bürger in diesem für schuldig befunden wurden und entsprechend bestraft werden sollten. Das Kloster wies jedoch die Durchführung der Strafe dem Stadtrat zu. Erst danach wurde eine Fürbitte geschrieben, öffentlich verlesen und vom Abt vor den Augen aller Anwesenden versiegelt, in der um die Entlassung von drei Braunauer Bürgern aus dem Gefängnis in Trautenuau ersucht wurde, die dort schon fünf Wochen einsaßen²¹.

Was war diesem bewegenden Ereignis vorangegangen? Wie hatte sich die Mehrheit der Braunauer Bürger verhalten, daß sie der erblichen Obrigkeit abermals Treue schwören mußte? Es handelt sich um einen Vorgang, den viele Bürger als persönliche Schmach empfanden; schon das bloße Wort „erblich“ rief bei ihnen große Erregung hervor, die sie nicht selten auch in der Öffentlichkeit unverhüllt zum Ausdruck brachten – um sich anschließend insgeheim zur Abwechslung wieder von ihr zu distanzieren. Wie hingen die Vorgänge in Braunau im Frühjahr und Sommer des ereignisreichen Jahres 1680 mit dem zusammen, was sich praktisch gleichzeitig auf dem Gebiet der Herrschaft Braunau und im benachbarten Politz abspielte?²²

Die Gründe für das erwähnte Vergehen, das sich die Mehrheit der Braunauer Gemeinde hatte zuschulden kommen lassen, waren im Kern von zweierlei Art. In

¹⁹ Hesselius, f. 157v.

²⁰ Archiv des Nationalmuseums, Praha. Ms 1337, f. 61r–65r (im weiteren zit. als Plackwitz). Die Handschrift habe ich 1993 entdeckt, sie war irrtümlich in einen anderen Bestand eingeordnet worden. – Hesselius, f. 154r–157r.

²¹ Wie Anm. 20.

²² Einzelheiten dazu bei Chalupa, Aleš: Hesseliova kronika o povstání poddaných na broumovském panství [Die Chronik des Hesselius über den Aufstand der Untertanen auf der Herrschaft Braunau]. Sborník Národního muzea-A 38 (1984) 1–95 und neuerdings Čechura, Jaroslav: Broumovská rebelie 1680 [Die Braunauer Rebellion 1680]. Praha 1997.

langfristiger Perspektive ging es in erster Linie darum, daß die Benediktiner als Obrigkeit bei den Bürgern der Stadt nicht beliebt waren. Das Problem – um dies klarzustellen – lag nicht darin, daß es sich um eine kirchliche Obrigkeit handelte. Die Rebellen waren geschickte Handwerker und Gewerbetreibende mit weitreichenden Verbindungen in die umliegenden Regionen, ein Teil von ihnen hatte nicht unbedeutenden Reichtum erworben. Schon 1587 hatten die Braunauer Kaiser Rudolf II. gebeten, sich der Obrigkeit ihrer Stadt anzunehmen. Obwohl der Kaiser vielen Braunauer Bürgern Adelstitel verkaufte, blieben diese de facto Untertanen des damals schwachen Klosters. Die Ereignisse vor und nach 1618 im Gebiet um Braunau brauchen nicht erwähnt zu werden, sie sind bekannt²³. Die Mentalität der selbstbewußten Braunauer Bürger änderte sich freilich auch nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, als allmählich Ruhe einkehrte, nur unwesentlich. Die konfessionellen Veränderungen lassen sich vorerst nur in geringem Maße erfassen, da die hierfür erforderliche Konskription der Untertanen auf der Grundlage ihres Bekenntnisses fehlt.

Dauernde Unzufriedenheit der Bürger rief der Verlust einer Reihe von Privilegien durch die im „Recess“ Ferdinands II. aus dem Jahr 1629 festgelegten Bestimmungen hervor²⁴, und ebensowenig wollten sie sich mit der „Transaction“ des Jahres 1666 abfinden, die einen Vergleich mit der nun als solche anerkannten erblichen Obrigkeit darstellte²⁵. Die Verhandlungen über diese Frage dauerten drei Jahre und kosteten die Braunauer viele Tausend Gulden, ehe sie dem Abt Thomas „erblichen Gehorsam“ schworen. Thomas Schneider, wie der Abt ursprünglich hieß, war mit den städtischen Verhältnissen aufs beste vertraut. In Braunau geboren, wurde er 1663 zum Abt gewählt²⁶, um dieses Amt dann 37 Jahre lang auszuüben.

Der zweite Grund ist die tatsächliche Resonanz des „revolutionären Jahres 1680“ im Braunauer Gebiet und in der Stadt selbst. Mit dieser verhielt es sich wesentlich anders, als alle bisher vorliegenden Arbeiten über den Aufstand des Jahres 1680 annehmen²⁷. Diese kommen übrigens überhaupt nicht auf den Gedanken, daß sich mitten zwischen zahlreichen Orten, die im Zeichen von Unruhen und Aufruhr standen, eine recht große und prosperierende „untertänige Stadt“ befinden konnte. Desgleichen wurden bislang auch die ethnischen Verhältnisse der Widerstandszentren nicht gebührend berücksichtigt, in denen – und dies gilt zumindest für Ostböhmen – die dort ansässigen Deutschen eine keinesfalls zu vernachlässigende Rolle spielten.

Es ist in gewisser Weise paradox, daß die Unruhen aufgrund der irrtümlichen Auslegung eines kaiserlichen Patents ausbrachen. Ein zweites Paradoxon liegt darin, daß

²³ Im Überblick dazu zuletzt Vilímková, Milada/Preiss, Pavel: *Ve znamení břevna a růže. Historický, kulturní a umělecký odkaz benediktinského opatství v Břevnově* [Im Zeichen des Balkens und der Rose. Das historische, kulturelle und künstlerische Vermächtnis der Benediktiner-Abtei in Břevnov]. Praha 1989, 50ff.

²⁴ Staatliches Bezirksarchiv Náchod. AM Broumov, i.-9, sign. 14. – Webersinke, Rudolf (Hrsg.): *Beiträge zur Geschichte der Stadt Braunau im 17. Jahrhundert*. Braunau 1928 (Sonderdrucke aus Jahresberichte des Stiftsgymnasiums Braunau 67).

²⁵ Staatliches Bezirksarchiv Náchod. AM Broumov, i.-18, sign. 27. – Webersinke (Hrsg.): *Beiträge XIV–XIX*.

²⁶ Wie Anm. 23.

²⁷ Wie Anm. 22.

es die Bürger waren, die die bis dahin ruhig dahinlebende Herrschaft in Aufruhr versetzten, eine Herrschaft, die sich an ihrem eigenen inneren Rhythmus orientierte, der schon längst nicht mehr durch den agrarischen Zyklus, sondern durch den Kalender kommerzieller Aktivitäten bestimmt wurde, auf denen der Druck der Abgabepflichten an die unersättliche Staatskasse lastete²⁸. Doch es waren die örtlichen Bauern, die den Kopf auf den Richtblock oder in die Schlinge des Galgenstricks außerhalb der Stadt legen mußten²⁹. Nach der „offiziellen“ Version der Obrigkeit wurden gerade sie – angeführt von den Schultheißen und Dorfrichtern – wiederholt als die eigentlichen Anstifter des Aufstandes in Braunau bezeichnet . . .

Wie verhielt es sich nun tatsächlich? Am 22. März 1680 hatte Kaiser Leopold II. ein Patent erlassen, das das Verfahren bei der Eingabe von Beschwerden der Untertanen in der Weise regelte, daß diese sich nicht mehr an den Herrscher, sondern an die Kreishauptleute wenden sollten, denen auferlegt wurde, die Angelegenheit eingehend zu untersuchen und gegebenenfalls Abhilfe zu schaffen³⁰. Dieses Patent wurde allen Kreisen zugeschickt. In Braunau wurden die Untertanen zwar mit dem Inhalt des Patents bekanntgemacht, „aber nur mündlich, weil es etwas obscure, und den Gemeinen man gar leicht einen anderen Verstand, wie es dan hernach geschehen, geben möchte beigebracht“³¹. Zudem wurde das Patent in der Braunauer Herrschaft so verstanden, daß es nur diejenigen Gebiete betreffe, in denen die Bauern rebellierten . . . Das Patent wurde daher nachts – wie in der Stadt üblich – an den dafür vorgesehenen öffentlichen Stellen ausgehängt³².

Weitere Nachrichten darüber, was außerdem noch Inhalt des Patents sein mochte, erhielten die Einwohner Braunaus von den Soldaten, die zur „Beruhigung“ anderer ostböhmischer Herrschaften entsandt wurden. Diese besaßen natürlich ihre eigenen Informationskanäle, da sie beispielsweise ziemlich regelmäßig nach Wien reisten, um dort Wein zu besorgen. Als nicht weniger wichtig muß die zeitgenössische Logik der Wahrnehmung betrachtet werden, derzufolge der Kaiser eine Person darstellte, die bei der Mehrheit der Bevölkerung noch immer im Ruf eines „guten Herrschers“ stand: Dieser hatte nun ein Gesetz erlassen, das die Bewohner Braunaus betraf, doch nur wenige hatten etwas darüber in Erfahrung bringen können. Dies gab begrifflicher Weise Anlaß zur Ausbreitung verschiedener Gerüchte, wie etwa dem, daß die Beamten den Inhalt des kaiserlichen Dokuments geheimhalten wollten. Man darf sich nicht von der Tatsache irreführen lassen, daß das Patent die Untertanen auf dem Lande betraf! Auch die selbstbewußten Braunauer Bürger nahmen die Situation in der ange deuteten Weise wahr. Angesichts ihrer Beziehungen zur Obrigkeit ist dies keineswegs unverständlich.

²⁸ Vgl. Čechura, Jaroslav: Broumovsko v 17. století – neznámá kapitola evropské protoindustrialie [Das Gebiet um Braunau im 17. Jahrhundert – ein unbekanntes Kapitel der europäischen Protoindustrialie]. *Historický obzor* (1995) 223–228.

²⁹ Čechura, Jaroslav: Broumov v srpnu 1680: epilog selské rebelie [Braunau im August 1680: Der Epilog einer Bauernrebellion]. In: Pocta Prof. JUDr. Karlu Malému, DrSc. k 65. narozeninám [Würdigung für Prof. JUDr. Karel Malý, DrSc. zum 65. Geburtstag]. Praha 1995, 198–205.

³⁰ Hesselius, f. 4r–6r.

³¹ Hesselius, f. 6v.

³² Ebenda, f. 16v.

Dieser Stand der Dinge, auf den ersten Blick durch äußerliche Ruhe gekennzeichnet, wandte sich schließlich gegen die Verwaltung der Herrschaft wie gegen den städtischen Rat. Nach einer späteren Beschreibung der Ereignisse hatten es die Verwalter und die Mitglieder des Rates in der Tat nicht für notwendig gehalten, das kaiserliche Patent zu veröffentlichen, da dieses die Herrschaft Braunau, wie sie meinten, im Grunde nicht betraf³³. Damit unterschätzten sie das Konfliktpotential ihrer Untertanen.

1. Akt – 10. Mai: Die Zusammenkunft in den Laubengängen

„Den 10. Mai, alß die Bauern in denen Braunauischen Dorffschafften einen Aufstand gemacht, und sich Ihr Hochwürdl. und Gnaden, der Gnädigen Erbobrigkeit in gesambleten Hauffen widersetzt, gleich dazumahlen, unsern Theilß Burgern, in – und vor der Stadt – sich auch unter denen Lauben am Ringe versamblet, und auß ihnen einen Außschuß, auf dz Rathhauß, an den Rath abgeordnet“. Dies ist das Zeugnis des Braunauer Stadtschreibers Johann Plackwitz³⁴, sicherlich ein erfahrener Mann, der sein Amt fast zwei Jahrzehnte lang ausübte³⁵. In dem eben zitierten Auszug aus seinem Bericht bringt er jedoch den bäuerlichen und den städtischen Aufstand offensichtlich nicht ohne Absicht in einen falschen zeitlichen Zusammenhang. Die Unzufriedenheit der Bauern trat nämlich erst vier Tage später, am Dienstag, dem 14. Mai, offen zutage³⁶.

Natürlich geht es hier nicht nur um den Zeitunterschied von einigen Tagen. Plackwitz „verschob“ auf diese Weise den Ausgangsimpuls zu den nachfolgenden Ereignissen von den Bürgern zu den bäuerlichen Untertanen, die „Ihre Kinder zu den Burgerschaft befördert, haben sonderlich aufgehetzt“, wie dies J. Hesselius später notierte. Tatsache ist, daß die Dorfrichter der Braunauer Herrschaft am 14. Mai 1680 eine schriftlich formulierte Beschwerde vorlegten; hierbei können wir eine gewisse Vorbereitungsphase voraussetzen. Diese mochte zwar mit dem Ausbruch der Unzufriedenheit bei den Bürgern zeitlich zusammenfallen, und beide Vorgänge konnten sich daher auch gegenseitig beeinflussen, doch verbinden lassen sie sich nicht, wie wir noch sehen werden.

Am 10. Mai 1680 handelte es sich um einen spontanen Akt; die auf dem Marktplatz „flanierenden“ Bürger wählten aus ihrer Mitte einen elfköpfigen Ausschuß. Dieser setzte sich aus sieben Tuchmachern, einem Tuchscherer, einem Schneider, einem Schmied und einem Bürger aus der Vorstadt zusammen; die meisten von ihnen waren etwa 50 Jahre alt³⁷. Der Stadtrat empfing die Abordnung der Bürger und bestätigte, um den 10. April ein kaiserliches Patent erhalten zu haben; es sei jedoch „weder von Burgern, noch Bauern einiger Aufruhr zu vermutten, und solches vor keine ruhige,

³³ Plackwitz, f. 69v–65v. – Hesselius, f. 154r–7r.

³⁴ Plackwitz, fol. 1r.

³⁵ Staatliches Gebietsarchiv Zámrsk. Matrikeln 154, 13–54 (Index). Die Geburtsmatrikeln der Kirche des hl. Peter und Paul in Braunau wurden 1632 angelegt; diesen habe ich – soweit möglich – die weiteren Angaben zum Alter der Bürger entnommen.

³⁶ Hesselius, f. 12r–v. – Chalupa: Hesselioikova kronika 90.

³⁷ Wie Anm. 18.

sondern aufrührerische Unterthanen außergefertigt worden“³⁸. Der Text des Patents wurde dem Ausschuß der Bürger vorgelesen. Dieser erwartete jedoch mehr, verlangte eine Verringerung der sie hart bedrückenden Kontributionen und die Stilllegung von vier Gemeindebrauereien bei Jahrmärkten, aus denen die Stadt keinen Nutzen zog. Der Stadtrat stimmte diesem Ersuchen nicht zu und legte darüber hinaus den Bürgern nahe, sich nicht unter die lokalen aufrührerischen Bauern zu mischen und sich mit ihnen zu verbinden, sondern demütig, friedfertig und in der gehörigen Art und Weise ihre Forderungen vorzulegen. Der Rat würde diese dann an die Obrigkeit weiterleiten.

Die Braunauer waren offensichtlich unzufrieden. Schon am 15. Mai ernannten sie einen neuen zehnköpfigen Ausschuß, dessen Mitglieder nicht dem ersten Ausschuß angehört hatten. In diesem zweiten Ausschuß waren wiederum sieben Tuchmacher vertreten, dazu ein Bäcker, ein Schuhmacher und ein Weißgerber. Sie hatten den Eindruck, daß das Patent „die Tore von neuem geöffnet habe“³⁹ und man die Situation nutzen müsse, um die ursprünglichen städtischen Rechte wiederherzustellen, die Privilegien und Rezesse erneut bestätigen zu lassen und auch wieder die Berechtigung zu erhalten, in den vier früheren städtischen Dörfern Bier auszuschenken. Der Stadtrat lavierte, stimmte zwar der Veröffentlichung des Patents zu, wollte aber auf die Frage der alten Privilegien nicht eingehen: Es spiele keine Rolle, wann diese gewährt worden seien, da der kaiserliche Rezeß aus dem Jahre 1629 diese Privilegien aufgehoben habe. Die Ratsherren fragten die Deputation, ob sie sich dessen bewußt sei, daß „zu Confirmation aber der Privilegien und Recess, Geld vonnöthen sein würde, ob sie auch selbiges zugeben?“⁴⁰ Die entsprechenden Transaktionen seien in der Landtafel abgelegt, auf diese könnten sich die Bürger berufen. Der Rat äußerte auch Zweifel daran, ob die jungen Bürger den Inhalt des Dokuments überhaupt kannten. An jede Zunft werde eine Abschrift geschickt werden, dann könnten diese dem Rat ihre Beschwerden vortragen. In der Tat versuchte der neue Ausschuß der Braunauer Bürger den Status quo zu umgehen, wie er in den Vereinbarungen bzw. Transaktionen des Jahres 1666 festgehalten worden war.

Am 18. Mai kam das einfache Volk Braunaus wieder zusammen und forderte den Bürgermeister auf, die große Gemeinde einzuberufen; vor dieser wollten sie ihre Anliegen vortragen, um von ihr unterstützt zu werden. Deshalb zogen sie auf das Rathaus und wollten dem Rat ein Protokoll vorlegen. Der Rat fand jedoch abermals einen Ausweg: „Der Rath den Pöffel zu begüttigen Befelcht mit vorwissen der gn. Erbobrigkeit, den Eltisten eines ieden Handwergk oder Zunfft; sie sollen zusamben gehen und was jedes Handwerk oder Zunfft sich zu beschweren hatte, ordentlich aufsetzen, und Ihnen aufs Rathhausß einhändigem. Sie wolten so den darauß nehmen, was sich ordentlich thuen lisse.“⁴¹ Auf diese Weise gelang es, die Verhandlungen in die einzelnen Zünfte zu verlagern, die dann tatsächlich – mit Ausnahme der Tuchmacher – ihre Beschwerden dem Rat übergaben.

³⁸ Plackwitz, f. 1v.

³⁹ Ebenda, f. 2r.

⁴⁰ Ebenda, f. 2v.

⁴¹ Staatliches Gebietsarchiv Zámrsk. Vs Broumov, Karton 320, amtliches Manual des Hesselius aus dem betr. Jahr. Eine etwas mildere Formulierung bei Hesselius, f. 28r.

Am 20. Mai legte der dritte Ausschuß der Braunauer Bürger seine Forderungen vor. Unter seinen zehn Mitgliedern befanden sich nur drei Tuchmacher; weitere Handwerke waren jeweils mit einem Mitglied repräsentiert, Vertreter der Vorstädte gehörten dem Ausschuß ebenfalls an. Dessen Mitglieder waren etwas jünger als die der beiden ersten Ausschüsse⁴². Nicht alle Forderungen seien angemessen gewesen, vermerkte Johann Plackwitz; einige Abschnitte seien sogar unterstrichen und zweimal geschrieben worden⁴³. Die Tuchmacher und die Tischler seien weiterhin unzufrieden und wollten mehr als die anderen Gewerbe.

2. Akt – 13. Juni: Ein richtiger Aufstand

Am 13. Juni hielt die Tuchmacherzunft in Anwesenheit ihres Inspektors eine Versammlung ab. Johann G. Hesselius, unser zweiter Berichterstatter, kennt alle Details: „Haben solch tumultuiren verführet, daß nicht zubeschreiben, keinen zu oder einreden Gehör geben, allerhand spöttisch, hönisch, lügenhaftt und lacherliche Worth und geberden wieder die gn. Erobrigkeit, Rath und Zechenmeister gefüret. Daß Worth Erb und die Transaction alß eine erzwungene Sach, in welcher Ihnen [: alß freien Burgern:] nichts gehalten worden, ganz verworfen, sich auf den Recess berufen. Die Geschworne Zechmeister in der stuben arrestiret, selbte gezwungen nebst einen Außschuß zum Burgermeister zugehen, umb zu begehren, die ganz burgerliche Gemein zuberuffen; der Stadtprivilegien erzwingen wollen, solche begehret umb damit zu Ihro Mai., weiln die Zeit noch offen zugehen, und confirmiren zulassen ...“⁴⁴ Und weiter heißt es in dem Bericht: „nachdem die Arrestirung der Zechmeister geschehen, fragt der Inspector, ob sie auch ihn arrestirten? Sie geantwortet: Nein; er möchte gehen, wohin er wolle, da er von Tisch aufgestanden und nach Hauße gegangen.“

Am nächsten Tag versammelte sich eine große Menge von Bürgern, die den Versuch unternahmen, in das Rathaus einzudringen, doch wollte der Rat nicht mit ihnen verhandeln. Den ganzen Tag saßen die Bürger um das Rathaus herum und versuchten, so viele Menschen wie möglich auf ihre Seite zu ziehen. Am 15. und 16. Juni zog die Menschenmenge auf die Gemeindewiese; hier verabredeten die Bürger gemeinsame Aktionen, sammelten Geld und schickten eine Abordnung zum Bürgermeister, um einen Paß zu erhalten, doch wurde ihnen die Reiseerlaubnis nicht erteilt, da die Gefahr einer Pestseuche drohte. Darum scherten sich die Bürger nicht und beschlossen, „darmit, entweder directe zum Kaiser, weiln er in der Nähe zu Pardubiz residirte, oder ins Königliche Craißsamt zugehen“⁴⁵. Sie wählten einen Ausschuß, dem 28 Mitglieder angehörten, und ließen das Los entscheiden, wohin sich dieser begeben sollte, um Unterstützung und Schutz für ihr Vorgehen zu suchen: „Weil unß der Rath nit Weil beistehen, so wollen wier unß andere, oder einen anderen Herren suchen, der sich unser wirdt annehmen.“ Das gesammelte Geld sollte den Abgesandten als Tagegeld dienen, wobei auf jeden 4,5 Gulden entfielen⁴⁶.

⁴² Die Zusammensetzung aller Ausschüsse findet sich nur bei Plackwitz.

⁴³ Plackwitz, f. 3r.

⁴⁴ Hesselius, f. 83r-v.

⁴⁵ Ebenda, f. 85r.

⁴⁶ Ebenda, f. 87r.

In dieser Situation erstattete der Stadtrat dem Kreisamt Bericht. Der Kreishauptmann, Graf Wallenstein, antwortete umgehend. Er verstand den Bericht so, daß die Braunauer nach dem Grundsatz handelten, sie seien *„alß freie Burger zu schätzen, also gleichsamb Schir das Crimen Casae Maiestatis mitt wirklichem Auffstandt und Landfriedensbruch* [Hervorhebung von mir. – J. Č.]“⁴⁷. Der Rat übergab jeder Zunft eine Abschrift des Briefes Wallensteins; dann berief er eine Versammlung der Schöffen und Gemeindeältesten ein und fragte diese, ob sie der Obrigkeit die Treue bewahrten. Einige gaben zu, daß sie das hatten tun müssen, was die Mitglieder der Zünfte verlangen hatten.

Am gleichen Tag, also am 17. Juni, verzeichnen wir ein weiteres unerwartetes Ereignis. Der Abt Thomas reiste nach Politz und traf mit der Deputation der Braunauer Bürger zusammen, die auf dem Wege zum Kreisamt war. Hesselius war dabei, als die Braunauer dem Abt auf seine Frage, wohin sie ihr Weg führe, zur Antwort gaben: „Sie erschrecken also, daß sie nicht gewuß, was sie Reden oder Antworten solten, alß sie von der Obrigkeit angeredet wurden, wohin sie wolten; fallen sie auf die Erden, können kein Wörth vortragen . . .“⁴⁸ Es handelte sich um etwa 20 Personen, die Hesselius ursprünglich als Betrunkene bezeichnete⁴⁹.

Nach der Begegnung mit dem Abt setzten sieben Personen die Reise nach Miletin fort, wo sich der Sitz des Kreisamtes befand. Der Kreishauptmann empfing die Deputation unverzüglich und verlangte die Vorlage einer behördlichen Vollmacht oder eines schriftlichen Gesuchs. Etwas Derartiges konnten die Braunauer nicht vorweisen. Wallenstein kritisierte in scharfem Ton die Vorgänge in Braunau, doch die Deputation wich nicht zurück und wollte den Beweis ihrer Unschuld beibringen. Vier Mitglieder der Deputation kehrten schließlich nach Braunau zurück, doch die drei älteren Tuchmachermeister „Elias Röhricht, Hans Vogler, und Hans Scholtze: Tuchmacher durch Musquetiere nahe Trattnau von Creißambt in Arest geschickt worden“⁵⁰.

3. Akt – 21. Juni: Ist die Obrigkeit nicht erblich?

Am 21. Juni wurde in der obrigkeitlichen Kanzlei, also bei Hesselius, in Gegenwart des Stadtrates die Untersuchung der Vorfälle eingeleitet. Einige Tuchmacher und Schöffen waren zu diesem Zweck vorgeladen worden. Inzwischen trafen Beschwerdeschriften der Zünfte ein, die der Rat am 22. Juni an die obrigkeitliche Kanzlei weiterleitete. Unter diesen Beschwerdeschriften fehlte die der Tuchmacher, der größten und wichtigsten Korporation in der Stadt. Die Fleischer, Bäcker, Schuhmacher, Schneider, Schmiede, Tischler und die allgemeine Zunft legten eine Aufstellung der von ihnen als verbesserungsbedürftig empfundenen Fragen vor. Die Fleischer, Bäcker und Schneider fertigten darüber hinaus zwei Arten von Beschwerdeartikeln an, wobei die ersten unmittelbar die Zunft, die zweiten allgemeine Angelegenheiten betrafen. Im Kern waren allen Beschwerdeschriften drei Hauptthemen gemeinsam: Steuerangelegenheiten, die Frage des Bierbrauens und das Problem der Einquartierung von

⁴⁷ Plackwitz, f. 4r.

⁴⁸ Hesselius, f. 86v.

⁴⁹ Wie Anm. 41. In der Chronik wird eine etwas mildere Formulierung verwendet.

⁵⁰ Ebenda.

Soldaten. Die Beschwerdeschriften vermitteln ein aufschlußreiches Bild der Situation, in der sich die einzelnen Handwerke befanden. Überraschenderweise finden wir in ihnen keine Klagen über deren schwierige Lage, sondern sachlich formulierte Forderungen, die die eigene Position nüchtern einschätzen⁵¹. Davon wird noch die Rede sein.

Die obrigkeitliche Kanzlei reagierte auf die Beschwerdeartikel am 27. Juni mit der Herausgabe eines Dokuments unter dem Titel „Positiones“⁵². Es handelte sich dabei im wesentlichen um acht Fragen, aus denen hervorgeht, wie die Obrigkeit die Ereignisse in der Stadt seit dem 10. Mai wahrnahm. Es genügt, die beiden ersten Fragen anzuführen, um zu begreifen, daß das Verhalten der Bürger als wirklich bedenklich angesehen wurde:

1. Waß und wer die Gemeine nöttigett und beredet zu diesem Auffstand, sich wieder Ihre Erbobrigkeit zu beschweren.
2. Ob die eingegebene Beschwerungß Puncta genugsamb Ursach sein zu solchen Aufstand?

Die weiteren Punkte lassen erkennen, daß das Verhalten der Braunauer Bürger als Bruch des Treueides und des Landfriedens sowie als Ruhestörung eingestuft wurde. Darüber hinaus hatten die Braunauer nach Auffassung der obrigkeitlichen Kanzlei zumindest gegen zwei der zwölf Artikel der Transaktion verstoßen⁵³. Der Stadtrat ließ mit seiner Antwort an die Kanzlei nicht lange warten und wehrte sich in seinem Schreiben mit dem Hinweis darauf, daß die Bürger versucht hätten, das Rathaus zu besetzen und den Rat für die Unterstützung ihrer Sache zu gewinnen, was ihnen aber nicht gelungen sei. Außerdem meinte der Rat, daß sich die Obrigkeit gegenüber den Bürgern hätte entgegenkommender verhalten können, da sich die Bürger nicht mit den aufständischen Bauern verbunden hatten und ihre bescheidenen Forderungen in ordentlicher Weise vorgebracht worden seien. Den Unzufriedenen sei kein Paß für die Reise zum Kreishauptmann ausgestellt worden; durch ihr weiteres Verhalten hätten sie sich eines Vergehens schuldig gemacht, für das sie bestraft werden müßten. Ein erheblicher Teil der Bürger sei dagegen „treu, ruhig und gehorsam“ geblieben, stellte der Rat abschließend fest⁵⁴.

Die ganze folgende Woche stand im Zeichen der Beruhigung. Am 6. Juli versammelten sich die Zünfte, um über die Probleme zu verhandeln, die in den „Fragen“ der herrschaftlichen Verwaltung aufgeworfen worden waren. Diese Verhandlungen verliefen in der Weise, daß die Zunfthältesten die Mitglieder ihrer jeweiligen Zunft einzeln fragten, ob sie an ihrer ursprünglichen Auffassung festhielten oder sich der Meinung der Obrigkeit und des Stadtrates anschließen würden. Hier irgendwo liegen die Anfänge eines Stimmungsumschwungs in der Bürgerschaft, die sich dessen bewußt zu werden begann, daß es ihr nicht gelungen war, die notwendige Unterstützung inner-

⁵¹ Zu allen Forderungen s. Plackwitz.

⁵² Plackwitz, f. 15r–16r. – Hesselius, f. 112v–113v.

⁵³ Es handelte sich – im Hinblick auf das Vergehen der Bürger – um die Artikel 4 und 12 der Transaktion. Vgl. Anm. 25.

⁵⁴ Plackwitz, f. 19r.

halb der Gemeinde zu finden. „Aber die Gemütter waren schon abgeschreckt; Sie erkant den Fehler, ein jeder krecht zum Kreuz. Er hilte es mit dem Rath und Eltisten, niemandt wolte etwas gethan haben; die Positiones könten sie nicht beantwor- ten. Sie weren zu hoch vor sie, bitten die Eltisten, sie wolten alles geschehene helffen, zum besten zu wenden“, vermerkte Hesselius in seinem Bericht⁵⁵. Energie, Mut und Entschlossenheit, die sich in der Woche nach dem 13. Juni gezeigt hatten, waren dahin, die erhitzten Gemüter der Bürger hatten sich abgekühlt. Nun beschäftigte sie nur noch eine einzige Frage, nämlich wie man es anstellen müsse, um für das, was sie getan hatten, so wenig wie möglich bestraft zu werden.

4. Akt – 17. Juli: Auf den Knien

Am 8. Juli trafen in der obrigkeitlichen Kanzlei die Antworten auf die „Fragen“ ein, die die Kanzlei den Bürgern zehn Tage zuvor gestellt hatte. Auch diesmal legten die Tuchmacher keine schriftliche Stellungnahme vor, sondern schickten der Kanzlei lediglich ein Verzeichnis derjenigen Personen zu, die Schuld auf sich geladen hatten – es handelte sich um 234 Personen, darunter auch der Stadtschreiber Johann Plackwitz⁵⁶. Bei den Meistern, die die Unzufriedenen unterstützt hatten, führte das Verzeichnis die gezahlten Beträge an. Schon die Tatsache, daß über die Geldsammlung Buch geführt worden war, deutet die Grenzen des spontanen Charakters der Aktion an. Noch mehr überrascht, wie bescheiden die Beiträge waren; den höchsten Betrag mit 33 Kreuzern steuerte Tobias Schimann bei. Dies entsprach dem Entgelt für eine dreitägige Tagelöhnerarbeit. Die Mehrzahl der Tuchmacher hielt ihren Geldbeutel noch mehr zu und gab selten mehr als zehn Kreuzer. Es folgten auf dem Verzeichnis 16 Tuchmacher, die sich den Unzufriedenen nicht angeschlossen hatten.

Die Fleischer verhielten sich ganz anders: „Jedtwedern Meisters, sich deren keiner, bei Aufstand befinden lassen, und verbeliben bei der Gn. Erbobrigkeit und E. E. W. W. Rath beständig; tröstlicher Hoffnung lebende gnädiges Schutzes. Und ob gleich keiner beim Aufstand sich befinden lassen.“⁵⁷ Nichtsdestoweniger führten sie fünf Mitglieder an, die alle zur Familie Trautmann gehörten; einer von ihnen war in den dritten Ausschuß vom 20. Mai gewählt worden, und insgesamt hatten diese fünf Mitglieder 2,5 Gulden gezahlt.

Die Bäcker übergaben die Aussagen von fünf Meistern, unter denen Ulrich Hoßer fehlte, der dem dritten Ausschuß angehört hatte. Am ausführlichsten nahm Moritz Hickl Stellung: „Jedoch in keiner ubeln Meinung, allein zuvernehmen, ob sie Ihre Beschwerungs Punkte eingegeben hetten; Alß er aber im Mantel vor dz Rathhauß gegangen, gesagt hette. Er wolte keines weg es den Erbobrigkeitlichen Aid brechen, hette kein ubel Wortt, wieder die Gn. Erbobrigkeit fahren lassen. Sonst auch in Kein Conventiculen außer vor dz Rathhauß gegangen. Und da er viel Volk auf der Viehweide gesehen, sich dahin begeben, aber wieder die Gn. Erbobrigkeit nichts geredet; alldortten Sie ihn besprochen, mitt ihnen zugehen, und die Transaction, welche Er, alß ein einfältiger Mann nicht verstanden, weder hören leßen, noch selbst gelesen,

⁵⁵ Hesselius, f. 131r–v.

⁵⁶ Plackwitz, f. 20r–29r.

⁵⁷ Plackwitz, f. 29v.

erleutern zulassen; aber nicht die Gn. Erbobrigkeit zuverklagen; hette auch an der Transaction keinen Zweifel getragen. Indem sein Vatter selbst dabei gewessen; wüste auch von keinen Privilegien, weilweniger leßen hören; sondern hette nebst andern, den Kaisl. Recess und Transaction mitt Bewilligung der Gn. Erbobrigkeit confirmiren zulassen bitten wollen.“⁵⁸

Wir sollten hier nicht dem sich so sehr anbietenden Bild des „Einfaltspinsels“ erliegen. Wenn dies zuträfe, wäre Moritz Hickl kaum mit einer Strafe von fünf Schock Groschen belegt worden⁵⁹. Ein ähnliches Verhalten wie Hickl zeigte auch ein anderer verhörter Bürger, Christof Schönert, der ebenfalls erklärte, er habe „nichts begangen“ und „verstehet die Sachen nicht und bittet um Verzeihung“. Wir können uns zu Recht fragen, warum er dann die zweithöchste Strafe überhaupt bezahlte . . . Aus den Aussagen der beiden Bürger geht also hervor, daß wir mit derartigen Berichten kritisch umgehen müssen und uns durch den unmittelbaren Eindruck, den sie hervorrufen, nicht täuschen lassen dürfen.

Die übrigen Zünfte führten bei den einzelnen Namen ihrer Mitglieder meistens nur deren kurze Aussage an und baten abschließend durchweg um Gnade, wobei die Tuchscherer, die im übrigen keine Beschwerde vorbrachten, am weitesten gingen: „Auf die ihnen communicirte Positiones, wüste und köntte das Handwerck der Tuchscherer nicht andtwortten, in dem sie mitt denen sich zusammenrottirten nicht interessiret, sondern bei der Gn. Erbobrigkeit, und E. E. Rath gutt und blutt zusetzen woltten; außer George Wolff und Mathes Kahlert, welcher beim ersten Aufstand gewesen.“⁶⁰

Der erste der beiden eben genannten Tuchscherer antwortete auf die ihm gestellten Fragen. Sein Ausgangspunkt war: „Ihn auch niemand darzubegehrt noch aufgeredet hette, sondern vor seinen eignen Kopff gethan und darzu gegangen“, wie der Stadtschreiber die Aussage Wolfs niederschrieb⁶¹. Es ist unbestritten, daß es sich hier um einen selbstbewußten Mann handelte, der für seine Aktivitäten im Verlaufe des „Aufstandes“ eine sehr hohe Strafe zahlen mußte. Der 41 Jahre alte Georg Wolff redete sich auf nichts heraus . . . Schließlich führte das Verzeichnis an, daß sich 24 Mitglieder der allgemeinen Zunft an dem Aufstand beteiligt hatten.

Als letzter Versuch der Braunauer Bürger, für ihr Vorgehen Unterstützung zu erhalten, wurde in aller Eile eine Bitte um Hilfe an den Bischof in Königgrätz aufgesetzt, die diesem zwischen dem 12. und 15. Juli übergeben wurde⁶². Das Memorial schrieb Daniel Engelhard nieder, der Schreiber der Tuchmacher, der Text wurde von dem Studenten der Theologie Georg Kahlert verfaßt, dem Sohn eines alten Müllers aus dem Dorf Untere Mühle. Die kaum getrocknete Abschrift – Engelhard kam gar nicht dazu, sie noch einmal durchzulesen, kannte auch den genauen Titel des Bischofs nicht und vergaß sogar das Datum – nahm ein anderer Bürger, Martin Beil, mit sich. Auch

⁵⁸ E b e n d a, f. 30r–v.

⁵⁹ Nur 34 Bürger zahlten mehr. Vgl. Č h a l u p a: Hesseliova kronika 70–71.

⁶⁰ P l a c k w i t z, f. 35v. Mit dem ersten Aufstand ist der vom 10. Mai 1680 gemeint, als sich die Bürger auf dem Marktplatz versammelten.

⁶¹ E b e n d a, f. 36v.

⁶² H e s s e l i u s, f. 116v–117r.

er gelangte ohne Schwierigkeiten auf dem schnellsten Wege zu dem kirchlichen Würdenträger und übergab diesem das Gesuch.

Die Braunauer baten den Bischof um Hilfe; sie seien bei der Obrigkeit in Ungnade gefallen, wie deren beigelegte Fragen vom 28. Juni zeigten, und befürworteten, bestraft zu werden. „Mitt unsern gutten Gewissen, bei Verlust Gutts und Blutts, Seelen Seeligkeit betheüren [= beteuern]; deßen unß Gott ein Zeüge sein wird an einem Tage, daß solches nicht geschehen ist, nach im wenigsten erfolget, sondern allzeit flehendtlich in gebührender Demuth, Respect und Gehorsamb, E. E. Magistrat, Burgermeister, Schöpffen und Eltisten, Umb die Priuilegien, Transaction und Kaisl. Receß, inständig darumb angelanget, und wehmüttig gebetten. Damit solche möchten communicirt und zur Kaiser[lichen] Confirmation gebracht werden.“ Ihre nachdrücklichen Worte ergänzten die Braunauer durch die Bitte um Gnade für die drei bereits ins Gefängnis geworfenen Bürger. Bischof Johann Ferdinand von Talmberg empfing zwar die Boten aus Braunau, riet ihnen aber, nach Hause zurückzukehren und sich mit ihrem Gesuch direkt an ihre Obrigkeit zu wenden⁶³.

Der Bischof zog sich damit recht geschickt aus der Affäre, denn die Beziehungen zwischen dem Bistum und dem Kloster waren durch einige Streitigkeiten belastet, die noch dadurch an Schärfe gewannen, daß der erste Königgrätzer Bischof Matthias Ferdinand Sobek von Bilenberg gewesen war, ursprünglich ein Ordensgeistlicher aus Braunau, dessen Vater die Verwaltung dieser Herrschaft geleitet hatte⁶⁴. Den Braunauer Bürgern war das delikate Verhältnis zwischen den beiden Institutionen bekannt; einige von ihnen erinnerten sich noch an den Streit um die Auslegung der Exemption des Braunauer Klosters in den frühen sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts. Und vielleicht wandten sie sich gerade deshalb an den Bischof. Schon ein Zeitgenosse vermerkte, daß die Braunauer „dadurch deutlich und nachdrücklich ihre Absichten zeigten“⁶⁵: Sie wollten – gegen das Recht ihres Erbherren – unmittelbare Untertanen des Bischofs werden. Doch der Bischof und seine Kanzlei verwiesen die Braunauer mündlich auf ihre „natürliche“ Obrigkeit.

Am 15. Juli leitete der Stadtrat die Untersuchung des „Aufstandes“ ein und ordnete an, sechs Personen zu verhaften, die als „principales“ der Ereignisse in den vergangenen Wochen bezeichnet wurden⁶⁶. Die Untersuchung erstreckte sich jedoch auch auf weitere Personen, darunter Martin Beil und Georg Kahlert u. a. Einige von ihnen schilderten einfach, woran sie teilgenommen hatten, und nannten die Namen der Personen, mit denen sie Verhandlungen geführt hatten, sowie die Motive und die äußeren Umstände ihrer Handlungsweise. Andere, wie etwa M. Strauch, redeten sich darauf hinaus, daß sie nicht wüßten, worum es gehe. Dagegen sagte Mathes Friedrich aus, daß „waß er gethan, vor sich gethan hatte, und köndte sich auf nichts anderst beruffen, alß auf das Patent“⁶⁷. Am Abend wurden die sechs Verhafteten und darüber hinaus

⁶³ Plackwitz, f. 42r–v.

⁶⁴ Vgl. Krásl, František: Arnošt hrabě Harrach, kardinál sv. církve římské a kníže arcibiskup pražský [Ernst Graf Harrach, Kardinal der heiligen römischen Kirche und Prager Fürsterzbischof]. Praha 1886, 208.

⁶⁵ Hesselius, f. 148v.

⁶⁶ Plackwitz, f. 39r–41r.

⁶⁷ Ebenda, f. 40r.

Martin Beil an verschiedenen Stellen in Braunau eingekerkert, um darüber nachdenken zu können, wer sie zu ihrem Unternehmen angestiftet hatte und von wem die ganze Aktion ursprünglich ausgegangen sei.

Schon am 18. Juli sagte der direkt im Rathaus gefangengesetzte Martin Beil aus, daß „Paul Hübner in allem schuldig und durch seinen eignen Kopff alles gehen müssen“⁶⁸. Auch der Schreiber der Tuchmacherzunft, Daniel Engelhard, erklärte dem Richter am gleichen Tage, daß „Paul Hübner in diesen Sachen der Author were, und Georg Kahler, Müllers Sohn, zweimahl zu ihm kommen. Er sollte die Copei Zerrissen“⁶⁹. Wer war Paul Hübner, der „Mann im Hintergrund“? Warum war er nicht zusammen mit der ersten Gruppe der Bürger, die als Anführer der Unruhen in der Stadt angesehen wurden, verhaftet worden?

In den Ereignissen des Jahres 1680 war Hübner bis dahin nur einmal aufgetreten, und zwar als Wortführer des dritten Ausschusses, der am 20. Mai gewählt worden war. Hübner gehörte zu den wenigen jungen oder jüngeren Bürgern in der ganzen Revolte; er war knapp 27 Jahre alt. In einem Dokument der obrigkeitlichen Kanzlei vom 19. Juli wird er als ein Mann beschrieben, der „das Wortt Erb nicht leiden können, denen jungen und unwissenden Burgern, den Kaisl. Recess, Transaction, wie auch das Patent nach seinem Kopff expliciret. Deme sie alß einem alten Burger getrauet und gefolget, und vom Rath die Priuilegia, Recess und Transaction begehret“⁷⁰. Es weist alles darauf hin, daß die Stadtverwaltung über seine Rolle in der Revolte überhaupt nichts wußte, worauf seine späte Verhaftung ebenfalls hindeutet. Unter den „principales“, die als erste ins Gefängnis geworfen wurden, fehlte Hübner jedenfalls. Hübner war ein recht wohlhabender Tuchmacher, was auch daraus hervorgeht, daß er sich schon 1677 ein Haus für fast 500 Gulden gekauft hatte. In dem Verzeichnis der mit Strafen belegten Braunauer Bürger steht er an erster Stelle – mit dem höchsten Betrag von 30 Schock Groschen. Trotz der schweren Anschuldigungen, die die Obrigkeit und diejenigen Bürger gegen ihn vorbrachten, die ihm feindlich gesinnt waren, wurden Hübner die städtischen Rechte – im Gegensatz zu einigen anderen Personen – nicht entzogen, und dies offenbar nicht einmal bedingt.

Es war wohl kein Zufall, daß die gegen die Bürger eingeleitete Untersuchung gerade am 19. Juli eingestellt und noch am gleichen Tag ein „Beschluß“ der obrigkeitlichen Kanzlei mit den Namen von 30 Bürgern und 12 in den Vorstädten lebenden Personen herausgegeben wurde, der die Schuld der Betroffenen darstellte. In der Entwicklung des Braunauer „Aufstandes“ hatte sich nämlich – wie alle zeitgenössischen Dokumente belegen – eine grundlegende Wende vollzogen⁷¹. Schon am 17. Juli hatte die Gemeinde der Bürger aus den Vorstädten eine Bittschrift überreicht und darin um Gnade ersucht. In der Bittschrift hieß es, daß sie, die Bürger der Vorstädte, von den Braunauer Bürgern überredet worden seien und diesen in ihrer Einfältigkeit geglaubt hätten; nun aber wollten sie der Obrigkeit Treue schwören. Am folgenden Tag – die Verhöre waren noch nicht abgeschlossen – erschien ein Teil der Bürger in der obrig-

⁶⁸ Ebenda, f. 47v.

⁶⁹ Ebenda, f. 46r.

⁷⁰ Ebenda, f. 53r–v.

⁷¹ Alle diese Dokumente finden sich bei Plackwitz.

keitlichen Kanzlei und übergab einen Bittbrief, der mit den Worten beginnt: „In tieffster Demuth und Devotion zu deroselben fußfallend, Unterthanere wehmützig nicht verhalten: Welcher gestald iüngst verwichener Zeitt, wir in großen Ihrthumb, also Ubel und bißlich gerathen.“⁷²

Schließlich kam am 19. Juli eine weitere Gruppe von Bürgern in die Kanzlei und legte eine ganz ähnlich stilisierte Bittschrift vor, „um die gestrige Bitte in der Sache zu ergänzen, die nicht hinlänglich verstanden worden war“. Auch sie hätten infolge ihrer „erbärmlichen Einfältigkeit und ihres unzureichenden Verstandes“ in eben jener Weise gehandelt⁷³.

Die Benediktiner, die obrigkeitliche Kanzlei, aber auch der Stadtrat konnten somit endlich etwas aufatmen. Immerhin war es ihnen gelungen, auf friedliche Weise, mit wenig Aufwand und ohne zu härteren Mitteln zu greifen, eines der drei Widerstandszentren auf der Herrschaft des Braunauer Klosters auszuschalten. Dieser Erfolg erschien um so wertvoller, als es sich um diejenigen handelte, die zu dem Protest auf der Herrschaft angestiftet hatten. Einer solchen Einschätzung entsprach dann offenbar die rasche Beendigung der Untersuchung und die Art der „Bestrafung“ der Bürger.

Epilog: Bestrafung und Erfüllung der Forderungen?

Am 19. Juli wurde Georg Kahler zu einer Strafe von zehn Schock Groschen verurteilt, weil er dem Königgrätzer Bischof die erwähnte Bittschrift geschrieben hatte. Sechs Personen wurden aus dem Gefängnis entlassen, an ihre Stelle traten jedoch andere. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, daß sich die eigentlichen Initiatoren der Unruhen nicht öffentlich bemerkbar machten und die städtische Selbstverwaltung, die in diesen Fragen auf der Seite der Obrigkeit stand, von ihnen nicht einmal genauere Kenntnis besaß. Am folgenden Tag richteten drei Braunauer Bürger, die im Gefängnis in Trautenau einsaßen, ein Gnadengesuch an ihre Obrigkeit, das dieser am 22. Juli zugestellt wurde⁷⁴.

Gerade in diesen Tagen wurde darüber entschieden, in welcher Weise diejenigen Braunauer Bürger, die Schuld auf sich geladen hatten, bestraft werden sollten. Der Stadtrat fertigte ein nach dem Abc geordnetes Verzeichnis aller Personen an, die sich an dem Aufstand beteiligt hatten⁷⁵. Dann wurden alle Bürger zusammengerufen, und diejenigen, die besonders aktiv gegen ihre Obrigkeit vorgegangen waren und damit den Treueid gebrochen hatten, mußten diesen erneut ablegen. Dies geschah, wie bereits erwähnt, am 26. Juli 1680 im Rathaus von Braunau. Ergänzen wir noch, daß sich die Braunauer Bürger in drei Punkten schuldig gemacht hatten:

1. Sie hatten sich unerlaubt versammelt und ihre Vertreter gewählt.
2. Sie hatten die Herausgabe ihrer alten Privilegien verlangt.
3. Sie hatten den Titel „erbliche“ Obrigkeit nicht anerkannt⁷⁶.

⁷² Ebenda, f. 47v.

⁷³ Ebenda, f. 52r.

⁷⁴ Ebenda, f. 57v–8v.

⁷⁵ Ebenda, f. 59r–60v. Es sind nur die erste und die letzte Seite erhalten, dazwischen wurden drei Blätter herausgeschnitten.

⁷⁶ Vgl. Anm. 20.

Drei Tage nach der Versammlung erfuhren 217 Bürger, welche Strafen ihnen auferlegt worden waren. Paul Hübner, Hans Hoffman der Lange und Martin Beil mußten 30 Schock Groschen zahlen, 18 Bürger die Hälfte dieses Betrages, weitere elf kamen mit zehn Schock Groschen davon. Die restlichen Beträge lagen bereits niedriger; so zahlten 143 Bürger lediglich ein Schock Groschen, also etwa so viel, wie ein Wochenlohn ausmachte. Die Strafe mußte innerhalb von 14 Tagen bezahlt werden, andernfalls mußte der Betroffene seinen Besitz in Braunau verkaufen und die Stadt verlassen. Nach den Aufzeichnungen von Plackwitz wurde elf Bürgern das Stadtrecht entzogen, und sie hatten die Stadt innerhalb von vier Wochen zu verlassen. In dem Verzeichnis der zu bestrafenden Bürger ist allerdings nur von zehn derartigen Fällen die Rede. Darüber hinaus führt Hesselius an, daß Paul Hübner und Ulrich Hoßen bei der Gemeindefitzung am 26. Juli ausgebürgert werden sollten, was offensichtlich nicht zutrifft, da die übrigen Quellen den Namen Hübners in diesem Zusammenhang nicht nennen⁷⁷. Alles deutet darauf hin, daß niemand die Stadt unfreiwillig verlassen mußte, da allen Gnade gewährt wurde.

Es scheint, daß weder der Stadtrat noch die Verwaltung der Herrschaft genau wußten, wer zu den Anführern der bürgerlichen Revolte gehörte. Darauf weist auch der Vergleich zwischen dem „Haftbefehl“ vom 15. Juli und den Abstufungen der bestrafte Personen hin. Unter den verhafteten „principales“ suchen wir nämlich vergeblich die Namen von Hübner und Beil, die am Ende die höchste Strafe zu zahlen hatten.

Das Geld, das die Bestrafte zu zahlen hatten – insgesamt handelte es sich um mehr als 700 Gulden –, wurde für das „allgemeine Wohl“ bestimmt. Ein Teil fand bei der Fertigstellung der städtischen Pfarrkirche Verwendung, ein anderer bei der Instandsetzung von Wegen und Straßen sowie der Stadtmauern. Am 5. August wurden in der obrigkeitlichen Kanzlei einige personelle Veränderungen vorgenommen. Fünf Mitglieder der Selbstverwaltungsorgane – ein Schöffe und vier Gemeindeälteste – mußten ihre Ämter niederlegen; an ihre Stelle traten andere Mitglieder derjenigen Zünfte, denen die Abberufenen angehörten. Am gleichen Tag stand noch ein weiterer Punkt auf dem Programm. Der Verwalter der Herrschaft, Hesselius, legte dem Stadtrat und anderen städtischen Würdenträgern insgesamt 17 Fragen vor⁷⁸.

Die Verwaltung der Herrschaft hatte sich demnach sehr sorgfältig mit den Stellungnahmen befaßt, die ihr die einzelnen Zünfte in schriftlicher Form übergeben hatten. Es ging ihr offensichtlich nicht nur darum, diese Stellungnahmen „zur Kenntnis zu nehmen“, sondern auch Bereitschaft zu zeigen, in Teilfragen Abhilfe zu schaffen. Darauf weist gleich die erste Frage hin: Waren die Vertreter der Stadt der Auffassung, daß die städtischen Privilegien, der Rezeß und die Transaktion durch den Kaiser bestätigt werden sollten? Die Repräsentanten der Stadt antworteten, daß dies „jetzt nicht notwendig“ sei. Die Verhandlungen betrafen auch weitere, oft vereinzelt Beschwerden der Zünfte. So machte der Verwalter darauf aufmerksam, daß die Stadt nicht daran gehindert sei, einen Barbier nach Braunau zu holen; sie habe vielmehr das uneingeschränkte Recht, dieses Gewerbe zuzulassen. Bei dieser Frage handelte es sich um einen der Beschwerdepunkte der Fleischer.

⁷⁷ Chalupa: Hasseliova kronika 70–71. – Plackwitz, f. 65v.

⁷⁸ Ebdenda, f. 66v–68r.

Eine Auflistung dieser Beschwerdepunkte zeigt, daß zumindest ein Teil von ihnen in die Zuständigkeit der städtischen Selbstverwaltung fiel. Die Verhandlungen lassen andererseits deutlich werden, daß die Verwaltung der Herrschaft – vielleicht unerwartet – ein Interesse daran besaß, einige Gründe für den Unwillen zu beseitigen, den die Zünfte geäußert hatten. Dabei stellte sich allerdings auch heraus, daß beispielsweise das Gesuch, die älteren Bürger sollten keine Kontribution entrichten, nicht angebracht war, da „denjenigen, die keinen Verdienst haben, die Steuer erlassen wurde“. Es ging in den Verhandlungen um mehr, als nur einen symbolischen Schlußstrich unter den Widerstand der Braunauer Bürger zu ziehen; vielmehr sei „die Burgerschaft mit ihrer gn. Erbobrigkeit aufgesöhnter in wölligen Ruchstand gesetzt worden“⁷⁹.

Hinzugefügt sei, daß es damit nun auch höchste Zeit war, denn am 6. August teilte Ignaz Karl Graf von Sternberg dem Abt mit, daß auf Anordnung des Kaisers eine Kommission – mit Sternberg an der Spitze – ernannt worden sei, die den Bauernaufstand am Braunauer Gebiet untersuchen sollte. Doch damit kommen wir schon zu einem anderen Kapitel der Braunauer „Rebellion des Jahres 1680“, bei dem sich nun die Henker des Ortes zu Wort meldeten.⁸⁰

Statt einer Schlußbemerkung: Die Kriterien einer Revolte bzw. eines Aufstandes

Da die narrativen Quellen außerordentlich informativ sind – gemeint sind die Chronik der Bauernrebellion von Hesselius und das offensichtlich von dieser Chronik inspirierte Werk von Plackwitz über Braunau –, lassen sich die Ereignisse des Jahres 1680 in diesem Winkel Ostböhmens im Detail darstellen. Ich gebe gern zu, daß ich die Frage nicht loswerde, ob es möglich ist, sich dem Zauber dieser Quellen zu entziehen. Anders ausgedrückt: Lagen die Gründe für die aufregenden Ereignisse des Jahres 1680 nicht tiefer, als dies unsere Erklärung für die städtische Rebellion annehmen läßt?

Vorsicht ist hier geboten, vor allem dann, wenn sich die allgemein übliche, d. h. konventionelle Interpretation der Vorgänge des Jahres 1680 zu Wort meldet. Diese Vorgänge konnten – obwohl ihr Schwerpunkt in einem anderen Milieu lag – schließlich doch mehr als einen Berührungspunkt haben. Ergaben sie sich möglicherweise aus den „langen Wellen“ der Trends der sozialen Entwicklung in Böhmen nach dem Dreißigjährigen Krieg? Und damit befinden wir uns in einer Situation, in der wir uns auch im Blick auf die böhmischen Länder Fragen stellen müssen, wie sie etwa François Furet in seinen ketzerischen Überlegungen zu den Ereignissen im Land des gallischen Hahns nach 1789 aufgeworfen hat⁸¹. Man braucht nun nicht zu befürchten, daß es sich im folgenden um „umstürzlerische“ Erklärungen handelt, um etwas, das in den traditionellen Rahmen des böhmischen Kessels „nicht paßt“. Der genannte Autor war im Grunde genommen nur dabei behilflich, die ziemlich klare Sprache der Zahlen aus Braunau durch zusätzliche Überlegungen zu ergänzen. Diese Sprache leugnet die individuellen Schwierigkeiten der Bürger von Braunau und ihre Unzufriedenheit überhaupt nicht. Auch wenn ein „makrostruktureller“ Blick nicht mehr darstellen

⁷⁹ Hesselius, f. 160r.

⁸⁰ Čechura: Broumov v srpnu 1680.

⁸¹ Furet, François: Penser la révolution française. Paris 1979.

kann als einen allgemeinen Rahmen, so liefert dieser doch eine Reihe wichtiger Informationen.

Die Steuerschraube war in der Zeit, um die es hier geht, in der Tat stark angezogen worden. Um das Jahr 1680 beteiligte sich die Stadt zu einem Viertel an der Zahl der besiedelten Herrschaften und dem sich daraus ergebenden Steuerbetrag. Die Herrschaft zahlte damals rund 11 000 Gulden Steuern jährlich. Die Steuerverzeichnisse aus den Jahren 1659–1721 stehen lückenlos zur Verfügung, nirgendwo weisen sie auch nur einen einzigen Kreuzer Schulden auf ... Die Rechnungslegung der Stadt zeigt gerade für 1680 im Grunde keine Besonderheiten, sieht man von den etwas erhöhten Ausgaben für Reisen ab, die mit mehr als 10 (!) Gulden rund das Vierfache der Reisegelder in den vorangegangenen und nachfolgenden Jahren ausmachten. Die Einnahmen der Stadt lagen zwar 1680 ein wenig niedriger als 1679 und 1681, doch war dies insbesondere auf die Höhe der Steuereinnahmen zurückzuführen, die gerade 1680 um einige hundert Gulden niedriger ausfielen und damit die Einnahmen der Stadt verringerten. Die Kontribution bildete in der städtischen Rechnungslegung den Hauptposten, sowohl im Hinblick auf die Einnahmen als auch die Ausgaben.

Im Jahr 1680 bezahlten die Zünfte, was sie zu bezahlen hatten, es wurde Bier gebraut, die Biersteuer wurde ordentlich abgeführt, man trank viel Wein, vielleicht mehr als zuvor. Die übrigen Ausgaben zeigen ebenfalls keine dramatischen Abweichungen und decken sich im Grunde mit den Tendenzen der vorangegangenen und der folgenden Jahre. Nur die Abgaben für das Stadtrecht fielen niedriger aus, wofür eine Pestepidemie verantwortlich war, die 1680 auch auf diesem Gebiet ihren Tribut forderte. Ein Jahr später wurden dafür die Abgaben für das Stadtrecht wieder angehoben. Ohne weiter in Einzelheiten gehen zu wollen, dürfte es somit kaum strittig sein, daß ein Blick auf den Verlauf der Einnahmen- und Ausgabenentwicklung, in der sich die allgemeinen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse ziemlich genau widerspiegeln, keine Rückschlüsse auf einen Bruch im Jahr 1680 erlaubt. Wesentlich größere Abweichungen lassen andere Jahre erkennen, in denen jedoch in Braunau Ruhe herrschte⁸².

Auch in dem ebenfalls erhalten gebliebenen Tagebuch von Hesselius findet sich bei der Beschreibung dessen, was sich zwischen dem 2. Januar und dem 7. Mai 1680 abspielte, kein einziger deutlicherer Hinweis auf die Unruhen in der Stadt und auf der gleichnamigen Herrschaft⁸³. Mehr noch: Im Gerichtsprotokoll für die Stadt – obwohl das Buch gerade im Februar 1680 angelegt wurde – gibt es nur eine einzige Anspielung auf die Rebellion⁸⁴. Natürlich werden die sozialen Dimensionen der Revolte, genauer gesagt: aller drei Revolten, noch zu analysieren sein, doch kann man bereits jetzt feststellen, daß die Rebellionen nicht direkt auf die sozialen, finanziellen und wirtschaftlichen Entwicklungen der beiden Herrschaften und der Stadt zurückgeführt werden können.

Dies bedeutet andererseits überhaupt nicht, daß die Untertanen des Klosters keinen Anlaß zur Unzufriedenheit hatten. Gründe hatten sie durchaus, doch waren diese

⁸² Diese Frage wird an anderer Stelle im Detail behandelt werden.

⁸³ Vgl. Anm. 41.

⁸⁴ Staatliches Bezirksarchiv Náchod. Fonds Archiv der Stadt Braunau, Buch 264.

langfristiger Natur, wie beispielsweise an den fünf Versionen ihrer Beschwerdeschriften von Mai bis Juni 1680 abzulesen ist. Diejenigen, die die größte Unzufriedenheit zeigten, waren jedoch entschieden nicht die Ärmsten der Stadt und der Dörfer. Die insgesamt angespannte Situation, die von anderen Aufständen ausgehenden Einflüsse, die Frage des nichtveröffentlichten Patents, verschiedene „inoffizielle“ Berichte über die Situation anderswo – all dies formte sich in den Köpfen der Bürger, aber auch der Dorfbewohner, allmählich zu der Vorstellung, daß die Zeit gekommen sei, um Verhältnisse zu regeln und zu verbessern und zu den traditionellen Normen zurückzukehren. Und das war der Weg, der schließlich zu offen geäußelter Unzufriedenheit führte.

Beschränken wir uns nur auf die Stadt, so sehen wir, daß die städtische Gemeinde keineswegs ein einheitsstiftendes Element darstellte. Ganz im Gegenteil: Es überwogen partikulare Interessen, die – vielleicht mit Ausnahme der Tuchmacherzunft, die die Ereignisse jedoch auch nicht vorbehaltlos unterstützte – ein verhältnismäßig breites Spektrum von Meinungen und materiellen Präferenzen abdeckten, wie sich in der Stadt und in der Vorstadt zwischen dem 10. Mai und dem 26. Juli 1680 zeigte. Die Obrigkeit war sich dieser divergierenden Interessenlagen bewußt und verstand sie auch gehörig zu nutzen. Andererseits dürfen wir in diesem Zusammenhang nicht übersehen, daß sowohl die Initiativen der Stadt als auch des Landes im Frühjahr und Sommer 1680 gewisse Veränderungen bewirkten, wie einige Zugeständnisse und „Gnadenerweise“ der herrschaftlichen Verwaltung deutlich machen. Die Situation beruhigte sich jedoch wieder, und dies für eine Zeit von 36 Jahren, denn eine neue Bewegung erlebte Braunau erst in den Jahren 1716–1720⁸⁵. Damit wären wir jedoch schon bei einem weiteren Kapitel in der Geschichte dieser „unruhigen deutschen Stadt“ im östlichen Böhmen.

Bei der Betrachtung der Ereignisse in Braunau im Jahr 1680 bieten sich eine zunächst wohl unerwartete Erklärung oder zumindest bestimmte Elemente dieser Erklärung an. Wir meinen das von Würgler herausgearbeitete „Modernisierungspotential von Unruhen“⁸⁶. Wenn wir die von Würgler definierten Begriffe „Modernisierung“, „Unruhe“ und „Öffentlichkeit“ zu Ende denken, ergeben sich viele Übereinstimmungen mit Würglers Untersuchung zum Südwesten des Reiches und der Eidgenossenschaft in den Jahren 1691–1784.

Ausgangspunkt ist dabei unzweifelhaft die Reaktion der Braunauer Bürger auf die Tatsache, daß das Patent Leopolds nicht so ausgehängt und veröffentlicht wurde, wie dies üblich war. Es hat den Anschein, als ob die Stadtverwaltung den Inhalt des Patents verheimlichen wollte, was typisch für die „Arkanpolitik“ der Zeit wäre. Die Definition des Begriffs „Unruhe“⁸⁷ trifft auf Braunau uneingeschränkt zu, und Anzeichen dafür, daß sich in Braunau 1680 eine „Öffentlichkeit“ herausbildete, sind ebenfalls nicht zu bestreiten. Entscheidend in diesem Zusammenhang ist jedoch

⁸⁵ E b e n d a, Buch 265.

⁸⁶ W ü r g l e r, Andreas: Das Modernisierungspotential von Unruhen im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Entstehung der politischen Öffentlichkeit in Deutschland und der Schweiz. Geschichte und Gesellschaft 21 (1995) 195–217. – D e r s.: Unruhen und Öffentlichkeit.

⁸⁷ Würgler hält sich an die Definition von Blickle: Unruhen in der ständischen Gesellschaft 1988, 5. Diese läßt sich auch auf Braunau, die Braunauer Herrschaft und Politz anwenden.

nicht zuletzt das Fehlen „primär sozialer Forderungen“ wie andererseits das Vorhandensein einer Reihe von Vorstellungen und Zielen politischer Natur, die – mochten sie auch von den Bürgern in Braunau zunächst nicht systematisch formuliert worden sein – als latente Aspekte des „Modernisierungspotentials von Unruhen“ angesehen werden können.

Darüber hinaus wurde bis jetzt überhaupt nicht untersucht, ob die Ereignisse des Jahres 1680 in Böhmen Resonanz in der zeitgenössischen Presse fanden, die in diesem Jahr in Prag zweifellos erschien⁸⁸. Ich möchte hier solchen Forschungen nicht vorgreifen, da bereits das grundlegende Verfahren des Vergleichs eine völlig andere Art der Erklärung einer Reihe von Faktoren des „unruhigen Jahres 1680“ mit sich bringt. Sicher ist, daß in diesem anderen Erklärungsansatz der Begriff „modern“ nicht fehlen wird⁸⁹.

Natürlich erfordern alle hier angeschnittenen Fragen einen detaillierten Vergleich mit der inneren Entwicklung Böhmens in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Dabei sollte nicht nur dem städtischen Bereich, sondern auch den ländlichen Verhältnissen besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Würde man Würglers Interpretationsmuster auch nur in den hier angedeuteten Umrissen übernehmen, so ergäbe schon dies eine von der bisherigen Betrachtungsweise prinzipiell abweichende Analyse des Jahres 1680 in Böhmen. Deshalb sollten detailliertere Vergleiche künftigen Studien überlassen werden. Die Vorgänge im ostböhmischen Braunau im Frühjahr und Sommer 1680 lassen erkennen, daß die Anwendung dieses neuen Interpretationsmusters nicht zu den „Sackgassen“ der Forschung über Konflikte in der frühen Neuzeit gehören wird, nicht nur im Blick auf Böhmen, sondern im mitteleuropäischen Kontext überhaupt.

Übersetzt von Peter Heumos

⁸⁸ Bogel, Else / Blühm, Elger: Die deutschen Zeitungen des 17. Jahrhunderts. Bd. 1. Bremen 1982, 248–252.

⁸⁹ Vgl. dazu M u c h e n b l e d, Robert: Kultur des Volkes – Kultur der Eliten. 2. Aufl. Stuttgart 1984, 311–319.

FORM, GENDER AND ETHNICITY IN THE WORK OF THREE NINETEENTH-CENTURY CZECH WOMEN WRITERS

By Alfred Thomas

In his study of questions of identity in modern Czech and Slovak literatures, Robert Pynsent traces a trajectory from a collectivist sense of national belonging, based on a perceived set of essentialist characteristics, to the philosophical dissolution of the stable self in the Decadence of the 1890s. Both these models of national and philosophical identity present the self as *donnée* and thereby overlook the role of social discourses (such as feminism and human rights) in the construction of subjectivity¹. As a consequence, questions of gender invariably get elided in discussions of identity in Czech literature and culture. Historically, gender has been subordinated to the unitary category of ethnic identity, since what unites peoples as Czechs is deemed to be of greater importance than what differentiates them as men and women. The possibility that such a hierarchization of values may have been politically constructed rather than natural has been completely ignored in discussions of Czech national identity.

In nineteenth-century literature ethnic identity was synonymous with the life of the village, which was often favourably contrasted with that of the city. If the former was virtuously and authentically Czech, the latter was tainted with foreign vice, a dichotomy that can be traced back to late medieval verse compositions written in Czech such as the fourteenth-century *Dalimil Chronicle* and *The Verse Legend of Saint Procopius*². Some of the most prominent chroniclers of Czech village life in nineteenth-century Czech literature were women. Not surprisingly, these works have been seen largely in terms of their ethnic content. The most famous Czech woman writer of the nineteenth century – perhaps of all time – is Božena Němcová (1820–1862), author of *Babička* (Granny, 1855), the classic novel of Czech village life. Němcová's novel occupies a prominent position within the canon of Czech national literature because it represents the apotheosis of the revivalist cult of the village. Other women writers were deeply influenced by Němcová's work. Karolína Světlá (1830–1899), the founder of the Czech Women's Movement (1871), is perhaps the best-known woman writer of the next generation, one of the *májovci* or members of the *Máj* almanac, founded in 1858, which aspired to inject more cosmopolitanism into Czech literature. An important female writer of the third generation was Gabriela

¹ See Pynsent, Robert: *Questions of Identity. Czech and Slovak Ideas of Nationality and Personality*. Budapest-London-New York 1994. See also Šmahelová, Hana: *Autor a subjekt v díle Boženy Němcové [Author and Subject in the Work of Božena Němcová]*. Praha 1995.

² See chapters three and five of my book *Anne's Bohemia: Czech Literature and Society, 1310–1420*. Minnesota 1998 (forthcoming).

Preissová (1862–1946), the founder of Czech naturalist drama. Her play *Její pastorkyňa* (Her Step-daughter, 1890) is better-known in the English-speaking world as the modified libretto for Leoš Janáček's Romantic opera *Jenůfa*.

In this essay I shall argue that these three writers all attempted to present traditional Czech village life in terms of their own authentic experience as women. This meant trying to reconcile an ethnic ideal of collective existence with the reality of their female experience of disenfranchisement. In the Bohemian Lands, feminism may be said to date from the time of the Prague Uprising of 1848 and its repressive aftermath. Influenced by the French novelist George Sand, Božena Němcová was the first feminist writer in Czech literature. But she was also a nationalist writer who believed deeply in the Czech and Slovak right to equal political representation within the Habsburg Empire. As we shall see, the national interests of the collective and the feminist interests of women are not – and cannot – be perfectly reconciled in her work precisely because Czech nationalists – both male and female – believed that ethnic rights were more important than women's right to emancipation. Němcová was a rare exception to this rule since she believed in emancipation for all compatriots, male and female. And yet when one surveys the critical reception of her work since the mid-nineteenth century, it is not Němcová's belief in female emancipation but her idyllic celebration of Czech village life which has attracted the attention – and adulation – of generations of critics. In this essay, I shall be arguing that this reception reflected a political need to have a Czech woman within the national canon rather than an objectively historical understanding of Němcová's complex position as a Czech woman. If Němcová's life and work constitutes a national trophy, it follows that this trophy must remain pristinely gleaming within the national canon; above all it should never be removed from its show-case and examined at close quarters.

Světlá and Preissová's position within the national canon have been eclipsed and overshadowed by Němcová, less because they are aesthetically inferior to her than because Němcová's position within the national canon represents a *token female presence*. Moreover, to link her with other women writers in any generic manner would be tantamount to admitting that her feminist beliefs are as worthy of critical examination as her espousal of the national cause. This is not to say that these other writers are ignored altogether. Světlá's work has certainly attracted the favourable attention of women scholars in particular. Preissová, however, has fared less well. Her importance as the founder of Czech naturalist drama may be said to constitute a classic example of how the interests of genre and gender do not always dovetail in an harmonious fashion. The connection between genre and gender was in part the consequence of the nineteenth-century tendency to equate realism (and its later development naturalism) with the male inclination to describe the truth as it is and idealism with the female tendency to prescribe what the truth should be. The gendering of this realism/idealism binary as male and female (respectively) is typically expressed in a passage which George Sand attributes to Balzac, where the latter identifies his own writing as realistic, and the former's as idealistic:

You are looking at man as he should be; I take him as he is. Believe me, we are both right. Both paths lead to the same end. I also like exceptional human beings; I am one myself. I need them to make my ordinary characters stand out, and I never sacrifice them unnecessarily. But the

ordinary human beings interest me more than they do you. I make them larger than life; I idealize them in the opposite sense, in their ugliness and in their stupidity. I give them frightful deformities or grotesque proportions. You could not do that: you are clever not to want to look at people and things that would give you nightmares. Idealize what is pretty and beautiful; that is a woman's job³.

By collapsing the arbitrary opposition between romantic idealism and naturalism, Preissová was also challenging the gender hierarchy upon which such a distinction was founded. In one review of her play *Her Step-Daughter*, she was accused by a prominent contemporary male compatriot of transgressing literary and social barriers, an accusation which perhaps accounts in part for the neglect her work has suffered in the annals of Czech literary criticism, particularly compared with the mass of scholarly writings available on Němcová's life and work. Yet in spite of Němcová's canonic status as the "first modern woman" in Czech literature, there is a kind of inverse parallel between their critical reception. For if Preissová has been almost completely excluded from the canon of nineteenth-century Czech literature, Němcová's prominence is based almost exclusively on her idealistic novel of village life, *Granny*. Critics have paid far less attention to her so-called "realistic fairy tales" written in the 1850s. The reason for this neglect, I think, is not because these shorter texts are less impressive as works of fiction than *Granny* but because they are not so easily assimilated into the national canon which equates female writing with the ideal and male writing with the real.

In this essay I shall concentrate on Němcová's story *Divá Bára* (Wild Bára, 1856), Světlá's tale *Nebožka Barbora* (Poor Dead Barbora, 1873) and Preissová's play *Her Step-Daughter* (1890). I shall explore ways in which their realistic portrayal of idyllic Czech village life begs important political questions about the author's ethnic and generic identity as Czech women. Form, gender and ethnicity, I shall claim, are not mutually exclusive categories but are deeply and inextricably implicated in each other. If I succeed in demonstrating the truth of this assertion, my conclusion must pose questions about how Czech women writers are represented within the national canon and how that representation should be subjected to critical scrutiny in the future.

Wild Bára

Božena Němcová was born Barbora Panklová in Vienna, where her mother worked as a servant and her father as a groom. She spent most of her childhood in Ratibořice in East Bohemia, where her parents settled soon after her birth and where her father was in service with Princess Kateřina Zaháňská. Young Barbora was brought up by her maternal grandmother, Magdalena Novotná, who had a strong influence on her favourite grandchild and whose story-telling inspired young Barbora to try her hand at creative writing. At the age of seventeen Barbora made an unhappy marriage with a customs-official named Josef Němec. She had four children, whom she supported through her own writing when her marriage failed. Both Barbora and Němec supported the 1848 Uprising. When the Prague Uprising collapsed, Němec was dismissed

³ Quoted from *The Story of My Life: The Autobiography of George Sand*. A Group Translation. Ed. by Thelma Jurgrau. Albany, N. Y. 1991, 923.

from his work and moved to Hungary. Barbora stayed behind in Prague with her four children, enduring considerable poverty and hardship.

Barbora (from henceforth Němcová) wrote several books of Czech and Slovak fairy tales, several ethnographic studies, books of stories of village life, and her best-known and best-loved work, the novel *Granny*. Written at the time of her greatest bereavement, after the death of her beloved son, Hynek, and when she herself was already seriously ill, *Granny* was based on her recollection of her own happy childhood and her adored grandmother. It was first published in 1855 and has since become the most widely read classic of Czech literature. *Granny* is an idyllic study of Czech rural life where all classes live in blessed harmony, disturbed only by outsiders.

Němcová's early years coincided with the final phase of the National Revival. In the year of her birth (1820), Jan Kollár had published his epic poem *The Daughter of Sláva*, a collection of narrative and lyrical sonnets which celebrated the spirit of Pan-Slavism as the allegorical figure of a pagan goddess named Sláva. The symbiosis of nationhood and womanhood which Kollár's poem promoted goes a long way toward explaining how a nineteenth-century woman like Němcová became a national symbol for generations of Czech readers. Since Czech women's perception of the nation tended to be inseparable from their perception of themselves *qua* women, it is not surprising that the young Němcová colluded in the creation of her own myth. In an early poem entitled "To Czech Women", written under the influence of her patriotic lover Václav Nebeský in 1843, she reinforces the stereotype of the innately frail woman:

Muž, ach ten má meč svůj ostrý,
rámě, sílu – muž má všecko;
ale utlá, slabá žena
jen své srdce a – své děčko⁴.

Man, oh he has his own sharp sword,/arms and strength – man has everything;/but a frail, weak woman has only her heart – and her child.

The myth of Němcová as the suffering mother of the nation (she died young) has continued to the present day in conformity with this persona and has been reinforced by the potent precedent of the Virgin Mary. Significant in this connection is the title of František Halas's verse collection *Naše paní Božena Němcová* (Our Lady Božena Němcová, 1947) and the recent volume of criticism of her work, *Božena Němcová: paní našeho času* (Božena Němcová: A Lady of Our Time⁵).

In perpetuating this myth, critics have insisted that Němcová's writing – like her image – transcends the social context of her time. In an essay published in 1930, Arne Novák claimed that Němcová's fiction has a timeless quality denied to contemporary Czech male writers:

⁴ Sebrané spisy Boženy Němcové. Ed. by Marie Gebauerová. Praha 1910, vol. 9, 3–4, here p. 3.

⁵ See for example the collection of essays entitled *Božena Němcová. Paní našeho času* [Božena Němcová. A Lady of Our Time]. Ed. by Karol Rosenbaum et al. Praha 1986. For a life of Božena Němcová, see Václav Tille: *Božena Němcová*. Praha 1939.

A hle, mezi těmito přechodnými zjevy myslitelů a publicistů, učenců a básníků' ... stojí také ženská postava, první naše moderní žena vůbec, Božena Němcová, která silou básnické své osobnosti dovedla překlenouti bytostné spory oné kritické doby, a třebaže za cenu životního štěstí, vytvořiti vyšší syntesu, která ucházela mužským jejím druhům⁶.

Behold, among these transitional phenomena of thinkers and publicists, teachers and poets ... stands a female figure, our first modern woman altogether, Božena Němcová, who through the strength of her poetic personality succeeded in transcending the ontological debates of that critical time, and perhaps at the cost of a happy life, in creating a higher synthesis which eluded her male associates.

By raising Němcová symbolically above the social debates of her male contemporaries, Novák denies her an autonomous voice within the polyphony of Czech literature. His position is insidious because it panders to a certain kind of idealistic feminism which emphasizes the transhistorical, transnational and transclass specificities of women's writing. But as Naomi Schor has pointed out in connection with George Sand – as we shall see, a major influence on Czech women writers of the nineteenth century – “female specificity in writing is also contextual, local, a microspecificity that shifts opportunistically in response to changing macrohistorical and literary historical circumstances.”⁷ Like Sand, Němcová was deeply involved in the local events happening around her. During the revolutionary year of 1848, she published several political pamphlets in the spirit of revolution – in *Národní noviny*, in *Česká včela* and in *Květy*⁸. Moreover, her fiction was capable of arousing a hostile reception. In *Květy*, May 30, 1846, one critic accused Němcová of giving her stories a bias in favour of female emancipation⁹.

Like her contemporary and friend, the satirist and journalist, Karel Havlíček-Borovský (1821–1856), the political insights Němcová acquired during and after the crucial events of 1848 forced her to re-think and reject the political romanticism of her youthful poem “To Czech Women”. Němcová's mature work may be said to mark a transition from an idealistic-essentialist vision of Czech womanhood – as enshrined in “To Czech Women” – to a more radical belief that identity is culturally constructed, an insight born of her acute social awareness of the plight of disenfranchised social groups (workers, women and Slovaks). During the time of Austrian oppression known as the “Bach Reaction” (named after Baron Alexander von Bach, the repressive head of the Austrian government from 1852 to 1859), the political rights of minority groups had to be explored in the carefully encoded form of belles-lettres, since a free press was proscribed. Only in 1858, toward the close of the Bach Reaction, were Adolf Heyduk, Vítězslav Hálek, Josef Václav Sládek, and Karolína Světlá able to

⁶ Novák, Arne: Česká literatura a národní tradice [Czech Literature and National Tradition]. Praha 1995, 30–37. For a similar use of the word synthesis, see Krejčí, Karel: Božena Němcová a světová literatura [Božena Němcová and World Literature]. In: Božena Němcová. Paní našeho času 79–116, here 81.

⁷ See the introduction to *Sebrané spisy Boženy Němcové* [The Collected Works of Božena Němcová]. Praha 1919, vol. 11, vi.

⁸ Schor, Naomi: *George Sand and Idealism*. New York 1993, 48.

⁹ Pech, Stanley Z.: *The Czech Revolution of 1848*. Chapel Hill 1969, 326.

found a literary almanac named *Máj* in honour of the great Romantic poem by Karel Hynek Mácha. This new generation, known as the *májovci* after their almanac, conceived of poetry as a vehicle of political commentary and protest against social injustice. Heyduk and Hálek embraced the cause of the Slovaks and gypsies, addressing them as "brothers"¹⁰. Sládek spent two years in America as a teacher and returned to Bohemia to eulogize in verse the fate of the persecuted native American Indians. By exploring political issues in traditional verse form, this generation of Czech writers aspired to graft a new awareness of political rights onto traditional nationalism. In this way, the essentialist belief in an unchanging national typology as reflected in literature was coming into conflict with a new political awareness that identity was a product of cultural difference.

This tension within Czech literature of the 1850s has its social and intellectual origins in the Enlightenment ideals of the French Revolution at the end of the eighteenth century. The belief that all men were born equal quickly gave rise to debates about the social position of women¹¹. Were women innately inferior to men, as western thought had consistently maintained since ancient times, or were they on a par with men? In England of the 1790s, the radical writer Mary Wollstonecraft claimed that women were rational thinking beings, a belief that ran counter to the ancient Aristotelian equation of women with emotion and men with intellect. Her *Vindication of the Rights of Women* (1792) spawned a conservative reaction in the form of many tracts and writings which appealed to the "natural" difference between the sexes¹². The most prominent of these anti-Wollstonecraftian writers was Hannah More, author of *Strictures on the Modern System of Female Education* (1799). In this book More makes a rousing appeal to English women to support the national cause at a time of war with Napoleonic France: "I would call on [women] to come forward, and contribute their full and fair proportion towards the saving of their country. But I would call on them to come forward, without departing from the refinement of their character, without derogating from the dignity of their rank, without blemishing the delicacy of their sex."¹³

Němcová's access to the new radical and socialist ideas of the time was mediated through the influence of František Matouš Klácel (1808–82), a priest and a brilliant professor of philosophy in the Episcopal Institute of Brno. Klácel was the author of *Listy přítelkyně o původu socialismu a komunismu* (Letters to a Female Friend about the Origins of Socialism and Communism, 1848), which he wrote for

¹⁰ For the relation of the *májovci* to Slovakia, see Jeřábek, Dušan: *Tradice a osobnosti. K problematice české literatury 19. století* [Tradition and Personalities. Toward the Problem of Czech Literature of the 19th Century]. Brno 1988, 91–110.

¹¹ See Taylor, Barbara: *Eve and the New Jerusalem: Socialism and Feminism in the Nineteenth Century*. Cambridge Mass., 1983. For feminism in central Europe in the nineteenth century, see Rudinsky, Norma L.: *Incipient Feminists: Women Writers in the Slovak National Revival*. Columbus, Ohio 1991.

¹² Wollstonecraft, Mary: *A Vindication of the Rights of Woman*. Ed. by Miriam Brody. Harmondsworth 1992.

¹³ Quoted from Vivien Jones's introduction to Austen, Jane: *Pride and Prejudice*. Harmondsworth 1996, xvi.

Němcová. After appearing as a series of articles in the newspaper *Moravské noviny*, they were later published in book form¹⁴. Němcová had met Klácel probably in 1844, while he was in Prague after his first break with the Church. His *Letters* were a compilation, and in many places a free translation, of Lorenz von Stein's *Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs* (Socialism and Communism in Contemporary France), published in Leipzig in 1848. His delineation of socialism from the radical Czech sect of the Adamites in the fifteenth century to the events of 1848 interested Němcová, but she was especially fascinated by the brief account in letter eighteen of the Saint-Simonian advocacy of equal rights for women¹⁵.

The immediate product of Němcová's socialist and feminist education was a short pamphlet entitled "Hospodyně, na slovíčko!" (A Word to Housewives!), which was published under Klácel's editorship in *Moravské noviny* on November 29, 1848¹⁶. "A Word to Housewives!" marks a shift away from "To Czech Women." In this early poem the author had defined women as weaker than men and therefore implicitly inferior to them. There is no trace of any such hierarchization of the sexes in "A Word to Housewives!" which advocates the emancipation of women in the revolutionary spirit of liberty, equality and fraternity. The tension between Němcová's earlier belief in the "natural" difference between the sexes and her new-found insights into female subordination as a culturally-derived condition came to characterize many European women writers of the early nineteenth century. An important European woman writer of the first half of the nineteenth century who combines these antipodal models of femininity is the novelist George Sand. As Naomi Schor has pointed out in her illuminating introduction to Sand's first independent novel, *Indiana* (1832), the narrative consists of a male voice which expresses essentialist ideas about the natural difference between the sexes and a sexually unmarked humanist voice which deems female identity and that of other oppressed groups such as black slaves to be culturally determined¹⁷.

As her correspondence reveals¹⁸, Němcová was an avid admirer of George Sand, herself deeply involved in the politics of the 1848 Revolution which abolished the authoritarian July Monarchy of Louis-Philippe (1830–1848) and inaugurated the short-lived Second Republic (1848–51). For Sand, art, politics and morality were intimately linked, which explains why in the nineteenth century her popularity exceeded

¹⁴ Klácel, František Matouš: *Listy přítele k přítelkyni o původu socialismu a komunismu* [Letters from a Friend to a Female Friend about the Origin of Socialism and Communism]. Praha 1848.

¹⁵ *Ibid.* 84.

¹⁶ Němcová, Božena: *Hospodyně, na slovíčko!* [A Word to Housewives!]. In: *Sebrané spisy*. Praha 1919, vol. 11, 1–6.

¹⁷ See Sand, George: *Indiana*. Tr. by Sylvia Raphael. Oxford-New York 1994, xv–xvi. Not all critics of *Indiana* agree on this issue. For a reading of the novel which highlights its performative and exclusively constructionist vision of gender, see Petrey, Sandey: *George and Georgina Sand: Realist Gender in Indiana*. In: *Textuality and Sexuality. Reading Theories and Practice*. Ed. by Judith Still and Michael Worton. Manchester-New York 1991, 33–47.

¹⁸ Věřím Ti, že se Ti Sandová líbí, i mým ideálem je ta žena [I believe you that you like Sand; that woman is also my ideal]. In: *Sebrané spisy*. Praha 1914, vol. 13, 69 (Letter to Žofie Rottová, dated October 3, 1852).

that of any other French writer in central and eastern Europe. Sand's advocacy of human rights appealed to post-1848 Czech writers like Němcová, who saw themselves as enslaved subjects of an autocratic, foreign regime. Poised between the ideals of revivalist ideology with its emphasis on natural differences between ethnic groups and a new feminist-socialist insight into identity as a cultural construct, Němcová's fiction may be said to have inherited and reproduced the discursive tension between a humanist-inspired and a male-inspired essentialist narrative voice, which Schor has discerned in Sand's early fiction. In the story *Baruška* (1852)¹⁹, for example, based on the German story *Die Frau Professorin* (The Teacher's Wife) by Bertold Auerbach, a village girl's unhappy marriage to a painter is transformed into a successful relationship thanks to the heroine's "natural" goodness. In a clear polemic with Auerbach, Němcová makes Baruška's love for her husband and forgiveness of his failures the means of his salvation, a motif which recalls the narrative conventions of many early-nineteenth century female novels, for example Jane Eyre's selfless love for her unhappy employer Mr. Rochester in the famous English novel by Charlotte Brontë.

Němcová's rewriting of Auerbach's narrative reveals the specific influence of George Sand's socialist ideas of equality between the sexes but also her Rousseauesque emphasis on the natural goodness of rural life. In Sand's novels natural gender roles are challenged and, in some cases, reversed; her female characters are allowed to have happy, rather than tragic, fates; they are assertive and passionate, while the male protagonists are effeminate and passive²⁰. Němcová's plots after 1848 betray a similar desire to portray strong female characters with traditional masculine attributes. This preference is particularly apparent in Sand's pastoral novel set in the Berry region of France, *La petite Fadette* (Little Fadette, 1849), with its forceful, yet natural peasant heroine Fadette. Němcová read *La petite Fadette* (in German translation) with great enthusiasm. She was also familiar with it in a dramatic adaptation entitled *Die Grille* by Ch. Birch-Pfeifferová. Němcová translated this German play into Czech, which received its première at the Estates Theatre in Prague on February 18, 1858, two years after the publication of *Wild Bára*²¹.

Although Czech scholars have pointed out the important influence of *La petite Fadette*²² on the story *Wild Bára* (1856), they have omitted to explore it in a detailed fashion. The same is true of the intertextual relationship between Němcová's story and the folk ballads of her contemporary and compatriot Karel J. Erben, *Kytice*, published three years earlier than *Wild Bára*²³. Just as Němcová assimilates and adapts Sand's

¹⁹ The story is anthologized in *Patero dívek* [Five Girls]. Ed. by Miloslav Novotný. Praha 1941, 202–250.

²⁰ See Courtrivon, Isabelle de: Weak Men and Fatal Women: The Sand Image. In: *Homosexualities and French Literature. Cultural Contexts/Critical Texts*. Ed. by George Stambolian and Elaine Marks. Ithaca-London 1979, 210–227.

²¹ See Každa, Jaromír: Božena Němcová a dramatické umění [Božena Němcová and Dramatic Art]. In: *Božena Němcová. Paní našeho času*, 117–174, here p. 131f.

²² For Sand's influence on Němcová, see Kopal, Josef: *George Sandová a Božena Němcová* [George Sand and Božena Němcová]. Praha 1927.

²³ For the Czech text of the story, see *Patero dívek* 116–57. For an English translation of *Wild Bára*, *Czech Prose. An Anthology*. Ed. and tr. by William E. Harkins. Ann Arbor 1978, 113–155.

proto-feminist and socialist ideas to fit her ethnic tale of Czech country life, so, conversely, does she rewrite the plots (unconsciously or not) of Erben's conservative national folk ballads to make them fit her progressive, proto-feminist point of view. This assimilation of two generic modes – one romantic and idealistic, the other realistic – involved the attempt to reconcile two discourses of gender identity, one “cultural,” derived from Sand and western feminism, the other “natural” and part of a larger patriarchal and nationalist ideology.

Before exploring the story in detail, it may be useful to delineate the plots of three of Erben's ballads which are reproduced in *Wild Bára*. In *Polednice* (The Noon Witch), a distraught, overworked mother threatens her naughty child with the witch who is said to stalk recalcitrant children at the noon-hour. When the child continues to be unruly, she invokes the supernatural hag who comes to take the recalcitrant infant away. The terrified mother and child huddle in the corner of the room, the former accidentally smothering her offspring in her protective embrace. What appears to be divine punishment turns out to be nothing more than patriarchal control camouflaged as a supernatural old woman.

In the ballad *Štědrý večer* (Christmas Eve), two maidens dig a hole in the surface of a frozen pond and peer into the watery darkness to divine their fates. One girl, Hannah, sees the image of her beloved Václav to whom, within a year, she is married. But the other girl, Marie, sees red lights in a sacristy and a coffin; and within the same period of time she has died, punished for the sin of seeking to usurp destiny. The story's rigid dichotomy of marriage/death exemplifies nineteenth-century women's social plight, presenting a stark alternative between adherence to the social convention of marriage and social exclusion symbolized by death. In Erben's ballads, woman as wife and mother paradoxically personifies the moral-social order and perpetually seeks to undermine it. Hence her deviation from the moral Law must be severely punished in order to restore the harmony between man and his world.

In *Svatební košile* (Wedding Shirts), a young virgin transgresses against nature by praying to the Virgin Mary to bring back her lover from his travels, ignorant of the fact that he has died. When the wish is granted, it is not the familiar lover but a predatory vampire who comes to claim his bride. The unsuspecting maiden agrees to accompany the vampire to his “orchard” (a cemetery), and they ride on horseback to their destination. On the way, the vampire is perturbed by various religious accoutrements which belong to the girl such as a rosary, missal and crucifix; and in an extraordinary rapistic fantasy, he discards each offending and protective item.

Unburdened by these repressive objects of religious devotion, the lovers pass over flint-stone cliffs, and the maiden cuts her feet on the sharp edges, leaving trails of virginal blood symbolic of sexual penetration. When the girl eventually discovers that her lover is really a vampire, she flees to a mortuary and bolts the door against him. The lover calls upon a corpse lying in the mortuary to rise up and open the door. In despair, and about to become the victim of the vampire, the girl appeals once more for forgiveness from the supernatural power invoked to bring back the lover. Miraculously, her wish is granted: the ghost vanishes, the corpse returns to its stone slab and the girl emerges to see her wedding shirts torn to shreds and scattered across the grave stones. The concluding stanza of the poem, addressed to the female reader, admonishes her

to avoid the fate of the wedding shirts. A male fantasy of rape thus achieves closure as a respectable moral stricture on female waywardness.

Let us now turn to *Wild Bára* in order to explore how the author mediates between Sand's and Erben's plots to fit her agenda as a Czech woman writer. Bára is the daughter of Jakub and his wife, also called Bára, whose house lies symbolically between the familiar social milieu of the village and the mythic, fairy-tale world of the forest. The strange circumstances of Bára's birth lead to a conflict of interpretation in the village: the midwife claims that she is an ordinary baby, while other old women suspect that she is a supernatural changeling planted by the Noon Witch. Following the plot of *La petite Fadette*, in which a virtuous, strong-minded little girl is shunned as a sorceress by the villagers, Němcová contrasts the enlightened vision of the midwife with the superstitious bigotry of the old women. At the same time, the detail of the Noon Witch can be seen as a subtle critique of Erben's ballad of the same name.

Bára grows up to be an independent, good-natured girl but remains the victim of prejudice because of her tomboyish individuality. She forms an intense homosocial relationship with the priest's niece, Elška – the embodiment of cultural femininity – in the course of which the latter leaves for Prague to receive the kind of superficial education deemed appropriate to a young lady of the day. Devoted to Elška, Bára patiently awaits her friend's return. After an absence of three years, Elška returns to the village as the fiancée of a Prague burgher. On St John's Eve, the two girls perform the traditional virginal practice of casting home-made wreaths from the river-bank in order to divine their future, a scene clearly reminiscent of Erben's *Christmas Eve*. Bára's wreath gets stuck on the branch of a willow while Elška is carried away by the current of the river, symbolizing their divergent fates: Elška will leave the village for married life in Prague while Bára will remain in the countryside.

In a humorous subplot, Bára tries to foil the bailiff's attempt to woo her friend by disguising herself as a ghost in order to frighten him away. When her ruse is uncovered by the villagers, the local priest – in consultation with the elder, alderman and school-teacher – decides to submit Bára to a public humiliation by locking her in the cemetery charnel-house for one whole night. But the story ends happily when the mysterious forester, whom Bára knew only by sight, arrives, discovers what has happened, and breaks down the door of the charnel-house. Having liberated the girl, he asks for her hand in marriage. She accepts and the couple disappears to the forester's ancestral home in the woods.

If Bára and Elška recall Sand's male twins Landry and Sylvinet in *La petite Fadette*²⁴, they are equally reminiscent of Hannah and Marie in Erben's ballad, *Christmas Eve*, the main difference being that Němcová's heroines ordain their own fate by making the wreaths follow their personal desires, the former wishing to remain in the countryside, the latter intent on moving to Prague. In Erben's ballad, by contrast, it is not the girl's subjective desire but fate which determines happiness for one and tragedy for the other. By incorporating the folk motif of the wreaths, Němcová again contrasts essentialist, conservative beliefs about women with a proto-feminist alternative, thereby critiquing Erben's fatalistic and tragic plot about doomed heroines.

²⁴ Sand, George: *La petite Fadette*. Paris 1967.

Another example of Němcová's rewriting of a scene from an Erben ballad is Bára's incarceration in the charnel-house, which parallels the final scene in *Wedding Shirts*, where the maiden locks herself in the mortuary to escape her predatory vampire-lover. Němcová transforms this gothic scene of horror and male sadism into a social allegory of the harsh, unfair treatment of women. Whereas Erben's vampire-lover's aggression is a male rape fantasy, the forester's equivalent act of breaking down the door of the charnel-house is a feminist fantasy of social justice triumphant. Whereas Erben's poem ends with a grim admonition to young women to be obedient and demure and not to succumb to their innately uncontrollable natures. Němcová's story concludes with the opposite message, since Bára is not chastened but vindicated. The flipside of the sexually rapacious vampire-lover of *Wedding Shirts*, the forester is a platonic messiah-figure who – like the idealized Sir Ralph in Sand's *Indiana* – spirits the heroine away to a distant idyll.

In spite of Němcová's skill in integrating Sandian feminism a traditional folk plot, we can still detect a tension in the story's dénouement. If Bára's unfair punishment is the consequence of her inferior cultural status as a woman and a peasant, her identity as a culturally constructed individual contradicts the essentialist picture of her as a "wild" and spontaneous child of nature. By attempting to fuse folk-tale motifs with social realism in the manner of one of Sand's rural novels, the author comes up against complications which are at once genre and gender-related. The idealist mode inherent in the ethnic folk tale cannot be perfectly reconciled with the realistic mode of the social novel. By analogy, the ideological interests of femininity (associated with idealism) are ultimately incompatible with those of masculinity (associated with realism). It is perhaps to circumvent these generic tensions that Němcová has her heroine transported from the realistic social milieu of the village to the unambiguously idealistic fairy-tale world of the forest. The same problem faced Sand in her novel *Indiana*, in the epilogue of which Sir Ralph saves his Créole cousin Indiana from a tragic fate in France by taking her back to the idyllic Bourbon Island where she was born and where they devote their lives to freeing poor and infirm slaves. If Bára's fate is forged in the real world of the village, it is in the idealistic locus of the forest that it finds fulfilment. Ironically enough, Němcová's sudden switch from the realistic setting of the village to the happy, fairy-tale setting of the forest replicates the bifurcative conclusion of Erben's *Christmas Eve* with its drastically polarized choice for women between acceptance of social conformity – represented by Hannah's marriage to her village sweetheart – and the exclusion symbolized by Marie's death. Seen in this light, Marie's death in Erben's ballad and Bára's departure for the forest are inversely parallel. If, then, the forest is a space of idyllic egalitarianism – like the Valley of Bernica in *Indiana* – it is equally a death-like "other" place of absolute exclusion confronting nineteenth-century women unwilling or unable to conform to a prescribed social role. No-one understood this better than early nineteenth-century women writers like Sand and Němcová. When Sand makes Sir Ralph and Indiana resolve to jump to their deaths into the ravine below as a prelude to their idyllic life in the valley of Bernica, she seems to be suggesting that there is a fine and ambiguous line between death and salvation²⁵. The tragic fate ordained by so

²⁵ Sand, George: *Indiana*. Paris 1983, 312–313.

many male writers for their transgressive heroines and the paradisaical alternative envisioned by their female detractors like Sand and Němcová are, in this respect, merely opposite ways of representing in an imaginary form the restricted options available to nineteenth-century women.

Poor Dead Barbora

Karolína Světlá (1830–1899) is the pen-name of Johanna Rottová, the daughter of a Prague tradesman. She married Petr Mužák in 1852, who helped her to strengthen her already awakened sense of Czech patriotism. She grew very fond of her husband's birthplace in north-eastern Bohemia, the village of Světlá (whence she derived her pen-name) at the foot of the Ještěd Mountains, and spent several months there every year. The locale, people and their dialect were to serve as material for her writing. In 1862 she had an affair with Jan Neruda, but she broke off the relationship because of the ensuing gossip and scandal. The Rott family was acquainted with Božena Němcová, whose literary career and writings had a great influence on Světlá's own life and work. She resembles Němcová in her ethnographic interests and the use of fairy-tale motifs in her fiction. Světlá's heroines are strong and devoted, but they invariably sacrifice their own happiness from a sense of duty. Such is the moral of her novel *Vesnický román* (A Village Novel, 1867). Both here and in *Kříž u potoka* (The Cross by the Brook, 1868), the heroine gives up her own love but accepts her husband's extramarital relationship. Ultimately her true love redeems her husband.

What we find in these works is an attempt to reconcile the fairy-tale idealism of the happy-ever-after ending with a feminist desire to portray relations between the sexes in a socially realistic light. A good example of this attempted synthesis is the story *Poor Dead Barbora* from the collection of tales entitled *Kresby z Ještědí* (Sketches from the Ještěd Country, 1873)²⁶. It tells of a life-long love affair between Barbora, a strong and lively girl in the mould of Sand's and Němcová's heroines, and the shy and retiring boy Matýšek. In the course of the story, the girl and boy defy popular opinion which tries to drive them apart as an unsuitable and unconventional couple. They marry, whereupon Barbora comes into an unexpected inheritance of a house and some land. She sets up Matýšek as the master of the household, who proceeds to lord himself over the female housekeeper and her four children. One day, Barbora develops a mysterious disease which rots her bones. Knowing now that she will soon die and anxious to spare her devoted husband unnecessary grief, she persuades him to go to another district to gather cranberries which are said to have a miraculously curative effect. When Matýšek leaves, Barbora dies and is quickly buried. When the husband returns, he refuses to accept the truth of his wife's death and pretends that she has merely gone away on a pilgrimage to her mother's home of Bezděz in northern Bohemia. Only during private prayer at Mass does he show his grief at his wife's death. So deep is this grief that he dies from it. The story concludes as he is found dead at the end of a church service, anxious to join his poor dead Barbora.

²⁶ Sebrané spisy Karolíny Světlé [The Collected Works of Karolína Světlá]. Praha 1900, vol. VIII, 151–181. For an English translation, see Harkins (ed.): *Czech Prose. An Anthology*, 157–182. – See also Řepková, Marie: *Vypravěčské umění Karolíny Světlé* [The Narrative Art of K. S.]. Ústí nad Labem 1977.

This story may be said to represent an amalgam of idealistic and realistic elements. At the heart of the tale is the traditional village setting into which Světlá introduces realistic features. For example she reverses the gender relations between the protagonists so that Barbora possesses strong male characteristics while Matýsek is presented in passive, feminine terms. Even when he assumes the mastership of the household, it is at Barbora's instigation and with her financial backing. Světlá also mentions that a woman in the village was beaten to death by her husband. She is also quite unsentimental about the bullying way Matýsek treats the children in his charge. At the same time, however, the writer adheres to one of the most fundamental features of nineteenth-century romantic idealism: the sacrificial death of the heroine (usually of some mysterious disease). Barbora's premature and unexplained demise can be seen as a narrative device to bring necessary closure and resolution to a story which mediates uncertainly between folk idealism and social realism. Just as Bára is whisked away to the forest by her messiah-like saviour at the end of Němcová's story so that her social predicament as a free female agent can be reconciled with the preservation of the village as a social idyll, so may Barbora's death be seen as a way of side-stepping the problematic status of a woman whose dominant role and independence clearly deviate from the passive and subordinate social role assigned to women in representations of Czech rural life. It is as if both writers explored so far were (unconsciously at least) repressing their feminist desire to create a totally realistic account of women's lives within the village by resorting to the kind of traditional narrative devices employed within folk literature in general. In this sense, the interests of ethnicity and gender are not always in harmony with each other.

Her Step-Daughter

Gabriela Preissová (nee Sekerová) was born in Bohemia, but she visited Moravia as a child and at the age of eighteen settled there when she married Jan Preiss, a German-speaking official at a sugar factory who worked in the small town of Hodonín in south-eastern Moravia. Hodonín is the center of a border area between Moravia and Slovakia known as Slovácko. Preissová spent nine years in Hodonín (1880–1889), getting to know the local people, their way of life, and collecting folk embroidery. While Hodonín itself, like most Moravian towns of that time, had a predominantly German-speaking population, Preissová was able to travel through the Czech-speaking villages of the region on her husband's business trips. She wrote of her experiences in a series of short stories which she began to publish in journals from 1884 onwards, later assembling a three-volume collection entitled *Pictures from Moravian Slovakia* (1886–1889). One of these stories – *Gazdina roba* (The Farmer's Woman) – attracted the attention of the director of the National Theatre in Prague, František A. Šubert (1849–1915), who encouraged Preissová to turn it into a play²⁷. It was performed in 1889 with such great success that Preissová was immediately encouraged to write another. This was *Her Step-Daughter*, also set in Moravian Slovakia. This time, the reviews of the première in Prague (November 9, 1890) were mixed, but mainly negative. The

²⁷ Preissová, Gabriela: *Gazdina roba* [The Farmer's Woman]. Praha 1956.

leading Czech poet Jaroslav Vrchlický (1853–1912) found the drama's rebellious spirit unsuitable for the pen of a woman:

The theme of the play, which reeks of the criminal courts, is elaborated in complete accordance with the recipe already provided by Tolstoy, Strindberg and Hauptmann, and its basic idea, the murder of a baby, is particularly reminiscent of Tolstoy's *The Power of Darkness*. The good points of the play are weighed down by the unsympathetic and embarrassing atmosphere of the whole, which suggests the pen of a young literary rebel rather than that of a woman²⁸.

The *furor* created by the play's first performance clearly exposes a correlation between form and feminism: how dare a *woman* present the village in such low-life terms? As we have seen with respect to Balzac in the introduction to this essay, in European nineteenth-century culture women writers were expected to be idealists rather than realists. It was one thing for a man like Ibsen or Tolstoy to address the pressing social issues of the day in a realistic vein in the public forum of the theatre; it was quite another for a woman to do so.

From the late eighties onwards several Czech dramatists had attempted to portray Czech life as truthfully as possible. Following the Russians Belinsky and Dobrolybov rather than the western theoreticians of Realism, they had taken their subject-matter from the village, convinced that only there was typical Czech life to be found. Where Ibsen portrayed the small-town Norwegian *bourgeoisie*, the Czechs looked to the peasantry with its rich folk traditions beloved of folklorists, musicians (such as Janáček) and ethnographers alike. According to Karel Brušák, these dramatists, even when dealing with the darker side of village life – greed, brutality and alcoholism – avoided naturalism and rarely portrayed peasant characters as being influenced by social conditions²⁹.

Preissová's *The Farmer's Woman* and *Her Step-Daughter* went further than previous Czech drama in exploring the relationship between individuals and their social environment. What sets Preissová apart from previous Czech Realism was her authentic exploration of the relationship between peasant men and women. Where earlier dramatists continued to see Czech or Slovak village life in terms of conventionalized social relations, Preissová's drama explores the complexities of the relationship between men and women. In her first play, *The Farmer's Woman*, Mánek, the son of a rich farmer, loves the poor and head-strong Eva, who refuses him because she has been slighted by his mother. When her subsequent marriage fails, she and Mánek, now also married, become lovers again. They leave as seasonal harvesters for Austria where they live as man and wife. But when they are prevented from being divorced from their spouses, Eva, driven by despair and guilt, drowns herself in the Danube. In this play Preissová introduces Romantic-idealistic themes but her treatment—including the use of authentic dialect and folklore elements – is wholly naturalistic. On the one hand, Mánek and Eva's unhappy fate reflects the difficult social conditions of the time, such as the extremely strict divorce laws and the opprobrium attached to adultery. On the other

²⁸ Jaroslav Vrchlický, review of *Her Step-Daughter*, in *Hlas národa* [Voice of the Nation], November 11, 1890. Quoted from Brušák, Karel: *Drama into Libretto*. In: Janáček, Jenůfa and Katya Kabanová. London-New York 1985, 13–20, here p. 13.

²⁹ Brušák: *Drama into Libretto* 13f.

hand, Eva's suicide seems to exemplify the Romantic-idealistic convention that woman must suffer for a mistake or crime already committed. In Eva's case, this was the initial rejection of Mánek because she was slighted by his mother.

Preissová's second and better-known play – *Her Step-Daughter* – is a more successful fusion of Romantic-idealistic convention and realistic-naturalistic innovation. The key to this highly accomplished drama is its Romantic folk ballad-like theme and setting: the tale of a seduced girl set in a secluded mill and a lonely cottage. Preissová uses the conventions of Romanticism as a dramatic foil to throw her real-life drama into stark relief. Romanticism is apparent in the parallelism between the mood and nature – the sunset in the first act, the windy moonlit night in the second, the frosty winter day in the third. But Preissová derived her plot from two real-life incidents she heard about during a stay in Moravian Slovakia. One was the crime of a jealous peasant who deliberately slashed the face of his brother's fiancée with whom he was in love. The second crime was that of a woman who helped her step-daughter to kill her illegitimate baby. Preissová used the first story unchanged but altered the second to provide a contrast between the gentle Jenůfa, incapable of hurting a living creature, and her step-mother, the Kostelnička, who becomes the sole murderer.

As the village sacristian (hence her Czech nickname *Kostelnička*), she leads religious processions, takes care of burials and knows how to cure the sick. She is the widow of a man whom she married for love who became a drunkard, squandered her money and beat her. When he dies, she is left destitute with Jenůfa, his daughter from his first marriage. Resilient in the midst of adversity, she peddles victuals from the village to the town, making enough money to support both herself and Jenůfa who becomes the centre of her life, the child she never had. After Laca, the step-brother of Jenůfa's lover Števa, slashes Jenůfa's face out of jealousy, and after Števa ceases to love Jenůfa who is already pregnant by him, the *Kostelnička* conceals the birth of the child. When she is unable to marry Jenůfa to either Števa or Laca, she tells the latter that the child has died to convince him to take her disfigured step-daughter. Once she has said this, she must get rid of the baby one way or another.

Here Preissová found it difficult to reconcile the requirements of naturalism with her feminist beliefs. It is certainly not a feature of the *Kostelnička*'s character to commit murder, and the necessity for doing so introduces a determinist element into the plot which is foreign to the feminist spirit of the play as a whole. Up to this point everything about Preissová's naturalist drama presupposes a constructionist vision of gender: the female characters' lives reflect the real social conditions of the time; they work for their living and are physically abused by men; and the unmarried Jenůfa becomes pregnant, after which she must either marry or get rid of the child. But since she was disfigured, neither Števa nor Laca will marry her. In a monologue, the *Kostelnička* rejects the idea of giving the child away because Jenůfa would not agree to it; so she rationalizes her decision to kill the child to spare it from possible diphtheria and to give the hapless mother a second chance in life.

Preissová was clearly dissatisfied with this draconian solution to her plot since it perpetuated the essentialist belief that the female character is morally flawed and, in so doing, undermined her feminist project to present women in a true-to-life fashion. Like Němcová in *Wild Bára*, Preissová does not really resolve this predicament as

side-step it. In order to redeem the Kostelnička's character, she makes her succumb to a temporary bout of insanity when she kills the child. In some ways, Preissová is here the victim of her own feminist project. Having modified the real-life story by making the Kostelnička and not the child's mother the murderess, she is able to maintain Jenůfa's innocence only at the cost of transferring all the blame onto the Kostelnička. By reproducing the convention of woman erring against nature, Preissová falls back upon an old Romantic formula. The tension between the constructionist underpinnings of the feminist plot and its essentialist dénouement parallels the interpenetration of Romantic and naturalist elements in the Kostelnička's role as village matriarch. On the one hand, she is an ordinary woman who performs menial work and was beaten by her husband; on the other, she is invested with the supernatural power to determine life and death. As a totemic figure in the village hierarchy, her fall (once it comes) is all the more tragic. She is held up to an ideal she cannot fulfil precisely because the role of matriarch is imaginary rather than real.

In his adaption of the play as a libretto (1904), Leoš Janáček recognized and tried to simplify Preissová's ambivalent plot. He played down the Kostelnička's attempt to rationalize the murder and placed more emphasis on her deranged state of mind as the following aria shows:

Co chvíla . . . co chvíla . . .
 a já si mám zatím přejít celou věčnost,
 celé spasení?
 Což kdybych raději dítě někam zevezla?
 Ne . . . ne . . .
 Jen ono je na překážku,
 a hanbu pro celý život!
 Já bych tím jí život vykoupila . . .
 a Pánbůh, on to nejlépe ví, jak to všecko
 stojí,
 a Pánbůh, on to nejlépe ví, jak to všecko
 stojí,
 jak to všecko stojí,

jak to všecko stojí
*(sebere se závěšky vlnák
 a zaobalí se do něho)*
 Já Pánbohu chlapce zanesu . . .
 Bude to kratší a lehčí!
 Do jara, než ledy odejdou,
 památky nebude.
 K Pánubohu dojde,
 dokud to ničeho neví.
(v nejvyšším rozčilení pomíjejíc se smysly)
 To by se na mne, na Jenůfu nesypani!
 To by se na mne, na Jenůfu nesypani!
(krčíc se ukazuje pronásledována prstem)
 Vidíte ji, vidíte ji,
 vidíte ji, Kostelničku!³⁰

"In a moment . . . in a moment."
 and I have to wait here a whole eternity,
 a soul's eternity?
 What if I took the child off somewhere?
 No . . . no . . .
 The baby's the only obstacle,
 a lifelong disgrace!
 That would be a way of redeeming her life . . .
 and it's God who knows best how everything stands,

it's God who knows best how everything stands,
 how everything stands.
*(takes woollen shawl off a peg
 and wraps it round herself)*
 I'll deliver the little boy to his Maker . . .
 that will be quicker, easier!
 By springtime, when the ice melts,
 there'll be no trace.

³⁰ See the libretto in the London label recording of Jenůfa, conducted by Sir Charles Mackerras, 136–138.

He will come to God
 before he knows anything.
(in the highest excitement)
 They would all be down on me, and on Jenůfa,
 They would all be down on me, and on Jenůfa!
(pointing at herself as the victim of persecution)
 "Look at her! Look at her!
 Look at her! Kostelníčka!"

In the play, the Kostelníčka first of all considers giving the child away rather than killing it ("Což kdybych raději dítě někam zavezla na chování?") But then she changes her mind since Jenůfa would not agree to the plan: "Ne . . . Jenůfa by nedopustila a lhat ona také nedokáže"³¹ ("No . . . Jenůfa would not allow it and, besides, she will not permit lying.") She now presents the murder as a mercy killing since the child will probably die of childish convulsions or diphtheria anyway: "Já Pánubohu chlapce zanesu . . . Bude to kratší, lehčí těžkost, nežli mají děti, které dlouho se trápí, než je psotník či zaškrťt uničí." ("I will deliver the little boy to the Lord . . . It will be a shorter and lighter burden than suffered by those children who die of convulsions or diphtheria.") Finally she persuades herself that murder is the best solution since she will be able to spare her own and Jenůfa's honour: "Dorostlý život tím vykoupím. Jenůfinu a svoji čest . . ." ("In this manner I shall redeem an adult's life. My own and Jenůfa's honour . . .") In this fashion, Preissová shows the psychological skill by making the Kostelníčka rationalize her drastic solution to the problem and convincing herself that the child's death will be to the advantage of the baby, Jenůfa and herself. (In the opera, it is only Jenůfa's honour that is invoked). For the dramatic purposes of opera, Janáček simplifies the Kostelníčka's complex soliloquy by excising all the remarks which might be construed as rational, thus endowing the character with greater dramatic consistency while deviating from Preissová's intention to reconcile her feminist principles with a prescribed male narrative³². In short, Janáček appropriates a feminist play as a tragic opera whose dénouement entails the inevitable madness or death of the heroine³³.

Conclusion

Wild Bára, *Poor Dead Barbora* and *Her Step-Daughter* define a trajectory in Czech nineteenth-century literature from a purely idyllic revivalist representation of village life to a more naturalistic revision of this idyll in the 1890s. That this development is attributable to three *women* writers seems to me to be more than a coincidence. So too is the fact that all three sample works examined in this essay combine elements of idealism and realism. We have seen that this attempt at a formal synthesis is inseparable from the politics of gender since realism was perceived as *the* masculine literary mode

³¹ Preissová, Gabriela: *Její pastorkyňa* [Her Step-Daughter]. Praha 1945, 47. This edition places in italic the dialogue cut by Janáček in his operatic version of the play.

³² For Janáček's changes to the play, see Brušák: *Drama into Libretto* 18–20.

³³ For the representation of women in opera, see Clément, Catherine: *Opera, or the Undoing of Women*. Tr. by Betsy Wing. Minneapolis 1989.

of the late nineteenth century³⁴, while idealism was gendered as *the* feminine mode. In the selected work of Preissová, Němcová and Světlá, idealist and realist modes intermingle but are not fully integrated and involve an implicit tension between essentialist and cultural visions of identity. By exploring this tension I have not sought to denigrate these writer's artistic achievement but rather have highlighted the difficulties they faced as progressive, feminist writers in a small-nation culture. The disjuncture between ethnicity and idealism, on the one hand, and feminism and realism, on the other, is the inevitable consequence of women writers aspiring – and inevitably failing – to unite perfectly the ethnic and generic aspects of their identity, to reconcile the ideal of the village as the essentialist nucleus of national identity with a more realistically cultural account of women's less-than-ideal experience of it.

³⁴ Conversely, idealism was regarded as the feminine mode. Schor, Naomi: Idealism. In: *A New History of French Literature*. Ed. by Dennis Hollier et al. Cambridge, Mass. and London 1989, 769–774, here p. 771.

CHAMBERS OF COMMERCE AND CZECH-GERMAN RELATIONS IN THE LATE NINETEENTH CENTURY

By Catherine Albrecht

Chambers of commerce and manufacturing were established in Austria in 1850 as official mediators between the interests of business and the government. As such, they displaced in importance voluntary associations that had been established before 1850 to represent business. In the era of Bach absolutism, the chambers were the only institutions representing liberal interests¹. At the same time, however, chambers of commerce were official government organs, and as such they performed important functions for the state, particularly collecting data on business and industry, soliciting policy recommendations their members, and informing the business community about government initiatives in economic affairs.

The five Bohemian chambers of commerce were located in Prague, Reichenberg (Liberec), Eger (Cheb), Plzeň (Pilsen), and České Budějovice (Budweis). From their inception until 1884 all five chambers were dominated by German business and industry, although there were Czech representatives on the chambers in Prague, Plzeň, and České Budějovice². These three chambers avoided national conflict and maintained a *ultraqu coast* position until the 1860s. The liberal view in the chambers suggested that economic questions were of universal significance and could be resolved by an understanding of common principles that applied equally to all situations. National or political differences had no place in economic decision making.

With the passage of the February patent and the October diploma and the establishment of representative government in 1861, Czechs began to seek greater representation in the chambers of commerce as well. During the 1860s and early 1870s, Czech businessmen and political leaders pressed for equality in language use in the chambers and for greater representation for small business, crafts, and even credit cooperatives, which were the most important financial institutions among the Czechs before 1873. The rapid growth of Czech industry, particularly agricultural industry, led to the creation of a Czech business class that demanded representation in the chambers. When this was not forthcoming, they used voluntary associations like the *Průmyslová jednota* (Industrial Union) and *Merkur* as surrogate chambers³.

¹ Stölzl, Christoph: Die Ära Bach in Böhmen. Sozialgeschichtliche Studien zum Neoabsolutismus, 1849–1859. München 1971.

² The chambers in Reichenberg and Eger never had any significant Czech representation.

³ Both of these organizations originally had both German and Czech members. The Industrial Union was dominated by Czech craftsmen and small businessmen from 1844. *Merkur* was dominated by Czech businessmen and merchants from 1868. The Germans withdrew from both organizations when a Czech leadership was elected. Obchodnický spolek „Merkur“ v Praze, na paměť svého 50 letého trvání [The Business Society „Merkur“ in Prague, in Remembrance of Fifty Years of Existence]. Praha 1912.

With a change in electoral regulations in 1884, the chambers in Prague, Plzeň, and České Budějovice became Czech. The chambers in Reichenberg and Eger remained German. The division of the chambers into two groups provides a useful basis for analyzing competition and cooperation between Czechs and Germans in economic affairs. Because the government often requested input from the chambers before passing new economic legislation, the positions of Czech and German business on specific issues can be compared. Areas of agreement and dissension are particularly evident in debates between Czech and German delegates within the Prague chamber of commerce.

A comparison between Czech and German chambers of commerce is not straightforward, however. Prague was the center of Czech political and cultural life, overshadowing its sister chambers in Plzeň and České Budějovice. Reichenberg likewise was the most important city for German Bohemia, and because its chamber remained dominated by large industry (particularly the textile industry), its interests diverged somewhat from the other chambers where small business and manufacturing had a greater degree of influence. The dominant chambers in Prague and Reichenberg were direct competitors and sometimes hostile opponents, but there was some friction between the larger and smaller chambers as well. In fact, differences in the size and economic significance of the five chambers of commerce in Bohemia are striking.

Tab. 1: *Population of Chamber of Commerce Regions in Bohemia, 1890*

Chamber	Czech Population	German Population	Total
Prague	1 694 754	1 115 83	1 806 803
Plzeň	578 524	194 716	773 368
Č. Budějovice	517 359	139 757	657 220
Reichenberg	801 955	1 030 585	1 832 688
Eger	51 596	682 370	733 986
Total	3 644 188	2 159 011	5 804 065

Source: SÚA/NRČ, Carton 406/1, Petition to Ministry of Trade concerning Zřízení nové obchodní a živnostenské komory pro východní Čechy se sídlem v Hradci Králové [On the Founding of a New Chamber of Commerce for Eastern Bohemia with its Seat in Hradec Králové], n.d.

An analysis of the Bohemian chambers of commerce demonstrates that when the control of institutions was involved, Germans and Czechs disagreed sharply along national lines. When economic policy issues could be divorced from their institutional context, however, the situation was more complex. Both Czech and German business communities were divided internally on such issues as monetary reform. In addition, Czechs and Germans occasionally cooperated on issues that could strengthen the competitive advantage of all business in Cisleithania, such as trade, taxes, or Austria's relationship with Hungary. However, as Lothar Höbelt has pointed out, cooperation on the basis of common economic interests could easily be derailed by political conflict⁴.

⁴ Höbelt, Lothar: *Kornblume und Kaiseradler: Die deutschfreihheitlichen Parteien Altösterreichs, 1882–1918*. Wien-München 1993.

*National Conflict in the Chambers**New Statutes*

The electoral law of 1882 created a new curia of "five-gulden men" who could vote for representatives to the provincial diet and imperial parliament. Electoral reform was extended to the chambers of commerce as part of Prime Minister Taaffe's effort to woo the Czechs and broaden the base of his political coalition. In 1883 the Ministry of Trade informed the chambers that they needed to revise their electoral statutes to conform to the new law. Each chamber was permitted to draft its own statutes reflecting the balance of business and industry in its territory. There were several issues to be addressed. First was the division of the chamber into sections, each representing a different group of industry or business. Second was the question of who was eligible to vote in each section, based on tax obligations. And third was the number of representatives elected from each section. In addition, the new electoral statutes were to spell out the procedures for voting.

In each chamber there was some resistance to the Ministry's directives, as the representatives of large industry and business, who had dominated the chambers for over thirty years, were not anxious to relinquish their influence. In Prague, Plzeň, and České Budějovice the issue of expanding the chamber's electoral base was complicated by the fact that most of the small businesses that would be included were Czech and any significant electoral reform would certainly bring in Czech leadership. Electoral reform was adopted relatively easily and with few hard feelings in Plzeň, where German and Czech businesses already had a tradition of cooperation. Likewise, the chamber in České Budějovice passed its new statutes relatively quickly. But in Prague, electoral reform was particularly contentious because the German majority on the chamber was unwilling to adopt reforms that would result in a loss of power⁵.

The chamber of commerce in Prague selected a committee of six Germans and three Czechs to draft its new electoral statutes. From the beginning the Germans and the Czechs on the committee adopted separate majority and minority proposals. Harsh debates throughout 1883 and into 1884 focused on the national implications of change. The German majority on the chamber sought to create an electoral geometry that would continue to give disproportionate weight to the interests of large business and industry and lump all of the smaller business into one or two sections. The Czech minority, led by Young Czechs Eduard Grégr, Bohumil Bondy, and Josef Wohanka, argued that representation on the chamber should reflect the fact that Czech business were a majority in the chamber's district. They sought a larger number of sections and lower tax thresholds for suffrage rights. In March 1884 the government intervened to end the debate by imposing an electoral system that was close to what the Czechs had sought.

⁵ On electoral reform in the Prague chamber of commerce, see *Verhandlung der Handels- und Gewerbekammer in Prag über den vom hohen kais. könig. Handelsministerium herabgelangten Entwurf einer Wahlordnung*, 3 vols. Praha 1883. — Gruber, Josef: *Obchodní a živnostenská komora v Praze v prvním půlstoletí svého trvání, 1850–1900* [The Chamber of Commerce in Prague in the First Half-Century of its Existence, 1850–1900]. Praha 1900, 228–241. — Kolmer, Gustav: *Parlament und Verfassung in Österreich*. Wien 1902–1914, vol. 3, 151–156.

Under the new regulations, the Prague chamber of commerce was organized into eight sections. Manufacturing and business were each divided into large firms, medium-sized firms, and artisans and small business. Separate sections were created for agricultural industry and mining. The tax thresholds for each section ensured that Germans would dominate large industry and large business. The other categories were carried by the Czechs. The predominance of Czechs in small manufacturing and small business was so overwhelming that the Germans did not bother to run any candidates in the elections which were held in the late spring of 1884. Genuinely competitive and hard-fought campaigns were waged in 1884 for representatives to the sections of medium-sized industry and business, since those two sections would hold the balance of power in the newly constituted chamber. Although the number of firms eligible to vote in chamber elections continued to increase in each election after 1884, the balance of power between Czech and German representatives in the Prague chamber of commerce was not altered until after 1918.

Table 2: *Election to the Prague Chamber of Commerce, 1884*

Section	Czech Votes	German Votes	Total
Business Section			
Large	42	104	146
Medium	1456	558	2014
Small	4439	—	4439
Manufacturing Section			
Agricultural Ind.	133	38	171
Large Industry	35	79	114
Mining	35	10	45
Medium Industry	469	75	544
Medium Artisans	6514	—	6514
Total	13123	864	13987

Source: Gruber, Josef: *Obchodní a živnostenská komora v Praze v prvním půlstoletí svého trvání, 1850–1900* [The Chamber of Commerce in Prague in the First Half-Century of its Existence, 1850–1900]. Praha 1900, 250.

The minority of German representatives who were reelected to the chamber after the 1884 elections continued to protest the imposition of electoral statutes that violated the will of the former German majority. The German delegates refused to attend the first two meetings of the new chamber and never again voted for the president of the chamber, using the occasion instead to reiterate their political objections to the whole electoral process. At the same time, however, the German delegates made it clear that they did not hold a personal grudge against the Czech presidium and were willing to work the Czechs on issues of common concern. Where possible, both sides stressed that the economic interests of the Prague district crossed national boundaries. In fact delegates were elected to the chambers who had served before 1884, and the more experienced delegates often recalled with some nostalgia the era when the Germans and Czechs had worked together harmoniously.

Austro-Hungarian Bank

The first major issue on which the new Prague chamber took a stand was designed to appeal to the small businessmen and artisans who were the mainstay of its support. In 1885 the Prague chamber prepared a series of proposals for reforming both the structure and lending practices of the Austro-Hungarian Bank. The chamber lamented the shortage of credit in Bohemia, which was felt acutely as a result of the collapse of the *Böhmische Bodencreditgesellschaft* in 1884 and the subsequent liquidity crisis among sugar manufacturers in 1885. Direct appeals to the Austro-Hungarian Bank and the Austrian government for emergency credit had been ignored. Therefore, in its proposals the Prague chamber asked that the Prague branch of the bank be raised in status to a "main branch" (*Hauptfiliale*) with its own directors. The directors of the branch office should reside in Bohemia with half chosen by the bank's Viennese direction and half by organizations in Bohemia itself. Additional branch offices should be established throughout Bohemia, and Bohemia should be granted 50 million fl in credit each year. The Prague chamber argued that Bohemia's economic growth was being held back by a shortage of credit.

In addition to these structural changes, the Prague chamber also recommended reforms that would benefit small business in Bohemia. It requested that the bank rediscount small bills of exchange, particularly bills that already had been discounted at credit cooperatives⁶. The Prague chamber argued that Czech credit cooperatives suffered discrimination at the bank, which ignored the financial stability and importance of cooperatives. The result was a shortage of credit for small businessmen in Bohemia as reflected in higher interest rates (cooperatives often charged 8–10 percent for discount loans; the Austro-Hungarian bank charged 4–4.5 percent). The chamber also requested that the censors who evaluated bills of exchange be selected from within Bohemia, with recommendations from the chambers of commerce, rather than by the bank's office in Vienna.

Finally, the chamber's proposals included a few purely national considerations relating to the language used by the Austro-Hungarian Bank. Bank officials in Bohemia should be able to use Czech and German with equal fluency, and Austrian banknotes should print the value of the note not just in German and Hungarian but in Czech as well⁷.

The proposals touched off a storm of protest. They were castigated by Germans not just in Reichenberg or in Prague but throughout the Austrian half of the monarchy.

⁶ A bill of exchange is an obligation presented from one business to another. If the credit of both firms is good, the bill can be taken by its holder for rediscounting at a bank, where the holder receives credit from the bank for what he is owed (the discount refers to the interest). The bank can then rediscount the bill by presenting it to another financial institution. Discount loans were usually issued for three to six months and helped provide working credit to business.

⁷ The chamber of commerce in České Budějovice noted in its discussion of this issue that banknotes had circulated in Bohemia in the early 1880s with the denomination handwritten in Czech. The Austro-Hungarian Bank refused to accept these notes because they had been defaced, but I suspect that they circulated locally without any problem. *Sitzungsprotokolle der Handels- und Gewerbekammer in Budweis, 1880–1888, Minutes for 11. 4. 1885.*

The chamber of commerce in Troppau sent a circular attacking the Prague proposals; ten or twelve out of twenty-nine chambers in Cisleithania endorsed the critique⁸. Each point of the Prague recommendation was challenged. The request to establish a *Hauptfiliale* was seen by Germans as an attempt to undermine dualism and move surreptitiously toward federalism. If Bohemia gained special status, would not other provinces seek the same concessions? It was suggested that the Czechs' ultimate aim was to establish a separate central bank with its own right to issue currency. The Prague proposal was criticized by the chambers in Reichenberg, Plzeň, and České Budějovice for presuming to speak for the province as a whole, since the reorganized branch office would serve all of Bohemia, not just the Prague region. The other Czech chambers clearly were offended by the failure of the Prague chamber to consult them before issuing its recommendations⁹. The Reichenberg chamber protested that Prague was trying to create centralization within Bohemia on the pretext of decentralization. Reichenberg firms looked to Vienna for their credit; they had no need of Prague financial markets and no desire to be financially dependent on Prague¹⁰. Germans saw the demand for a special branch for Bohemian as a political objective, not an economic aim.

The recommendation of more credit for Bohemia was also criticized, this time on economic grounds. In 1885 the Austro-Hungarian Bank provided 22 million fl of credit for Bohemia, but only 18 million fl was used¹¹. Clearly, Bohemian firms did not need 50 million fl. A fixed donation for Bohemia did not make economic sense, since credit must be able to flow to markets where it was needed, regardless of provincial boundaries. In addition, German critics pointed out that mature firms reinvest their profits and as Bohemia's economy developed it would depend less on credit from the central bank.

Prague's request that credit cooperatives be able to present bills of exchange for rediscounting at the Austro-Hungarian Bank was also attacked by critics. The main purpose of the bank was to provide credit to the state and to issue currency; its services to businesses were ancillary. Only well-established firms should receive credit with the central bank; otherwise, the bank's own credit rating would be hurt, undermining the international value of Austria's currency. At the base of the debate over rediscounting was the status of Czech credit cooperatives, whose significance Germans tended to undervalue and Czechs to overestimate. After the failure of the Prague proposals, the Czechs began to consider much more seriously the need to create a full-fledged network of financial institutions centred in Prague¹².

⁸ Verhandlung der Handels- und Gewerbekammer in Prag, 1887, Minutes for 19. 2. 1887.

⁹ Sitzungsprotokolle der Handels- und Gewerbekammer in Budweis, 1880–1888, Minutes for 11. 4. 1885; Sitzungsprotokolle der Handels- und Gewerbekammer in Pilsen, 1883–1885, Minutes for 9. 11. 1885.

¹⁰ Sitzungsprotokolle der Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg, 1886–1888, Minutes for 30. 3. 1887.

¹¹ *Ibid.*

¹² The Czech delegates to the Prague chamber began immediately to prepare statutes for the *Zemská banka*, founded in 1889, to compensate for their failure to influence the policies of the Austro-Hungarian Bank. Gruber: *Obchodní a živnostenská komora v Praze* 303. – Bráf, Albín: *O Zemské bance království Českého* [On the Provincial Bank for

The issue of printing banknotes in Czech received a derisive response from the Germans, who argued that the Austrian gulden was an international currency and German an international language. If the bills were printed in a multitude of languages, then they would send a message to other European financial markets that Austria-Hungary was an unstable conglomerate of ethnic groups. The Prague chamber's Czech majority responded by reminding its critics that Austria-Hungary was already known to be a multinational state. And its currency was used much more widely within the country than in international transactions. The Prague chamber was not proposing that all information on the banknotes be printed in Czech but only the value of the currency, which would not present a problem in international markets.

The Prague chamber may have miscalculated when it made the proposals for reforming the Austro-Hungarian Bank. Despite the importance of the Czechs in supporting the Taaffe government, they did not have sufficient clout to get the government to consider their proposals seriously. None of the chamber's proposals was accepted when the bank's privileges were renewed as part of the *Ausgleich* in 1887. The storm of protest in the German chambers and press seems to have taken the Prague chamber's Czech majority by surprise. Even the chambers in Plzeň and České Budějovice protested the adoption of proposals for the province as a whole. But there were some political benefits as well. The Prague chamber of commerce established itself as the premier Czech chamber in Bohemia by its strong stance. It asserted its role in recommending policies that would benefit the Czechs as a whole, not just the area under its jurisdiction. In addition, the Prague chamber demonstrated that it would represent the interests of the small businessmen and artisans who were responsible for the Czech victory in the 1884 elections, even though its leadership was still drawn from an elite among Czech businessmen.

There were also a few financial benefits. The Austro-Hungarian Bank was not able to ignore completely the Czech complaints. The credit available for Bohemia increased by about 13 percent from 1886 to 1888, and the number of branch offices was increased from six to ten¹³. The Czechs began to make plans to establish a Provincial Bank to provide some of the services they had requested from the central bank. And surprisingly enough, one issue emerged that was of interest to both Czechs and Germans: the currency question, which was at the base of many of the German objections to the Prague proposals. In a second debate on the proposals in the Prague chamber of commerce, German delegate Josef Sobotka ended a bitter protest against the politicization of the bank issue with an invitation to work together on the currency question¹⁴. This was less divisive along the lines nationality because it was of general concern to all businessmen and did not involve control over institutions.

Bohemia]. In: *Co vykonáno na sněmu království Českého v šestiletí od 1883–1889?* [What Transpired in the Bohemian Diet in the Six Years from 1883 to 1889?]. Praha 1889.

¹³ Gruber: *Obchodní a živnostenská komora v Praze* 302–303. The Reichenberg chamber agreed that the number of branch offices needed to be increased. *Sitzungs-Protokolle der Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg, 1886–1888*, Minutes for 30. 3. 1887.

¹⁴ *Verhandlungen der Handels- und Gewerbekammer in Prag, 1887*, Minutes for 19. 2. 1887.

A Sixth Chamber of Commerce for Eastern Bohemia

Another important issue of contention between Czech and German chambers of commerce in Bohemia was establishing a sixth chamber of commerce in eastern Bohemia. Because the Reichenberg district contained over 800,000 Czech inhabitants whose interests were not represented in the chamber, there were repeated attempts to create a separate Czech chamber with its seat in either Hradec Králové (Königgrätz), Chrudim, or Pardubice. Czech pressure began in the 1870s and 1880s when town councils, credit cooperatives, and savings banks began sending petitions to the imperial parliament requesting the establishment of a new chamber¹⁵. At the same time, small German businesses in northwest Bohemia also protested their lack of representation in the Reichenberg chamber, which remained dominated by the largest enterprises¹⁶. The issue was nearly resolved with the 1890 compromise between German and Czech political leaders, which would have granted the German areas of Bohemia more autonomy while giving the Czechs certain concessions, including the sixth chamber of commerce. When the compromise was rejected by the Young Czechs after a bitter electoral campaign, the new chamber of commerce for eastern Bohemia was also lost.

In the early twentieth century, Czech businesses in eastern Bohemia began to press again for a chamber to represent their interests. Their main complaints against the Reichenberg chamber were its failure to elect a single Czech representative to the chamber, its refusal to use the Czech language, and discrimination in allotting stipends and other resources. The large and unwieldy size of the Reichenberg district was also an issue, as the Czechs called for a more compact, economically viable geographic unit to be served by the new chamber¹⁷. Czech advocates, however, were not united on the new chamber¹⁸. There was competition among the towns that might be selected as its site¹⁹. In addition, establishing a sixth chamber of commerce carried some political risks because it would be made up of districts not only from the Reichenberg but also from Prague. This was likely to lead to a wholesale reshuffling of the borders of the

¹⁵ Bachmann, Harald: Die Handels- und Gewerbekammern Prag und Reichenberg und der bürgerliche Wirtschaftsnationalismus als sozialgeschichtliches Problem. *BohJb* 14 (1973) 278–288. – Jodl, Josef: Zur Eintheilung der Handels- und Gewerbekammern in Böhmen. Topographisch-statistisches Bild. Prag 1885.

¹⁶ Wirth, A.: Die Handelskammerfrage im nördlichen und nordwestlichen Böhmen. Offenes Schreiben eines Kammerkontribuenten. Leitmeritz 1882.

¹⁷ Státní ústřední archiv, Národní rada česká (State Central Archive, Czech National Council, hereafter SÚA, NRČ), carton 406/1, Petition to the Ministry of Trade concerning Zřízení nové obchodní a živnostenské komory pro východní Čechy se sídlem v Hradci Králové [On the Founding of a New Chamber of Commerce for Eastern Bohemia with its Seat in Hradec Králové], n. d. The petition was based on Gruber, Josef: O komorách obchodních a živnostenských [On Chambers of Commerce]. Praha 1904, and Gruber: Zur Frage der Einteilung der Handelskammerbezirke in Böhmen. *Čechische Revue* 1/1 (1906).

¹⁸ SÚA, NRČ, carton 406/1, Minutes of a meeting held 15. 4. 1909.

¹⁹ Representatives of Chrudim even went to far as to accuse the Old Czechs, whose political defeat was connected intimately with the failed *punktace* of 1890, with supporting Hradec Králové against such Young Czech strongholds as Chrudim and Pardubice. SÚA, NRČ, carton 406/1, article from *Český Východ* v. 22. 2. 1908.

five original chambers and might reduce the significance of the Prague chamber. The sixth chamber of commerce might even contribute to the administrative division of the province along national lines, an important demand of German Bohemians since the 1880s. Following the failure of several petition drives, the mayor of Hradec Králové created an informal regional economic center in 1910 that was to function as a chamber²⁰. This organization was given official recognition by the Czechoslovak government in 1919 but did not receive full legal status as a chamber until 1938.

Economic Issues: Potential for Cooperation

By the late 1880s and early 1890s, the growth of a more varied economic and political system led to tensions within Czech and German chambers of commerce. The emergence of German nationalism put some pressure on the traditionally liberal representatives in the Reichenberg chamber of commerce. Likewise, the division between large and small business became more pronounced. Because the region surrounding Eger had more small businesses, it felt the effects of the demand for protectionist policies especially strongly. The Eger chamber even recommended establishing a special *Volkswirtschaftsrat* to bring together representatives of agriculture and crafts in a large association to represent the interests of small producers²¹.

Similarly, the electoral victory of the Young Czechs displaced the traditional Old Czech leadership. The effect of this change was particularly striking in the Prague chamber of commerce, where the Old Czech leadership remained in power until 1896 when a Young Czech president, Josef Wohanka, was elected²². Nonetheless, the influence of the Young Czechs was felt quite strongly. They were more willing to support interventionist policies than the Old Czechs and were more active in collecting data, writing reports and proposals, and in general raising the professional calibre of the chamber. In the 1890s the Prague chamber of commerce expanded its staff to include a number of prominent economists, and it became the central economic policy-making organization among the Czechs.

By the early 1890s the chambers of commerce in Reichenberg and Prague had established themselves as the leading representatives of German and Czech economic interests in Bohemia. On certain economic matters, the representatives of business and industry found that they could cooperate across national lines. Disagreements on these issues were based mainly on differences in the constituencies of the chambers rather than on national political agendas. The changing dynamics can be seen particularly clearly in three important issues of the 1890s and 1900s: the currency question, the introduction of a progressive income tax, and trade policy.

²⁰ Archiv České akademie věd, Národohospodářský ústav (Archive of the Czech Academy of Sciences, Economics Institute, hereafter Archiv ČAV, NÚ), Osobní spisy členů (Personal Writings of Members), short biography of František Ulrich.

²¹ Sitzungsprotokolle der Handels- und Gewerbekammer in Eger, 1889–1893, Minutes for 20.7.1893; Sitzungsprotokolle der Handels- und Gewerbekammer in Eger, 1894–1899, Minutes for 15.3.1894.

²² Gruber: Obchodní a živnostenská komora v Praze 259–261.

Currency Reform

The currency question arose as a result of the instability of the Austrian gulden and its decline in value, particularly during the 1870s and 1880s. This was a common problem that affected not only European countries but also the United States. The cause of the currency crisis was a shortage in the supply of gold, which was not expanding rapidly enough to support the growth of economic activity, and an oversupply of silver, which resulted in the "demonetization" of silver currency. In Austria, as in the United States at the same time, the issue of currency reform was debated actively. Artisans, farmers, and those in debt tended to support bimetallism, or a currency based on silver but backed by gold. Silver was abundant, and a silver-based currency would be inflationary, helping to fuel economic growth and making it easier for small producers to pay off their debts. In the Austrian parliament, Christian Social delegate Joseph Schlesinger even proposed a "people's currency," not based on any precious metals at all²³. Large producers and exporters, however, favored a gold-backed currency, which would provide stability and hold its value in international markets. Exporters and creditors were particularly adamant in their support of the gold standard. The Reichenberg chamber of commerce issued two strong resolutions in favor of a gold-backed currency²⁴.

Czech political leaders were torn in their approach to the currency issue. On the one hand, Czech control of the Prague chamber of commerce was based on the support of small businessmen and artisans, who favored bimetallism. On the other hand, the economic experts in the Young Czech party formed an elite who recognized the value of a sound currency, especially at a time when the Czechs were trying to develop their financial markets and establish more banks. For this reason, the Prague chamber of commerce atypically did not issue any resolutions on the currency question and only debated it briefly after the legislation had already been passed²⁵. The political dilemma posed by the currency question can be seen in the statements of the chamber's parliamentary delegate, Josef Kaizl, who supported the gold standard for economic reasons²⁶, but criticized the government's proposal on political grounds²⁷. On this issue, therefore,

²³ Kolmer: *Parlament und Verfassung in Österreich*. Vol. 5, 205–206. Schlesinger's aim seems to have been to take control of money out of the hands of bankers, print enough money to make it unnecessary for small producers to take out loans, and gradually, pay off the state's debt as well. See also Boyer, John W.: *Political Radicalism in Late Imperial Vienna. Origins of the Christian Social Movement, 1848–1897*. Chicago 1981, 108.

²⁴ *Sitzungs-Protokolle der Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg*, Minutes for 26. 9. 1890 and 10. 6. 1892.

²⁵ Gruber: *Obchodní a živnostenská komora v Praze* 315 f.

²⁶ Kaizl, Josef: *Náprava měny* [Currency Reform]. *Čas* (1890) 113–118; 129–132, 145–149; 162–167; 179–185. – For other commentary in favor of a gold-backed currency, see Bráf, Albín: *O nápravě měny* [On Currency Reform]. Praha 1892. – Koloušek, J.: *O chystané nápravě naší měny* [On Preparations for the Reform of our Currency]. *Čas* 6 (1892) 148–149, 182–184, 258–260, 290–292, and Ludvík, Emil: *Náprava naší měny* [Reform of Our Currency]. Praha 1892. See also Kamnitzer, Reinard: *Die österreichische Geld- und Währungspolitik von 1848 bis 1948*. In: *Hundert Jahre Österreichische Wirtschaftsentwicklung, 1848–1948*, Ed. by Hans Mayer. Wien 1949, 146–154.

²⁷ Kolmer: *Parlament und Verfassung in Österreich*. Vol. 5, 202–222; 430–435. Kaizl argued

the positions of the chambers of commerce in Reichenberg and Prague reflected not national tension but debate within each group over the economic benefits of the proposed reform.

Tax Reform

The adoption of the currency law in 1892 was accompanied by a reform of the tax system in 1896. Tax reform was intended to counteract some of the negative effects of the new gold-backed currency. All of the chambers of commerce made proposals on tax reform, which was a popular among small producers as well as professional economists and large businessmen. The thrust of tax reform was to introduce a progressive income tax and replace the outdated system of regressive indirect taxes with direct taxes on individual income and business profits. The chambers agreed that any change in the tax system must lower the tax burden on the less well-off members of society and that the overall tax burden must not be increased. Differences arose not over the basic principles but only over details.

The willingness of Czech and German chambers to cooperate on this issue was shown by the unprecedented decision of the three Czech chambers to participate in the sixth *Handelskammertag* in 1892, which was devoted to the tax issue. The chamber of commerce in Plzeň in 1892 issued an invitation to all chambers to meet in Vienna to form a unified platform on tax reform. Unfortunately, the Plzeň chamber was unaware that it had already been decided to hold the next meeting in Reichenberg, but after an exchange of letters and a suitable apology, the Reichenberg chamber agreed to the change in plans²⁸. At the meeting the Bohemian chambers voted together for a resolution that income taxes must replace the current system of indirect taxes. Although the resolution failed, it demonstrated the common interests of Bohemian businessmen²⁹.

Trade Policy

Another economic issue on which Czechs and Germans were able to take a common stand was trade policy, both with the Hungarian half of the monarchy and with foreign countries. In the 1890s and 1900s, agricultural interests were demanding protection from import competition from Hungary and the Balkans, while industrial interests were seeking to expand their export markets, particularly in the Balkans. Thus, on

that on political grounds the Czechs were unwilling to support the currency, because to do so would have reflected confidence in the government that they did not have. In addition, the currency question was tied with the Austro-Hungarian Bank, and Czech complaints about the management of the bank would have to be addressed in the context of the currency issue. Bráf, Koloušek, and Ludvík (cited in the previous note) also complained about the process by which the government made its decision on currency reform.

²⁸ Sitzungsprotokolle der Handels- und Gewerbekammer in Pilsen, Minutes for 8. 11. 1892; Sitzungs-Protokolle der Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg, Minutes for 2. 12. 1892. At the end of the meeting, the Plzeň representatives graciously nominated Reichenberg for the honor of hosting the next *Handelskammertag*.

²⁹ Sitzungs-Protokolle der Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg, Minutes for 27. 1. 1893.

issues of trade policy, Germans and Czechs were sometimes able to cooperate across national lines to support particular economic agendas. At the same time, however, trade within the monarchy was tied to its dualistic structure, a source of tension between Czechs and German Bohemians, while foreign trade was connected with Austria-Hungary's alliance with Germany and its relations with its Balkan neighbours, both of which were issues of contention in national politics. Large German industries with well-established export markets had different interests in trade policy than smaller Czech firms that were still trying to find their niche in international trade.

In preparation for the renewal of the *Ausgleich* in 1897, the Prague chamber of commerce undertook a survey of businesses in its region to determine their attitudes toward the customs union with Hungary. It found that certain industries, like the textile industry, depended on the market in Hungary, while others, like the machine-tool industry, faced stiff competition there. All parties were agreed that the terms of the customs union needed to be revised to benefit Austrian industry and protect Austrian agriculture. Czechs and Germans complained with equal force that the Hungarian government provided more active support for industry than did the Austrian government, and they were equally concerned by the rapid growth of Hungarian industry. In addition, they argued that the Hungarian economy was dependent on Austria as a market for its agricultural produce and as a source of credit. Therefore, the Austrian government was in a good position to negotiate a treaty that was more favorable to its economic interests. In a short discussion, both German and Czech delegates welcomed the unanimity with which the Prague chamber's report was accepted and the harmonious cooperation between the two factions. This agreement reflected not only the common interests of Czech and German business but also the fact that the Prague chamber had a staff of economic experts who were capable of undertaking careful statistical analysis that seemed to remove the issues from the political arena and make them more "objective."³⁰

Unfortunately, political events soon overwhelmed this promising cooperation as the Badeni language ordinances were introduced in 1897. Obstruction in the Austrian parliament prevented the timely renewal of the *Ausgleich*. When the treaty was imposed under Article 14 in 1898, it was greeted with anti-Hungarian protests throughout Austria, in part because of the high indirect taxes that were associated with it. In 1898 the Prague chamber of commerce again debated its proposals on the *Ausgleich*, but by this time the mood of cooperation had faded. The Czechs again brought up the reform of the Austro-Hungarian Bank, which the German minority would not accept³². The Czech report included a proposal to establish a new "economic parlia-

³⁰ Verhandlungen der Handels- und Gerwerbekammer in Prag, 1896, Minutes for 31.3.1896. See also Archiv ČAV, NÚ, Osobní spisy členů, short biography of Josef Wohanka.

³¹ As Lothar Höbelt argues, during times of crisis the national conflict forced a unity in German and Czech camps that overwhelmed the obvious differences in economic interests within each national group (in Höbelt: Kornblume und Kaiseradler).

³² After 1898 the Czech began an active and successful campaign to purchase shares of the Austro-Hungarian Bank and attended its annual meeting en masse in an attempt to influence its policies directly. See SÚA, Polizej Präsidium-Vereine (hereafter, PP-V) (1900-07), inv. no. 21/28, Česká společnost národohospodářská (Czech Economic Societys), Annual Reports for

ment” to pass legislation that was blocked by political obstruction. Once again, this was an issue of control over institutions. German delegate Josef Sobotka argued that the proposal was unconstitutional, and the Germans refused to support it. However, and the chambers of commerce in Prague, Reichenberg, and Vienna cooperated on tariff legislation again in 1906³³.

Conclusion

The national conflict clearly undermined the ability of Germans and Czechs to work together in the Bohemian chambers of commerce. In every debate, delegates to the chambers were conscious of the impact of their recommendations and resolutions on national politics. Germans in both the Prague and Reichenberg chambers frequently accused the Czechs of basing their proposals on “political” rather than purely economic grounds. They were particularly wary of recommendations that might create the economic institutions that could lead to more autonomy for Bohemia. The Czechs for their part emphasized that their intentions were simply to improve the climate for business in the province. This rhetoric of national protestation, however, disguises real cooperation between the two national groups on issues of mutual concern.

Some policy disagreements were based on the different structure of industry and business in German and Czech communities. Czech competition in traditionally German fields like banking and textile manufacture served simultaneously to increase hostility and to promote common interests. Other disagreements arose out of a breakdown of trust as a result of conflicts in the political arena. Because the minutes of chamber of commerce meetings were published, Czechs and Germans sometimes felt compelled to take a strong stand in favour of a national program. There were also conflicts within the chambers between small and large industry, between manufacturers who were oriented toward the export market and those who depended on the domestic market, and among political parties. The debates within the chambers of commerce in Bohemia illustrate the complexity of economic policymaking in a society rent by national competition for political and economic influence.

1904 and 1906; SÚA, PP-V (1908–14), inv. no. 21/24, Česká společnost národohospodářská, Annual Reports for 1910–12; and SÚA, NRČ, inv. no. 408/1, *passim*.

³³ Verhandlungen der Handels- und Gewerbekammer in Prag, 1898, Minutes for 17. 6. 1898. On cooperation in the early twentieth century, see Archiv ČAV, NÚ, Osobní spisy členů, short biography of Rudolf Hotowetz.

* I would like to thank the professional staff of the Handelskammerbibliothek in Vienna for their help in undertaking the research for this project, and the Woodrow Wilson Center for International Scholars and the University of Baltimore for their financial support of this research.

TSCHECHISCHE NATION UND KATHOLISCHE KONFESSION VOR UND NACH DER GRÜNDUNG DES TSCHECHOSLOWAKISCHEN NATIONALSTAATS

Von Martin Schulze Wessel

Wie kein zweites Land in Ostmitteleuropa ist Böhmen von der neuzeitlichen Krise der christlichen Großkirchen erfaßt worden. Obwohl sich diese Krise nicht pauschal als Religionsverfall und Entchristlichung beschreiben läßt, so tendierte die Religion doch wie in West- und Mitteleuropa dazu, zu einem bloßen Teilbereich des Lebens zu werden, neben der Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, die nun ins Zentrum traten. Angesichts dieser Ausdifferenzierung des gesellschaftlichen Lebens liegt die Frage nahe, ob die Konfessionen in den „cognitive maps“ der Tschechen im 20. Jahrhundert noch eine orientierende Funktion besaßen.

Bezogen auf das bikonfessionelle Deutschland hat Thomas Nipperdey darauf hingewiesen, daß ungeachtet der Krise der institutionalisierten Religion die Konfessionalität der wichtigste Faktor kultureller Vergesellschaftung gewesen ist¹. Selbst in weitgehend entkirchlichten Milieus hatte die konfessionelle „Feinddefinition“, die Gegnerschaft gegen den Katholizismus bzw. Protestantismus, noch eine tief in Politik, Gesellschaft und individuelle Lebenswelt hineinreichende Wirkung. Daß sich konfessionelle Rollen durch den gegenseitigen negativen Bezug stabilisierten, kann in bezug auf Böhmen bzw. die Tschechoslowakei nicht in gleichem Maße angenommen werden, da sich, anders als im Deutschen Reich, nicht zwei christliche Großkirchen in annähernder Parität gegenüberstanden. „Das Wort Christentum“, stellte der tschechische Philosoph Emanuel Rádl noch 1926 fest, „hatte und hat bei uns bislang die Bedeutung ‚Katholizismus‘“². Ein weiterer wesentlicher Unterschied zu der Situation im Deutschen Reich ist in der Polyethnizität Böhmens bzw. der Tschechoslowakei zu sehen. Nationale Zugehörigkeit nahm in Böhmen als prägender Faktor im Hinblick auf Politik, Gesellschaft und individuelle Lebensinterpretation eine vorrangige Rolle ein. Im Sinne kultureller Vergesellschaftung war sie nicht weniger bedeutsam als die konfessionelle Zugehörigkeit im Reich; insofern könnte man dem reichsdeutschen Bikonfessionalismus einen Binationalismus in Böhmen gegenüberstellen.

¹ Nipperdey, Thomas: Religion im Umbruch. Deutschland 1870–1918. München 1988.

² Rádl, Emanuel: Naše náboženské ideály před válkou a po válce. Přednáška na VI. sjezdu YMCA v ČSR v Brně 1926 [Unsere religiösen Ideale vor und nach dem Krieg. Vorlesung auf dem VI. Kongreß des YMCA in der ČSR in Brünn 1926]. Praha 1927, 35. – Übergreifend zur Geschichte des Christentums in Böhmen siehe Seibt, Ferdinand (Hrsg.): Bohemia sacra. Das Christentum in Böhmen 973 bis 1973. Düsseldorf 1974. – Zahlreiche neue Hinweise auf die Funktion des Konfessionellen in der Ersten Tschechoslowakischen Republik enthält Klímek, Antonín: Boj o hrad. Hrad a Pětka 1918–1926 [Kampf um die Burg. Die Burg und die Pětka 1918–1926]. Praha 1996.

Ein spezifischer Unterschied zu der multikonfessionellen, polyethnischen Lage in Polen und bei südosteuropäischen Völkern ist darin zu sehen, daß sich nationale und konfessionelle Grenzlinien in Böhmen nicht überlagerten. In bezug auf Südosteuropa zu Beginn des 20. Jahrhunderts stellte der Kirchenhistoriker Georg Pfeilschiffer fest, daß Nation und Kirche „als zwei praktisch untrennbare Begriffe“ galten³. Für die sogenannten „unhistorischen“ Nationen der Habsburgermonarchie, die keine ständische Nation bildeten und über keinen eigenen Adel verfügten, wie die Ruthenen, Serben und Rumänen, bot sich die Kirchenstruktur als institutioneller Rückhalt ihrer Nationsbildung an, und der konfessionelle Gegensatz zu anderen Ethnien präformierte die Nationsbildung. Eine vergleichbare ekklesiale Prägung der nationalen Bewegungen war in Böhmen nicht möglich, da der Katholizismus in beiden Ethnien die Mehrheitskonfession bildete. Für Tschechen wie für Deutsch-Böhmen waren die Identifikationen mit der einen oder anderen Konfession, d. h. mit dem Katholizismus oder einer protestantischen Konfession, Optionen, die selbstverständlich nicht beliebig verfügbar waren, aber von den Vorkämpfern der nationalen Sache doch strategisch ergriffen werden konnte. Für die Tschechen war sowohl ein Nationalkatholizismus als auch eine national imprägnierte Form des Protestantismus möglich; gleichermaßen stand den Deutsch-Böhmen eine katholische Option offen, die sie mit der führenden Konfession des Habsburgerreichs verband, wie auch mit nationalem Akzent für das Luthertum als deutscher Konfession geworben werden konnte. Zwischen den insgesamt vier Optionen der beiden Ethnien sind Wechselbeziehungen festzustellen; z. B. konnte eine starke antikatholische Bewegung unter den Deutsch-Böhmen, wie sie um die Jahrhundertwende entstand, auf tschechischer Seite den entgegengesetzten Effekt haben; genauso war eine Befestigung des deutsch-böhmischen Katholizismus in Reaktion auf einen virulenten tschechischen Antiklerikalismus möglich.

* * *

In seinen Gesprächen mit Karel Čapek brachte Thomas Masaryk das Verhältnis der tschechischen Nationalbewegung zur katholischen Kirche auf eine kurze Formel: „Unsere Auflehnung gegen den Thron war auch von der Abneigung gegen die Kirche begleitet, die der Dynastie diente.“⁴ Die funktionale Verknüpfung von nationaler Emanzipation und Antiklerikalismus, die Masaryk hier so einprägsam formulierte, war ein zentrales Element bei der „Erfindung“ (B. Anderson) der tschechischen Nation. Die Propagatoren eines solchen Nationskonzeptes konnten sich dabei auf die Vergangenheit Böhmens berufen: In der Hussitischen Revolution wie später in der Reformation war es zu einem Einklang von politischer und evangelischer Freiheitsforderung gekommen, welche durch die Gegenreformation dann für lange Zeit zurückgedrängt wurden. Die Besinnung auf diese Tradition und ihre geschichtspolitische Operationalisierung hat František Palacký durch seine Geschichte Böhmens maßgeblich gefördert. In diesem Werk wurden die Beziehungen der Tschechen zu Rom in den

³ Pfeilschiffer, Georg: Die Balkanfrage in der Kirchengeschichte. In: Reden. Freiburg 1913, 27–94, hier 79. – Turczynski, Emanuel: Konfession und Nation. Zur Frühgeschichte der serbischen und rumänischen Nationsbildung. Düsseldorf 1976, 7–15.

⁴ Čapek, Karel: Gespräche mit Masaryk. Mindelheim 1990, 227.

Zusammenhang einer großen historischen Synthese gestellt und auf den Begriff gebracht. Der Grundzug der tschechischen Geschichte sei, so Palacký in seiner 1876 veröffentlichten *Tschechischen Geschichte*, von der „unablässigen Begegnung und der Auseinandersetzung mit dem Römertum und dem Deutschtum“ geprägt. Da das Römertum nicht selbst, sondern fast immer mittels Deutschlands auf die Tschechen eingewirkt habe, könne man sagen, daß sich die tschechische Geschichte „hauptsächlich auf den Streit mit dem Deutschtum oder auf die Aufnahme und Zurückweisung deutscher Art und Ordnung durch die Tschechen“ gründe⁵. Für die Geschichte der tschechischen Rom-Debatte wurde diese Konzeption bis in das 20. Jahrhundert wirksam, weil sie die Beziehungen zum Vatikan in das antagonistisch oder zumindest dialektisch aufgefaßte tschechisch-deutsche Verhältnis einordnete. Die Opposition „Tschechen – Rom“ war durch die Opposition „Tschechen – Deutsche“ überlagert; konfessionelle Fragen waren in der Logik dieser Konzeption zugleich ethnische.

Massenwirksam wurde der antiklerikale Diskurs erst, als nach den Reichsratswahlen von 1891 die Partei des konservativen Großgrundbesitzes und die alttschechische Partei, unter deren Mitgliedern der katholische Klerus einen beträchtlichen Teil ausmachte, von der jungtschechischen Partei als dominanter politischer Kraft ersetzt wurde. Diese verfolgte bereits seit den 1860er Jahren ein dezidiert antiklerikales Nationsprogramm. Mit dem Aufstieg der Jungtschechen wurden aus der tschechischen Politik traditionelle katholische Strömungen verdrängt, die sich unter dem Einfluß der Sozialenzyklika *Rerum novarum* seit 1894 als separate Kraft, als politischer Katholizismus, neu formierte⁶. Damit war für das tschechische Parteiensystem eine Dichotomie von Klerikalismus und Antiklerikalismus nach französischem Muster entstanden, der zwei konkurrierende Nationskonzepte entsprachen.

Während der Antiklerikalismus der Jungtschechen amorph blieb, bemühte sich Thomas Masaryk 1894 in dem einflußreichen Essay „Die tschechische Frage“ um eine genaue Formulierung der Beziehung von tschechischer Nation und katholischer Konfession. Grundlegend ist dabei seine Absicht der nationsbezogenen Individualisierung von Geschichte, darin folgt Masaryk dem Historismus und speziell Palacký. Das neoplatonische, nach idealen Urbildern suchende Denken Masaryks wies dabei den Tschechen im Konzert der Nationen die spezielle Aufgabe zu, ein humanitäres Ideal in reformatorischer Tradition zu verwirklichen; die tschechische Frage ist für ihn daher wesentlich eine religiöse⁷. Indem Masaryk der reformatorischen Aufgabe die höchste Relevanz für die Tschechen zuwies, ja die tschechische Nation durch eine

⁵ Palacký, František: *Dějiny národu českého v Čechách a na Moravě* [Geschichte des tschechischen Volkes in Böhmen und Mähren]. Bd. 1. Hrsg. v. J. Kalousek. Praha 1876, 12f. Jan Křen interpretiert Palackýs These vom meist deutsch vermittelten Einwirken des „Římanství“ („Römertum“) im Sinne von allgemeinem „západní vliv“ („westlichem Einfluß“), der durch Deutschland weitergegeben worden sei. In der älteren Literatur hingegen, etwa bei Masaryk und Rádl, wird Palackýs Begriff m. E. richtig auf den Vatikan bezogen. Vgl. Křen, Jan: *Die Konfliktgemeinschaft. Tschechen und Deutsche 1780–1918*. München 1996, 69 (Křen, Jan: *Konfliktní společenství. Češi a Němci 1780–1918*. Praha 1990, 83).

⁶ Urban, Otto: *Die tschechische Gesellschaft. 1848 bis 1918*. 2 Bde. Wien-Köln-Weimar 1994, Bd. 1, 707.

⁷ Eberda 645–648.

konfessionelle Frage definierte, war die Gegnerschaft seines Nationskonzepts zum Katholizismus unausweichlich. Die katholischen Interpretationen der böhmischen Geschichte kritisierend, bezeichnete Masaryk, mit schroffer Deutlichkeit, unüberwindliche Grenzen: „Hier geht es um den Sinn der tschechischen Geschichte selbst, um unsere eigene Existenz. Hier ist kein Kompromiß möglich . . . Aufgrund ihrer Vergangenheit kann die tschechische Nation einfach nicht den Klerikalismus annehmen.“⁸ Masaryk stellte hier mehr als eine bloße Beziehung zwischen nationaler Emanzipation und reformatorischem Bemühen. Sein Argument ist nicht funktional, sondern essentialistisch; Tschechentum und reformatorische Frömmigkeit sind danach nicht zu trennen. Diese wesenhafte Verbindung in Masaryks Nationskonzept blieb auch im antiklerikalen Lager nicht unwidersprochen. Masaryks einstiger Weggefährte Josef Kaizl, damals bereits eine der führenden Persönlichkeiten der Jungtschechen, wies in seiner Programmschrift „Tschechische Gedanken“ (1895) „die führende Stellung und ursächliche Wirkung, ja auch die Existenz einer religiös begründeten, brüderlichen Humanität im Geschehen unserer Erweckung“ zurück. Er vermifste „die Lebenskraft der Religion in der Lebensfülle der Wiedergeburt heftigst“ und könne keine religiöse Grundlage der Humanität entdecken⁹.

Neben der intellektuellen Nationsdebatte, die Einfluß auf die Neuformierung des tschechischen Parteiensystems in den 1890er Jahren hatte, übten auch politisch-religiöse Kulte Einfluß auf die tschechische Beziehung zum Konfessionsproblem aus. Die beiden wichtigsten Kulte, die Kyrill-und-Method-Bewegung und der Neohussitismus, entwickelten sich in dem schon bestehenden antagonistischen System von Klerikalismus und Antiklerikalismus. Während der Neohussitismus die protestantische Geschichtsideologie Palackýs in den 1890er Jahren massenwirksam werden ließ, war die Kyrill-und-Method-Bewegung in ihren Zielen komplexer. In politischer Hinsicht ist sie als eine Verteidigungsstrategie der Klerikalen zu betrachten, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts zunehmend in eine marginale Position in der tschechischen Öffentlichkeit gerieten. Für beide Kulte ist es bezeichnend, daß sie ein nationalkirchliches Potential enthielten, welches sich gegen den Vatikan verwenden ließ. Für den Neohussitismus gehörte ein negatives Rom-Bild zweifellos zu dem ideologischen Grundbestand, es ließ sich mühelos aus der Vita Hussens ableiten. Die Beziehung des Kyrill-und-Method-Kultes zum Vatikan ist ambivalent: Einerseits wirkte die Tatsache, daß die mährische Mission der Slavenapostel von Konstantinopel und nicht von Rom ausging, im Sinne einer Distanzierung vom Katholizismus. So zog František L. Rieger aus der Geschichte der Slavenapostel die Folgerung, daß den Tschechen wegen der besonderen Eigenständigkeit der Mährischen Kirche im 9. Jahrhundert die gleiche Distanz von Rom gebühre wie der Unierten Kirche. Und Karel Sladkovský, ein führender Politiker der jungtschechischen Partei, deutete den Kyrill-und-Method-Kult in einem russisch-slavophilen Sinn: Das Vermächtnis der Slavenapostel liege in der Abwendung von der Katholischen Kirche und der Konversion zur Russischen Orthodoxie als nötigem ersten Schritt für eine panslavistische politi-

⁸ Masaryk, Tomáš G.: Česká otázka. Snahy a tužby národního obrození [Die tschechische Frage. Bestrebungen und Sehnsüchte der nationalen Wiedergeburt]. Praha 1969, 201 f.

⁹ Kaizl, Josef: České myšlenky [Tschechische Gedanken]. Praha 1895, 41.

sche Ordnung¹⁰. Tatsächlich blieb die antirömische Interpretationsmöglichkeit des Kultes aber weitgehend folgenlos. Wirksam war die Kyrill-Method-Bewegung im umgekehrten Sinn: Sie bildete den Anstoß für eine große Rom-Wallfahrt, an der sich 1881 zahlreich west- und südslavische Katholiken unter der Leitung des Bischofs Strossmayer beteiligten¹¹. Die vatikanische Interpretation des Kyrill-und-Method-Kultes trug mit der Heiligsprechung der Slavenapostel 1885 fraglos den Sieg davon. Daß der Kult selbst in dem Lager der Freigesinnten zu einer Aufwertung Roms führte, illustriert eine Erklärung Julius Grégers vor dem Parteiklub der Jungtschechen aus dem Jahr 1887. Grégr, selbst ein Freimaurer, stellte dort fest, daß die nationale Existenz der Tschechen die Einführung einer slavischen Liturgiesprache „als Mauer gegen die Deutschen“ erfordere. Bislang habe die historische Tradition eine Kluft zwischen der tschechischen Nation und dem römischen Klerus entstehen lassen. Rom könne diese Kluft nun durch die Einführung eines slavischen Ritus überbrücken¹². Die Opposition „tschechisch (slavisch) – deutsch“ konnte also, wie dieses Beispiel zeigt, im tschechischen Nationalismus die Opposition „Tschechentum – Vatikan“ in den Hintergrund treten lassen.

Dies erwies sich auch im Zusammenhang der Los-von-Rom-Bewegung¹³. Sie bedeutete für das antiklerikale Nationskonzept der Tschechen nicht in erster Linie eine Ausweitung und Vertiefung der Agitation, sondern eine Verkomplizierung. Denn die Bewegung hatte sich in den böhmischen Ländern nicht zuerst unter den Tschechen, sondern, aus den deutsch-nationalen Kreisen Wiens kommend, unter den Deutschen verbreitet. Auch wenn der deutsch-böhmischen Los-von-Rom-Bewegung weithin der spirituelle Charakter fehlte, der Masaryks Antiklerikalismus zugrundelag, so war sie doch oft mit einer grundsätzlich analogen konfessionellen Definition der Nation verbunden, wie der verbreitete Wahlspruch „Deutsch sein heißt lutherisch sein“ zeigt. Daß in der Los-von-Rom-Bewegung konfessionelle und nationale Ziele hybridisiert waren, illustriert auch das Bekenntnis des aus Thüringen stammenden evangelischen Pastors Paul Bräunlich, der als ihr erster Propagator in Böhmen tätig war. Er ließ sich von der Hoffnung leiten, daß die Bewegung durch Massenaustritte aus der Katholischen Kirche eine „weltgeschichtliche Bedeutung“ erlange, „wenn wir [...] das protestantische Volk zu begeistern wissen für den großen Gedanken, im Glauben Luthers und Bismarcks unser ganzes Volk für ewige Zeiten untrennbar zu einen“¹⁴. Zumindest für einen Teil der böhmisch-deutschen Los-von-Rom-Bewegung hatte das konfessionelle Anliegen eine eindeutige Priorität vor dem nationalen,

¹⁰ Zitiert nach Bradley, John F. N.: *Czech Nationalism in the Nineteenth Century*. New York 1984, 87.

¹¹ Řehák, K.: *Pout' Slovanů do Říma* [Die Pilgerreise der Slaven nach Rom]. Praha 1882. Vgl. Machilek, Franz: *Welehrad und die Cyrill-Method-Idee im 19. und 20. Jahrhundert*. Archiv für Kirchengeschichte Böhmen, Mähren und Schlesien 6 (1982) 156–183.

¹² Bradley: *Czech Nationalism* 87.

¹³ Schmid-Egger, Barbara: *Klerus und Politik in Böhmen um 1900*. München 1974. – Fast ausschließlich aufgrund deutscher Literatur verfaßt und nicht fehlerfrei Mai, Paul: *Die tschechische Nation und die Los-von-Rom-Bewegung*. In: *Beiträge zur ostdeutschen und osteuropäischen Kirchengeschichte, Festschrift für Bernhard Staszewski*. Hrsg. v. Gabriel Adriány und Joseph Gottschalk. Köln-Wien 1975, 171–185.

¹⁴ Zitiert nach Schmid-Egger: *Klerus und Politik* 235.

sowie dies auch für einen Teil des tschechischen antiklerikalen Lagers galt; Masaryk und Bränlich führten über den Vorrang des Religiösen eine briefliche Korrespondenz;¹⁵ hier bestand partiell eine übernationale konfessionelle Loyalität.

Der dezidiert deutsch-nationale Teil der Los-von-Rom-Bewegung bezog seine Feinddefinition aus dem Ressentiment gegen das vermeintlich katholisch-slavisch beherrschte Reichszentrum Wien. Seine Gegnerschaft war daher eine zweifache, wie ein wichtiger Aktivist, der altkatholische Pfarrer Nittel, in seiner Schrift „Los von Prag und Rom“ in aller Deutlichkeit darlegte: „In dem schweren Kampfe, in welchen wir Deutschen in Böhmen gegenwärtig verwickelt sind, stehen uns zwei Feinde gegenüber, die ihre Angriffe theils in offener, theils in versteckter Weise führen: die Tschechen und die Ultramontanen.“¹⁶ Eine solche Verknüpfung der Opposition „Deutschtum – Vatikan“ mit der Opposition „deutsch-tschechisch“, wie sie aus dem Aufruf Nittels hervorging, machte eine tschechische Beteiligung an der Los-von-Rom-Bewegung vor 1918 schwierig. Diese hinterließ daher trotz des virulenten Antiklerikalismus unter den Tschechen kaum Spuren. Der von dem katholischen Priester František Iška unternommene Versuch, eine tschechische Altkatholische Gemeinde zu gründen, war nur kurzfristiger Erfolg beschieden, und die Zahl der Übertritte vom Katholizismus zum Protestantismus blieb gering. Selbst die protestantischen Konfessionen der Tschechen begegneten der antirömischen Kampagne zunächst mit Zurückhaltung, da für sie das deutsch-nationale Moment der Bewegung unübersehbar war. Erst von 1901 an setzte sich bei den tschechischen Lutheranern und Reformierten eine positive Einstellung zur Los-von-Rom-Bewegung durch.¹⁷ Dem katholischen Klerus war es umgekehrt ein Leichtes, die Bewegung mit nationalen Argumenten zu denunzieren und dies mit einem positiven Rom-Bild zu verknüpfen. Der Katholizismus bot in dieser Sichtweise Schutz gegen die Germanisierungsbestrebungen, die von einem protestantischen Großdeutschen Reich zu erwarten gewesen wären.¹⁸

* * *

Die Gründung der Tschechoslowakei stellte in zweifacher Hinsicht einen Einschnitt in der Geschichte des tschechischen Verhältnisses zum Katholizismus dar. Beide Aspekte sind typisch für die Situation europäischer Nationalstaatlichkeit zwischen 1860 und 1918 und können nicht ausschließlich vor dem spezifischen Hintergrund der tschechischen Konfessionsdebatte des 19. Jahrhunderts verstanden werden.

1. Das Verhältnis vom Tschechoslowakischen Staat zur Katholischen Kirche war in den Anfangsjahren der Republik von dem Versuch des Staates geprägt, seine Souveränität gegenüber dem öffentlichen Anspruch der Katholischen Kirche durchzusetzen. Dieser Konflikt wurde in vielen europäischen Staaten seit den 1860er Jahren ausgetragen, dabei spielte die Schärfe des Gegensatzes zwischen den Konfessionen und die Situation der Katholiken als Minderheiten- oder Mehrheitenkonfession offenbar

¹⁵ Ebenda 281, Anm. 181.

¹⁶ Nittel, Anton: Los von Prag und Rom! Warnsdorf 1898, 3.

¹⁷ Schmid-Egger: Klerus und Politik 239f.

¹⁸ Ebenda 243.

keine entscheidende Rolle¹⁹. Zu einer staatlichen „Kulturkampf-Gesetzgebung“ kam es zwischen 1860 und 1890 in Österreich, Spanien, der Schweiz, Belgien, den Niederlanden, in Frankreich und im Deutschen Reich, also in protestantischen wie in katholischen Ländern. Als Nachfolgestaat des Habsburgerreiches konnte die Tschechoslowakei an einen bestehenden Kompromiß zwischen Staat und Kirche anknüpfen. Dieser war jedoch als Ergebnis eines Konfliktes zustande gekommen, in dem der österreichische Staat gerade wegen des unangefochten privilegierten öffentlichen Status der Katholischen Kirche seine Souveränität behauptete.

Die kirchenpolitischen Ziele der Eliten der neugegründeten ČSR gingen über dieses Ziel weit hinaus. Einen ausgesprochen programmatischen Charakter hatte die Forderung der Trennung von Staat und Kirche. Masaryk, dessen Karriere als Wissenschaftler und als Abgeordneter bekanntlich von scharfen Auseinandersetzungen mit den Klerikalen geprägt war, hatte bereits in einer Rede am 17. Juni 1910 erklärt: „Sobald wir die politische Freiheit erkämpft haben werden, wird unser erster Schritt die Trennung von Staat und Kirche sein.“²⁰ Dieses Ziel war aus Masaryks Sicht weniger mit einem negativen Bild von Rom als mit einem negativen Österreich-Bild verbunden. Der Untergang Österreichs war seiner Meinung auch auf die unheilige Verbindung von klerikalen und staatlichen Interessen zurückzuführen. „Österreich-Ungarn und seine Dynastie haben die Kirche politisch mißbraucht und gerade daher rührt der Verfall, der nicht nur ein politischer, sondern auch ein moralischer ist.“²¹ In diesem Sinne bedeutete die Trennung von Staat und Kirche auch die „Entpolitisierung“ („*odpolitizování*“) und die Reinigung („*očistění*“) der Religion. Als Vorbild schwebte Masaryk dabei die Säkularisierung in den USA vor, wo im Gegensatz zu Frankreich die Trennung von Staat und Kirche gemäßigt, d. h. ohne die Verstaatlichung von Kirchenbesitz, durchgeführt worden war. Obwohl die Trennung zu der Programmatik des neuen Staates gehörte und der Senator der Tschechoslowakischen Sozialistischen Partei, der Philosophie-Professor František Krejčí, am 23. 1. 1920 im Parlament im Falle eines Scheiterns von einer „Blamage, die der Republik mehr schaden würde als irgend ein diplomatischer Mißerfolg“²², sprach, wurde das Vorhaben bereits im Januar und Februar 1920 in den parlamentarischen Verhandlungen verwässert. Bereits hier zeichnete sich ein charakteristischer Zug des Parlamentarismus der Ersten Republik ab: Intensive Interessen einer einzelnen Partei, wie z. B. das Interesse der klerikalen Tschechoslowakischen Volkspartei (ČSL) an der Verhinderung der Trennung von Staat und Kirche, konnten in der Regel auf dem Weg des Interessenausgleichs verwirklicht

¹⁹ Becker, Winfried: Der Kulturkampf als europäisches und als deutsches Phänomen. *Historisches Jahrbuch* 101 (1981) 422–446.

²⁰ Vgl. Podaný, Václav: Pokus o odluku církve od státu a příčiny neúspěchu protiklerikálního hnutí v ČSR v letech 1918–1921 [Der Versuch der Trennung von Staat und Kirche und die Ursachen für das Scheitern der antiklerikalen Bewegung in der ČSR in den Jahren 1918–1921]. *Časopis Matice Moravské* 101 (1982) 268–282, hier 269.

²¹ Masaryk, Tomáš G.: Odpověď Olomouckému Arcibiskupovi na memorandum českomoravských biskupů, 2. 11. 1919 [Antwort an den Olmützer Erzbischof auf das Memorandum der tschechischen und mährischen Bischöfe]. In: Ders.: *Cesta demokracie* [Der Weg der Demokratie]. Bd. 1. Praha 1934, 206–208, hier 206.

²² Těsnopisecké zprávy o schůzích poslanecké sněmovny [Stenographische Protokolle über die Sitzungen des Abgeordnetenhauses]. Bd. 111, schůze 110.

werden. Der Vorsitzende der Agrarpartei Antonín Švehla erkaufte sich für den Ver-
auf die Verankerung der Trennung in der Verfassung die Zustimmung der ČSL
für seine Steuernovelle und Verwaltungsreform²³. Obwohl bestimmte Fortschritte
auf dem Weg zur Trennung von Staat und Kirche – wie vor allem das Gesetz über
die Zivilehe – gemacht wurden, blieb die Erste Republik doch auf halbem Weg zwi-
schen dem Vorbild USA und Masaryks Schreckbild Österreich stehen.

2. Die Nationalstaatsgründung hatte eine zweite religionsbezogene Implikation,
die in diesem Zusammenhang wichtiger ist. Es ging nicht nur um das Verhältnis von
Staat und Kirchen, sondern auch um die Beziehung zwischen Nation und Konfession,
also um die Frage der tschechischen Identität. Auch bei diesem Aspekt des Kultur-
kampfes handelt es sich um ein europäisches Phänomen. Besonders aufschlußreich ist
in dieser Hinsicht der Vergleich zwischen tschechischem und deutschem Nationalis-
mus. Auf die Analogie der politisch-religiösen Aufladung beider hat bereits Werner
Conze hingewiesen: „Es ist eine bis heute nachwirkende Überzeugung der Liberalen
und Demokraten des 19. Jahrhunderts gewesen, daß eine geschichtliche Linie der
Emanzipation des menschlichen Geistes und der politisch-sozialen Verfassung von
mittelalterlichen Freiheitsbewegungen, besonders der Hussiten, über Luther und die
Reformation zur Aufklärung und zur amerikanisch-französischen Revolution verlau-
fen und sich weiter fortzusetzen im Begriff sei. Dieser Gedanke hat sich in Böhmen
mit dem Gedanken einer besonderen tschechischen Mission, in Deutschland mit der
Überzeugung einer geschichtlichen Mission der Deutschen verbunden. In dieser Sicht
erscheint als der große Gegner der Freiheitsbewegungen vom 14. bis 19. Jahrhundert
immer wieder die Katholische Kirche.“²⁴

Der Kampf um das Nationalbewußtsein, der sich schon im 19. Jahrhundert in der
Opposition von protestantisch geprägter Nationalkultur und barock geprägte Volks-
kultur konfessionell manifestiert hatte, trat mit der Nationalstaatsgründung in eine
neue Phase. Die Verfechter der dominierenden, antiklerikalen Nationskonzepte muß-
ten es nun nicht mehr mit Debatten bewenden lassen, man konnte, so schien es, vom
Wort zur Tat schreiten, d. h. zur Realisierung eines antiklerikalen Nationalstaats.
Dadurch gerieten die Gegenbegriffe „klerikal – antiklerikal“ in eine zeitliche Span-
nung, die eine zukünftige Verschiebung der Kräfteverhältnisse erwarten ließ. Eine
solche „Temporalisierung der Gegenbegriffe“ (Reinhart Koselleck) ließ eine Dynamik
der Negation des Anderen entstehen; es verschob sich das „Verhältnis von Erfah-
rungsraum und Erwartungshorizont“²⁵.

In diesem Zusammenhang ist der Sturz der Mariensäule auf dem Altstädter Ring zu
verstehen, zu der es am 3. November 1918 kam. Das Geschehen war keineswegs spon-
tan, sondern von einem Bohemien aus Žižkov, Franta Sauer, zusammen mit einigen
Kameraden gut vorbereitet worden. Zwei Jahre nach dem Ende des Dreißigjährigen

²³ Podaný: Pokus o odluku 272. – Heumos, Peter: Konfliktregelung und soziale Integra-
tion. Zur Struktur der Ersten Tschechoslowakischen Republik. BohZ 30/1 (1989) 52–70.

²⁴ Conze, Werner: Ostmitteleuropa. Von der Spätantike bis zum 18. Jahrhundert. Hrsg. v.
Klaus Zernack. München 1993, 179f.

²⁵ Koselleck, Reinhart: Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegen-
begriffe. In: Ders.: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt
a. M. 1989, 211–259, hier 217.

Krieges errichtet, erschien das Denkmal der antiklerikalen Öffentlichkeit in Prag bereits lange als Symbol der Gegenreformation. Der Denkmalsturz, den Zdeněk Hojda und Jiří Pokorný treffend als „Happening“ bezeichnet haben²⁶, erhält seinen Sinn aus dem historischen Kontext der Nationalstaatsgründung. Die symbolische Tat sollte als Katalysator zwischen den konträren klerikalen und antiklerikalen Optionen eine Entscheidung herbeiführen, die nach der langen Herausbildung dieses Gegensatzes jetzt, mit der Nationalstaatsgründung, möglich schien.

Zu der neuen Dynamik der konfessionellen Gegensätze im Zeichen der Nationalstaatsgründung gehörte es, daß 1918 in der ČSR – ähnlich wie nach 1870 im Deutschen Reich – Nationalkirchen als Abspaltungen von der Katholischen Kirche gegründet wurden, die nationalistisch in ihrem Gefühl und rationalistisch in ihrer Theologie waren: die Altkatholiken in Deutschland und die Tschechoslowakische Kirche in der Tschechoslowakei. Für die intellektuellen Eliten, die den neugegründeten Nationalstaat als „ihren“ begriffen, verband sich die Hoffnung auf eine Homogenisierung der Nationalkultur mit historischer Rhetorik. Geschichtsbewußtsein begründete die Erwartung einer bevorstehenden national-religiösen Entscheidung. So wie der Hofprediger Stöcker eine gerade Linie von den Ereignissen des Jahres 1525 zu der Reichsgründung 1870/71 zog, so gab es in der Ersten Republik ein Epochenbewußtsein für die Jahre von 1618 bis 1918. Die historische Rhetorik verleitete dazu, eine Entscheidung kommen zu sehen, die als mindestens genauso wichtig galt wie die Nationalstaatsgründung selbst, nämlich die Entscheidung über die Nationalkultur. So äußerte der Hallenser Theologieprofessor und Gründer der Protestantischen Liga Willibald Beyschlag nach der Gründung des Deutschen Reiches die Meinung, daß „zwischen Katholiken und Protestanten nun der Endkampf auszufechten“ sei. Und Johann von Droysen meinte, Bismarck werde jetzt der Römischen Kirche ihr Sedan bereiten²⁷. Genau so hätte er analog zu einem späteren tschechischen Schlagwort sagen können: „Nach Frankreich – Rom“. Nach der äußeren Nationsgründung die innere Nationsgründung – die Ähnlichkeit des tschechischen Falls liegt hier auf der Hand („Nach Wien – Rom“; „Po Vídni Řím“). In diesem Sinne trat auch die neugegründete Tschechoslowakische Kirche am 10. 1. 1920 an die Öffentlichkeit: „Es ist nach Jahrhunderten wieder die Zeit gekommen, in der die tschechische Seele zu der Entscheidung eines jahrhundertealten Zwistes seines Inneren schreiten kann: religiös frei und fromm nach seinem Gewissen zu sein, oder Gott nach dem Gesetz einer nicht anerkannten fremden weltlichen Herrschaft zu dienen.“ Im weiteren wurde die Nationalkirchlichkeit ausdrücklich als Vollendung der Nationalstaatlichkeit gekennzeichnet: „Es wird kein freies tschechoslowakisches Volk geben, sofern es kein freies Gewissen des Einzelnen vor Gott geben wird. Jetzt liegt es an jedem Einzelnen, sich durch den Austritt aus der Römischen Kirche und den Eintritt in die Tschechoslowakische Kirche zu beweisen, daß er ein Interesse für die Freiheit des eigenen Gewissens,

²⁶ Hojda, Zdeněk/Pokorný, Jiří: *Pomníky a zapomínky* [Denkmäler und Vergeßmäler]. Praha-Litomyšl 1996, 26–33.

²⁷ Johann von Droysen an seinen Sohn Gustav, 1. 8. 1872, zitiert nach Smith, Helmut Walter: *German Nationalism and Religious Conflict. Culture, Ideology, Politics, 1870–1914*. Princeton 1995, 29.

für die moralische Hebung des Volkes hat [...]“²⁸. Thomas Masaryk, der als Präsident im allgemeinen eine Politik der Zurückhaltung des Staates in Fragen der nationalen und kulturellen Identität vertrat, bekannte sich aber doch in einem Gespräch mit der Zeitung *Le Temps* zu dem Geschichtsbewußtsein der nationalreligiösen Bewegung: „Die schlummernde hussitische Seele ist erwacht, als der Schraubstock, der ihr den Kopf eingeklemmt hat, zerbrochen ist.“²⁹

Es wurde auch Kritik gegen diese Art der Geschichtspolitik laut, die die äußere Einheit durch eine ideelle Einheit vollenden wollte. Josef Pekař warnte am 13. 1. 1920 in der *Národní politika*, es liege etwas direkt Beunruhigendes in dem Aufruf: „Weil wir eine politische Revolution gemacht haben, machen wir auch eine kirchlich religiöse.“ Auch Josef Šusta forderte, daß die kirchlich-religiösen Fragen nicht das Wesen der nationalen Existenz bestimmen dürfe. Zwar habe „das tschechische Volk in seiner geschichtlichen Entwicklung so viel schöne Hoffnung den Religions- und Kirchenproblemen geopfert“ und Rom habe dabei mehrfach unheilvoll eingegriffen, aber, so fragte Šusta: „Sollen diese Schatten der Vergangenheit immer unser Handeln bestimmen?“³⁰

Nicht nur die Propagandisten eines Kulturkampfes, sondern auch diejenigen, die wie Šusta eine „Wiederholungstat“ nach dem Muster der frühneuzeitlichen Konfessionskämpfe vermeiden wollten, waren Gefangene der historischen Rhetorik. So sah in Deutschland Heinrich von Treitschke die Gefahr, daß der Kampf um die kulturelle Identität die deutsche Nation in einen neuen Dreißigjährigen Krieg stürzen und sie „um ihren wertvollsten Besitz, den Religionsfrieden“ bringen könnte³¹. Politisch ganz anders begründet, aber argumentativ ähnlich war Antonín Švehlas Warnung, „daß das tschechische Volk schon genug gelitten und genug Kräfte in Religionskämpfen verloren hat.“ Der erste Verlust der tschechischen Selbständigkeit sei die Folge eines Religionskrieges gewesen. Um so mehr war es seiner Meinung nötig, vor einer Wiederholung dieses Fehlers an der Schwelle der zweiten Selbständigkeit zu warnen³².

Die geschichtsphilosophische Suggestion einer unmittelbar bevorstehenden Entscheidung über die kulturelle Identität des Volkes war für die politische Kultur der entstehenden Nationalstaaten nicht unproblematisch. Für Bismarck-Deutschland gilt dies – angesichts der zahlreichen Verhaftungen von Priestern und Bischöfen im Kulturkampf – natürlich in viel höherem Maße. Aber auch in bezug auf die Tschechoslowakei ist ein politisch-religiöser Homogenisierungsdruck insbesondere in der Zeit vor der Volkszählung vom 15. Februar 1921 nicht von der Hand zu weisen. Die anti-

²⁸ Zitiert nach Peroutka, Ferdinand: *Budování státu* [Der Aufbau eines Staates]. Bd. 3, 1. Praha 1936, 1398.

²⁹ Masaryk, Tomáš G.: *Rozhovor pro le Temps*, 11. 2. 1919. In: *Ders.: Cesta demokracie* [Der Weg der Demokratie]. Bd. 1, 82.

³⁰ Zitiert nach Cinek, František: *K náboženské otázce v prvních letech naší samostatnosti 1918–1925* [Zur religiösen Frage in den ersten Jahren unserer Selbständigkeit]. Olomouc 1926, 32 f.

³¹ Treitschke, Heinrich von: *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert*. Leipzig 1890, Bd. 4, 683.

³² Peroutka: *Budování státu* 629.

römische Propaganda der Tschechoslowakischen Kirche und des Freidenkerverbands *Volná myšlenka* erreichte jetzt ihren Höhepunkt. In dem Organ der Tschechoslowakischen Kirche, dem *Český zápas*, erschien am 4. Februar z. B. ein Artikel, in dem an die Volkszählung eine historische Erfüllungshoffnung geknüpft wurde. Jetzt sei die Zeit gekommen, Rom zu richten. Die Volkszählung müsse erweisen, daß das tschechische Volk nicht mehr römisch sei.

Obwohl der Katholizismus auch nach der Volkszählung die bei weitem größte Konfession in der Tschechoslowakei blieb, führte die antirömische Propaganda doch zur kulturellen Marginalisierung seiner Mitglieder. Dies läßt sich an den Parlaments-sitzungen der ersten Jahre der Tschechoslowakei illustrieren. Der Führer des politischen Katholizismus Jan Šrámek mußte sich in einer Parlaments-sitzung den Zuruf Rudolf Bechyněs gefallen lassen: „Du schwarzer Pope fliegst hier heraus!“ Daß die Abgeordneten der ČSL in der Anfangszeit der Ersten Republik als Volksvertreter zweiter Klasse galten, geht besonders deutlich aus Antonín Němec Äußerung hervor, die im tschechoslowakischen Parlament gegenüber keiner anderen Partei – mit Ausnahme der nationalen Minderheiten – möglich gewesen wäre: „Wenn die Klerikalen sprechen, die sich als letzte zur Tschechoslowakischen Republik gemeldet haben, dann erkläre ich, daß ich auf ihre Ausrufe nicht reagieren werde, weil ich sie nicht als einen ernsthaften politischen Faktor in unserer Republik betrachte.“³³

Das wichtigste rhetorische Instrument bei der Marginalisierung der Katholiken war dabei das Rom-Bild, das in zahlreichen politischen Losungen präsent war, z. B.: „Rom muß vom Tschechen gerichtet und verurteilt werden“ („Řím musí být Čechem souzen a odsouzen“), „Nach Wien Rom“ („Po Vídni Řím“) usw. Die Wirkung dieser politischen Schlagworte beruhte darin, daß sie einen internen Konflikt – zwischen katholischer tschechischer Volkskultur und protestantisch geprägter tschechischer Nationalkultur – scheinbar zu einem äußeren Konflikt machten. Die politische Rhetorik des Rom-Schlagwortes nahm das Vorhandensein eines tschechischen Katholizismus gar nicht wahr, sondern lokalisierte den Gegner außen. Folglich mußten Vertreter des Katholizismus im Land als Fünfte Kolonne erscheinen. Los-von-Rom bedeutete in Wirklichkeit nicht nur die Trennung vom Vatikan, sondern die Trennung von einem Teil der eigenen Identität. Auf diesen Sachverhalt machte eine besonnene Stimmen aufmerksam, die selbst dem katholischen Lager fern stand. Emanuel Rádl stellte 1921 in seinem Buch „Religion und Politik“ fest: „Den ganzen Katholizismus von dem Volk wie einen Fremdkörper zu trennen, ist eine Kinderei; unsere ganze gedankliche Entwicklung im 19. Jahrhundert hat sich doch im Rahmen des Katholizismus bewegt, und die große Mehrheit dieses Volkes ist doch katholisch! Es ist naiv zu erwarten, daß sich das Volk seiner glorreichen Vergangenheit besinnt und einfach die Zeit zwischen dem Weißen Berg und dem Weltkrieg vergißt; diese Zeit ist auch ein wesentlicher Teil unserer Nationalgeschichte, von ihr können wir nicht zurück, sondern nur nach vorn!“³⁴

* * *

³³ Zitiert nach ebenda 626.

³⁴ Rádl, Emanuel M.: *Náboženství a politika* [Religion und Politik]. Praha 1921, 33.

Betrachtet man einerseits die antikatholische diskriminierende Rhetorik und andererseits den Umstand, daß sich an dem gesetzlichen Zustand des Verhältnisses zwischen Staat und Katholischer Kirche relativ wenig änderte, so wird einem eine Schizophrenie deutlich, die die religiösen Konflikte der Anfangsjahre der Tschechoslowakei prägte. Besonders deutlich läßt sich dies mikrohistorisch an einem besonders anschaulichen örtlichen Konflikt erkennen.

In der westböhmisches Stadt Rakonitz (Rakovník) kam es 1921 zu einem Streit, der durchaus typisch war für die Konflikte zwischen der Tschechoslowakischen Kirche und der Katholischen Kirche zu Beginn der zwanziger Jahre. Der Kaplan von Rakonitz, František Polan, war zu der Tschechoslowakischen Kirche übergetreten und hatte dabei das Kirchengebäude, die Kirche des Heiligen Bartholomäus, in den Besitz der Tschechoslowakischen Kirche gebracht. Damit verstieß er gegen tschechoslowakische Gesetze, da die Römisch-Katholische Kirche nicht enteignet worden war. Selbst die gemeinsame Nutzung der Kirche durch mehrere Konfessionen war nach geltendem tschechoslowakischen Recht nicht vorgesehen. Die Landesverwaltung in Prag entschied daher am 1. Juli 1921 wie in allen vergleichbaren Fällen, daß das Gebäude der Römisch-Katholischen Kirche zurückzugeben sei und daß die Tschechoslowakische Kirche auch kein Recht habe, dort Messen zu lesen.

Diese Entscheidung war juristisch zweifellos richtig gefällt worden. Dennoch führte sie unter den in Rakonitz zahlreichen Anhängern der Tschechoslowakischen Kirche zu aufrichtiger Empörung und Enttäuschung. Sie waren Gefangene der national-revolutionären Rhetorik und beriefen sich auf revolutionäres Recht, obwohl „ihr“ Staat auf eine kirchlich-religiöse Revolution verzichtet hatte. „Höheres“ Recht und positives Recht stießen hier aufeinander, „göttliche Wahrheit“ und die aus dem alten Österreich-Ungarn übernommenen Verwaltungsgesetze. Eine besondere Schärfe erhielt der Konflikt dadurch, daß die Rakonitzer ihr Gebiet als symbolischen Ort, als „lieu de memoire“, betrachteten, hatte sich Jan Hus doch im Sommer 1414 auf die Burg Rothschoß (Krákovec) begeben, wo er bis zu seiner Reise nach Konstanz blieb. Am 8. Mai 1921 verabschiedete der Ältestenrat der Tschechoslowakischen Gemeinde von Rakonitz folgende Resolution: „Wir haben genug geistige und physische Unterjochung und Zwang in den 300 Jahren der Herrschaft der Habsburger und ihrer Führer, der römischen Hierarchie, erduldet. Der Traum unserer Väter, unserer Vertriebenen, denen alles genommen worden ist und die über die Grenze fliehen mußten, hat sich verwirklicht. Wir sind frei. Und wir wollen ganz frei sein.“ Aus der antirömischen Geschichtsphilosophie wird also die Forderung nach der ideellen Vollendung des Nationalstaates abgeleitet („Wir sind frei. Und wir wollen ganz frei sein.“). Dies – und nicht etwa praktische Gründe wie die zahlenmäßige Überlegenheit der „Tschechoslowaken“ gegenüber den Katholiken in Rakonitz – ist die Grundlage für die Forderung nach dem Besitz der Bartholomäus-Kirche. Für eine solche Argumentationslogik ist es charakteristisch, daß nicht die Rakonitzer Katholiken als Gegner auftauchen, sondern Rom. Die Katholiken können so nicht als Gruppe tschechoslowakischer Staatsbürger aufgefaßt werden, sondern nur als Helfer der äußeren Macht, des römischen Erzfeindes. Der Vorwurf des Verrats liegt nahe. Typisch für diese Argumentation ist es auch, daß die Forderung nicht als Verhandlungsgegenstand aufgefaßt wird. Der Ältestenrat bekennt sich sogar ausdrücklich zu dem Fundamentalis-

mus seines Standpunktes: „Wir stehen an einem Ort, der dem Herzen eines jeden Tschechoslowaken heilig ist, dem Rothschloß, wohin Jan Hus seinen Fuß 1414 zum letzten Mal gesetzt hat, bevor er sich auf seinen letzten Weg in den Tod gemacht hat – für die Wahrheit Gottes. Und deshalb verteidigen wir diese Wahrheit im Auftrag des Meisters.“ (Im weiteren folgen konkrete Ansprüche wie die Kirchennutzung.) „Wir erklären genauso feierlich, daß wir die Wahrheit Hussens mit unserer ganzen Macht auch gegen die in unseren Reihen verteidigen werden, die zwar das ganze Jahr über in unserer Heimat sehr gerne über Hus sprechen, aber seiner Lehre fern stehen und in den Reihen Roms verbleiben.“³⁵

Wie dieses Beispiel zeigt, war die Einbeziehung von konfessionellen Konflikten in das Feld des nationalen, historischen Diskurses in der Ersten Republik längst nicht mehr eine Sache ausschließlich von Geschichtsphilosophen oder politischen Eliten, sondern auch von lokalen Gruppen. Religion wurde tendenziell in den nationalen Diskurs einbezogen. Institutionell wurde diese religiös-nationale Hybridisierung von der Tschechoslowakischen Kirche und teilweise der Kirche der Böhmisches Brüder sowie der Volkssozialistischen Partei gestützt, während die anderen linken Parteien areligiös waren bzw. Religion als „Privatsache“ ansahen.

Daß Religion von der historisch-nationalen Leitidee der Ersten Republik subsumiert wurde, war nicht nur für die Katholiken problematisch, sondern auch für diejenigen Protestanten, die der Religion eine höhere Relevanz zuschrieben als der Politik. Die Fragwürdigkeit eines national aufgeladenen Antikatholizismus für die Religion wurde auf einem Symposium „Unser Fortschrittlerum und Rom“ deutlich, an dem Theologen der Brüderkirche und der Tschechoslowakischen Kirche, führende Mitglieder der *Volná myšlenka*, sowie andere Vertreter des öffentlichen Lebens teilnahmen³⁶. Von seiner Intention her handelte es sich um ein Strategiegespräch, in dem geklärt werden sollte, ob eine „fortschrittliche Gemeinschaft“ (*pokrokové souručenství*) gegen den politischen Katholizismus gebildet werden könnte. In der Diskussion erwies sich bald, daß die Teilnehmer allenfalls durch die Negation des Katholizismus verbunden waren, während die positiven Ziele weit divergierten: Dem Vertreter der *Volná myšlenka*, Otakar Kunstovný, ging es um die Überwindung der Religion, während Vertreter der Kirchen eine „reine“ Religion anstrebten. Bemerkenswert ist, daß von den Theologen bzw. Philosophen, die sich von Seiten der Kirchen an dem Symposium beteiligten, nur der Theologe und Mitbegründer der Tschechoslowakischen Kirche Alois Spisar einen affirmativen Standpunkt zu dem herrschenden, national-religiös vernetzten Diskurs einnahm³⁷. Er bekannte in seinem Beitrag, der später separat gedruckt wurde, daß der Hussitismus und das Brüdertum als spontane Äußerungen des tschechischen Geistes anzusehen seien. Die Austritte aus der Katholischen Kirche

³⁵ SÚA, Ministerstvo vnitra, stará registratura [Zentrales Staatsarchiv, Innenministerium, alte Registratur] 1918–1944, 1992–11–206–3.

³⁶ Kozák, Jan B./Žilka, František/Maxa, Prokop/Hajn, Alois: Naše pokrokovost a Řím [Unser Fortschrittlerum und Rom]. Praha 1925.

³⁷ Alois Spisar hatte als katholischer Priester dem Modernismus nahegestanden und 1920 die Tschechoslowakische Kirche mitgegründet. 1921 veröffentlichte er eine Religionsgeschichte, 1935 wurde er Professor für systematische Theologie an der Hus-Fakultät in Prag.

seit der Gründung der Ersten Republik zeigten, daß die Gleichung „tschechisch = antirömisch“ der Wahrheit sehr nahe komme³⁸.

Dagegen wandten sich die beiden Theologen der Brüderkirche, Josef L. Hromádka und Emanuel Rádl, sowie der dem protestantischen Modernismus nahestehende Philosoph Jan Blahoslav Kozák gegen die nationale Durchdringung der Religion, wie sie in der Anti-Rom-Kampagne zum Ausdruck kam. Kozák, der damals als Dozent an der Karlsuniversität Philosophie lehrte, griff die Position Alois Spisars an, indem er sie durch Vergleiche relativierte: Sowie nach Spisars Annahme Antikatholizismus tschechisch sei, so sei für die Polen oder Iren der Katholizismus national. „Der Wert einer Religion läßt sich nicht aus dem Patriotismus ableiten.“ Vom Staat erwartete Kozák strikte Neutralität in Religionsfragen. Gerade das politische Ziel der Trennung von Staat und Kirche mache einen Nationalfeiertag mit religiösem Gehalt wie den Hus-Tag fragwürdig³⁹.

Bei aller Kritik an der populären Anti-Rom-Kampagne bildete für Kozák die Negation des Katholizismus doch fraglos einen Angelpunkt seines Denkens. Dagegen nahm Hromádka, der seit 1920 als Professor an der Hus-Fakultät lehrte, eine kompliziertere Position ein. Abgestoßen von den wohlfeilen antirömischen Losungen, die er als ein Symptom für religiöse Indifferenz betrachtete⁴⁰, versuchte er, einen transingenten Standpunkt zum Katholizismus einzunehmen. In der Diskussion mit seinen Kollegen wies er darauf hin, daß die populäre Verunglimpfung des Katholizismus diesen gestärkt, das protestantische Lager dagegen geschwächt habe: „Auf unserer Seite sind Verlegenheit, Ratlosigkeit und Kleinlichkeit, auf der Seite des Katholizismus Nachdenklichkeit und Intelligenz.“⁴¹ Aus Hromádkas Sicht lag es also im Interesse der Brüderkirche und der Religion überhaupt, daß anstelle der national-religiösen Propaganda gegen Rom eine religiöse Auseinandersetzung mit dem Katholizismus trete. Diese Bereitschaft zum Dialog kennzeichnet auch eine Artikelserie, die Hromádka in der protestantischen Zeitschrift *Kostnické jiskry* 1924 veröffentlichte und ausführlicher ein Jahr später als Buch („Katholizismus und der Kampf ums Christentum“) vorlegte⁴². Zwar greift Hromádka darin den Katholizismus an vielen Stellen an, wenn er z. B. den Marien- und Heiligenkult, den Ultramontanismus oder den politischen Klerikalismus kritisiert; im Ganzen steht aber doch die Verständigungsbereitschaft im Vordergrund. Eine große Anziehungskraft übte die katholische Universalität auf ihn aus; sogar Jan Kozák unterstellte ihm deswegen, daß „er mit den theokratischen römischen Bemühungen um eine Herde im Inneren sympathisiert.“⁴³ Welche Wirkung

³⁸ Kozák: Naše pokrokovost 12.

³⁹ E b e n d a 26, 41.

⁴⁰ So stellte Hromádka 1921 fest, daß „sich besonders die unter uns mit antirömischen Losungen zufriedengaben, die sich nichts aus Christentum und Böhmischem Brüdern machen und die sich schön bedanken würden, wenn man von ihnen forderte, sich mit Gott zu versöhnen und ihr weltliches Treiben aufzugeben . . .“ H r o m á d k a, Josef L.: K Husovým oslavám [Zu den Hus-Feiern]. *Kostnické jiskry* 3 (1921) 153. Vgl. Neumärker, Dorothea: Josef L. Hromádka. Theologie und Politik im Kontext des Zeitgeschehens. München 1974, 160f.

⁴¹ Kozák: Naše pokrokovost 10.

⁴² H r o m á d k a, Josef L.: *Katolicism a boj o křesťanství* [Katholizismus und der Kampf um das Christentum]. Praha 1925.

⁴³ Kozák: Naše pokrokovost 39.

Hromádkas kritische Würdigung des Katholizismus in der antirömisch gestimmten Leserschaft der *Kostnické jiskry* hatte, enthüllen die Abonnementenzahlen der protestantischen Zeitschrift: Sie sanken in kurzer Zeit von 6000 auf 500, sodaß infolge von Hromádkas Artikelserie der Chefredakteur entlassen werden mußte⁴⁴.

In der Bereitschaft, unpopuläre Positionen zu beziehen, stand ihm sein Kollege Rádl nicht nach; Hromádka selbst bezeichnete Rádl in einem Buchtitel als den „Don Quichote der tschechischen Philosophie“⁴⁵. Rádl's Einstellung zum Katholizismus war zwar weit von der populären Rom-Verachtung entfernt, doch unterschied sie sich wesentlich von Hromádkas Position. Für Rádl spielen die Kategorien Kultur und Entwicklung eine wesentliche Rolle bei der Beurteilung des Katholizismus. Dessen Leistung erblickt er vor allem in der Begründung eines konsistenten Lehrgebäudes und dem Aufbau einer kirchlichen Organisation. Dennoch gelangt Rádl zu dem Urteil, beim Katholizismus handle es sich um eine überwundene Form des Christentums; die mythologischen Momente des Katholizismus und die programmatische Ablehnung der Moderne durch den Vatikan lassen ihm eine Reform der Kirche unmöglich erscheinen⁴⁶. Rádl verwirft den Katholizismus also als die Negation des wissenschaftlichen und demokratischen Geists seiner Zeit; darin unterscheidet er sich fundamental von Hromádka, der in Anlehnung an Barths dialektische Theologie sich zu einem theozentrischen Religionsverständnis bekannte.

Zweifellos bildete der römische Katholizismus in seiner ultramontanen Form einen negativen Fluchtpunkt in Rádl's Denken. Nichtsdestoweniger analysiert Rádl sehr scharf die Schwäche und Unzulänglichkeit der tschechischen Debatte über „Rom“. Als deren Ausgangspunkt sieht er die zitierte These Palackýs von der Entwicklung der tschechischen Geschichte „in Berührung und Auseinandersetzung mit dem Römerum und dem Deutschtum“ an. Diese Schlüsselstelle legt er normativ aus, für Palacký bestehe nicht nur der Grundzug, sondern der Sinn der tschechischen Geschichte im Kampf gegen Rom. Religiöser Sinn einer Nationalgeschichte kann aber nach Rádl nur in der Verwirklichung religiöser Normen und nicht in der Negation einer kirchlichen Form bestehen⁴⁷. Die „Wurzel des Fehlers des tschechischen Antikatholizismus“ und den „Grund für seine Oberflächlichkeit und Unfruchtbarkeit“ (kořen chyby českého katolictví, příčina jeho povrchnosti a neplodnosti) erkennt Rádl in der politischen Instrumentalisierung der Religion, die er zum einen in der Sakralisierung der profanen Nationalgeschichte und zum anderen in der Nationalisierung der universalen religiösen Bestrebungen der Tschechen, wie z. B. der hussitischen Reformation, erblickt. Durch den instrumentellen Umgang mit der Religion gleiche sich der tschechische Antikatholizismus dem Katholizismus an; sein Grundzug sei lokal und „folkloristisch“, über eine Bedeutung für die Menschheit verfüge er nicht⁴⁸. In einer intoleranten national-antiklerikalen Agitation erblickt Rádl aber nicht nur einen Schaden für

⁴⁴ Neumärker: Josef L. Hromádka 62.

⁴⁵ Hromádka, Josef L.: Don Quichote české filosofie [Der Don Quichote der tschechischen Philosophie]. Praha 1948.

⁴⁶ Rádl: Náboženství 37. – Löwenstein, Shimon: Emanuel Rádl. Philosoph und Moralist 1873–1942. Frankfurt/M. 1995, 149.

⁴⁷ Rádl: Naše náboženské ideály 29f.

⁴⁸ Ders.: Náboženství 39f.

die Religion, sondern letztlich auch für die tschechische Gesellschaft. Die ausgrenzende politische Semantik des „Rom“-Schlagwortes basiert seiner Meinung auf einer historischen Fiktion, denn der „Katholizismus ist genauso tschechisch, wenn nicht tschechischer als der Protestantismus“, deren Argumentationslogik nicht nur für die Katholiken gefährlich ist: Denn „sobald sich die Losung der Fremdartigkeit durchsetzen wird, werden wir Fortschrittler als erste als Vaterlandsverräter ins Exil gehen. Und zu Recht: Unser Glaube ist nicht nur tschechisch und darf es nicht sein!“⁴⁹

* * *

Die Krise der katholischen Kirche und des politischen Klerikalismus in der Tschechoslowakei bestand nach dem Umbruch von 1918 also weniger in der staatlichen Religionspolitik als in der herrschenden politischen Rhetorik. Es stellt sich abschließend die Frage, wie der Katholizismus in der Tschechoslowakei auf die Gefahr reagierte, von der politischen Nation ausgeschlossen zu werden. Nur in seltenen Fällen folgten die Vertreter des Katholizismus der Argumentationslogik ihrer Gegner, indem sie sich selbst als Anhänger Roms oder Wiens bezeichneten. So war es eine Ausnahme, wenn sich in *Svatá Hora* der Pfarrer Tylínek ganz offen zum Ultramontanismus bekannte: „Wir unterwerfen uns nicht den Ministern, nicht einmal höheren. Unser Herrscher ist der Papst [...] Wir sind Römer und wir bleiben es.“⁵⁰ Selten war auch das offene Bekenntnis zu Österreich-Ungarn, wie es in dem Ausspruch des ehemaligen mährischen Abgeordneten Arnošt Tvarůžek zum Ausdruck kommt, der 1919 in einer klerikalen Versammlung ausrief: „Seien wir aufrichtig, wir sind doch unter uns. Das Ergebnis des Krieges hat uns enttäuscht. Österreich durfte den Krieg nicht verlieren. Österreich wird erneuert werden, wenn nicht unter diesem Namen, dann unter einem anderen, und wir müssen dafür arbeiten.“⁵¹

Die Österreich-Loyalität des tschechischen Katholizismus schwand jedoch rasch dahin. Die tschechoslowakische Nationalstaatsgründung und die erwartete Entscheidung über die Nationalkultur erzwingen eine Neuorientierung des tschechischen Katholizismus. Paradoxerweise hatte die intensive antiklerikale Propaganda der Gründungsjahre eine Bündelung der bis 1918 zersplitterten politischen Kräfte der tschechischen Katholiken zur Folge. Insbesondere der Sturz der Mariensäule auf dem Altstädter Ring aktivierte – ganz im Gegensatz zu den Absichten der Initiatoren des „Happenings“ – das katholische Partei- und Verbandswesen⁵². Die neue Tschechoslowakische Volkspartei faßte erstmals den tschechischen Katholizismus in Böhmen und Mähren zusammen. Trotz dieser organisatorischen Fortschritte, die gerade in der Zeit nach 1918 errungen wurden, wagten es die Führer des politischen Katholizismus angesichts der intensiven antiklerikalen Propaganda nicht, ihre Partei „katholisch“

⁴⁹ E b e n d a 34.

⁵⁰ Zitiert nach V í t e k , E.: *Proti klerikalismu a straně lidové* [Gegen den Klerikalismus und die Volkspartei]. Brno 1925, 25.

⁵¹ Zit. nach *Náboženství, církve, klerikalismus a naše dějiny* [Religion, Kirchen, Klerikalismus und unsere Geschichte]. Praha 1962, 122.

⁵² T r a p l , Miloš: *Political Catholicism and the Czechoslovak People's Party in Czechoslovakia, 1918–1938*. New York 1995.

oder „klerikal“ zu nennen. Später konnte die ČSL die antikatholische Stimmung allmählich entwerten, indem sie ihre günstige Situation im Parlament ausnutzte und sich nachdrücklich zum tschechoslowakischen Staatsgedanken bekannte. Für den Parteivorsitzenden Jan Srámek war zweifellos die nationale Solidarität wichtiger als die katholische Solidarität mit den slowakischen *Ľudovci* oder den deutschen Katholiken. Von tschechischer katholischer Seite wurde dies auch durch eine apologetische Literatur unterstützt, der es darum ging, den katholischen Anteil an der nationalen Befreiung und auch an der Staatsgründung herauszustreichen⁵³. Zwar ist diese Taktik des politischen Katholizismus zweimal ernsthaft bedroht worden, zunächst durch den Hirtenbrief der slowakischen Bischöfe vom 26. 11. 1924 und dann durch die Abreise des päpstlichen Nuntius Marmagis am Hustag 1925. Die Integration der Katholiken, die zweifellos eine Integrationsleistung des tschechoslowakischen Parlamentarismus ist, kam aber in der Ansprache Masaryks gegenüber dem neuen Nuntius Ciriaci am 11. 5. 1928 zum Ausdruck. Masaryk betonte hier, daß das Gebiet der Republik immer eine Kreuzung gewesen sei auf der sich verschiedene ideologische Strömungen, die unsere Zivilisation hervorbrachten, kreuzten und kreuzen⁵⁴. Masaryks ausdrückliches Bekenntnis zur Multikonfessionalität des Staates und der Abschluß eines Vertrages zwischen der Tschechoslowakei und dem Vatikan, der einem Konkordat gleichkam, beendeten offiziell den Kulturkampf. Weder in dem Verhältnis zwischen Staat und Kirchen noch in der Beziehung von Nation und Konfessionen war es zu einer grundlegenden Neudefinition gekommen.

⁵³ Siehe z. B. Hruban, Mořic: *O politice Československé strany lidové v letech 1918–1923* [Über die Politik der Tschechoslowakischen Volkspartei in den Jahren 1918–1923]. Olomouc 1923.

⁵⁴ Zit. nach Doležal, Josef: *Politická cesta českého katolicismu 1918–1928* [Der politische Weg des tschechischen Katholizismus 1918–1928]. Praha 1928, 31.

DER TSCHECHISCHE ANTIFASCHISMUS OHNE LEGENDEN

Von Ivan Pfaff

Die Erforschung der antifaschistischen Bewegung der Tschechoslowakei der Jahre 1933–1938 seitens der tschechischen marxistischen Geschichtswissenschaft – die vor-marxistische vor 1948 befaßte sich nicht mit diesem Thema – vollzog sich in einer eigentümlichen wie widersprüchlichen Entwicklung. Wohl gerade, weil man die antifaschistische Bewegung berechtigterweise als ein Schlüsselproblem der Zeitgeschichte aufgefaßt hatte, wurde kaum ein anderer historischer Komplex derart zum Opfer der Verfälschungen des stalinistischen Dogmatismus. Eine falsche Auffassung von Volksfrontpolitik führte zu einer derart verengenden und vereinfachenden begrifflichen Definition des Antifaschismus, daß nichtkommunistische Kräfte darin praktisch nicht vorkamen. Eine derartige Interpretation – im Widerspruch zum Prinzip der „Volksfront“ als Kooperation von Kommunisten mit Sozialisten und Liberalen – sah die Kommunisten nicht als einen Teil des Antifaschismus, sondern als dessen einzigen und ausschließlichen Träger. Diese ahistorische Monopolisierung begriff Antifaschismus zum einen lediglich als Bestandteil der Parteihistorie, nicht aber der gesamtnationalen Geschichte, andererseits herrschte als Folge primitiver, stalinistischer Ideologie die Maxime, „Reinheit“ und „Führungsanspruch“ der Partei würden Schaden erleiden, ließe man nichtkommunistische politische und kulturelle Kräfte in einer Reihe mit ihr zu. Dies wurde in den Jahren 1948–1963 sowie 1970–1988 auch unverblümt direkt formuliert. Also wurden Nichtkommunisten systematisch verdrängt: wo man sie nicht schlichtweg ignorierte, würdigte man ihre Bedeutung herab oder diffamierte sie mittels politischer Verdächtigungen, sowohl die als „Sozialfaschisten“ gebrandmarkten Sozialdemokraten wie auch die antifaschistischen Gruppen bürgerlicher Parteien, insbesondere die Liberalen und schließlich die linksliberale oder sozialdemokratische kulturell-kreative Intelligenz. Diese Zerrbilder wurden u. a. durch einen doktrinkonformen Umgang mit Archivmaterial gestützt; man hielt kritische Auswertungen für überflüssig, wenn nicht gar schädlich und scheute sich somit nicht, objektive Fakten dem vorgestanzten ideologischen Schema passend „zuzuschneiden“. Somit war die dem stalinistischen Dogmatismus unterworfenen Geschichtswissenschaft, mit ihren rasterhaften Schwarzweißkategorien, unfähig, komplexe Entwicklungen zu erfassen, was in ihrer Vorstellung von Antifaschismus besonders markant wie zerstörerisch offenbar wurde. In den Ergüssen reflexhafter „Synthesen“ verschwanden nicht nur Denken und Wirken der nichtkommunistischen Antifaschisten, sondern quasi auch diese selbst: man muß sie also nicht nur neu bewerten, sondern oft überhaupt erst entdecken. Die Vorliebe der dogmatischen Interpretation für scharfe Abgrenzung und schnörkellose Geradlinigkeit ignorierte die unscharfe Grenze zwischen aktivem antifaschistischen Kampf und einer oppositio-

nellen Haltung. Letzterer fehlte es an ideologischer Klarheit, vielmehr führte hier eine persönliche, sachlich oder ethisch begründete Urteilsbildung zum entschiedenen, wenn auch instinktiven Widerstand gegen den Faschismus. So wurde ein ganzes Spektrum ideologisch nicht festgelegter oder politisch ungeschulter Personen und Strömungen aus dem Geschichtsbild verdrängt, wodurch es empfindlich verarmte und entstellt wurde.

Schon vor 35 Jahren wurde zurecht darauf hingewiesen, daß „es unerlässlich sei, die Frage der Strukturierung der antifaschistischen Front zu klären“, und daß man „nicht nur zwischen verschiedenen Gruppen, sondern auch zwischen einzelnen Personen differenzieren muß“¹. Die Stalinsche Historiographie litt vor allem an der einseitigen Auswahl der Quellen, sowie an deren unkritischen Deutung und Verbreitung. Sie beharrte einerseits auf der unkritischen Verabsolutierung der falschen Position der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KPTsch) der Jahre 1933–1936 und beließ es bei einer oft unbewußten Zurückweisung der Standpunkte der nichtkommunistischen Kräfte. Andererseits gab sich die Partei mit einer undifferenzierten Idealisierung des Vorgehens der KPTsch vor 1936 zufrieden, wobei sie gleichzeitig die beiden – zumindest formal – gegensätzlichen Linien des antifaschistischen Programms der Partei verschwieg, was ipso facto zur Konstruktion eines fiktiv einheitlichen Programms der KPTsch für den ganzen Zeitraum von 1933–1938 führte. Darüberhinaus ignorierte oder verschwieg man, daß die KPTsch auch nach 1936 ihre proklamierte neue Linie höchst inkonsequent wenn nicht gar kontraproduktiv verfolgte, was ihre Polemiken gegen Sozialdemokraten und Liberale beweisen, die mit eindeutigen Rückgriffen auf die, angeblich überwundene und verbal zurückgewiesene, stalinistische Politik vor 1936 geführt wurden. Somit fungierte die KPTsch bis „München“ weiterhin als Bremse des tatsächlichen Antifaschismus. Betrachtet man diesen nicht als reine Anti-Nazi-Politik von Regierung und politischen Parteien, sondern als nationale, gesamtgesellschaftliche Bewegung aller demokratischen Schichten, so muß man den Hauptgrund für die Schwäche und das Scheitern des tschechischen Antifaschismus im Nichtzustandekommen einer gemeinsamen, aktiven antifaschistischen Front sehen; deren Formierung war bis 1938 durch gegenseitiges Mißtrauen und Verdächtigungen unmöglich. Es sei vorweggenommen: den Hauptanteil daran verantworten eindeutig die Kommunisten- und das nicht nur vor 1936. Exemplarisch hierfür ist die kommunistische „Sozialistische Gemeinschaft“ zu erwähnen, die einzige ernsthafte Initiative einer Gruppe der KPTsch-Führung im Zeitraum von 1934–1936 zur Bildung einer tatsächlich gemeinsamen Volksfront, die durch die Komintern und von Gottwald persönlich rigoros liquidiert wurde. Gottwald weilte zu dieser Zeit in Moskau, was allein erklärt, daß sich dieser Vorstoß überhaupt artikulieren konnte².

Hinter der „monopolistischen Interpretation“ stand wesentlich auch die berechtigte Befürchtung, daß die kommunistische Konzeption des antifaschistischen Kampfes vor dem VII. Komintern-Kongreß (EKKI, 1935) und dem VII. Parteitag der

¹ Gajanová, Alena: *Dvojitá tvář* [Zweierlei Gesicht]. Praha 1962, 186.

² Hrbata, František/Niklíček, Ladislav: *Naděje a skutečnost* [Hoffnung und Wirklichkeit]. *ČsČH* 15 (1967) 687ff. – Sammlung Nr. 20, Staatliches Zentralarchiv (SÚA) Prag, Az. 77, Nr. 3098 pres., P 87/22, PP 1931–1940.

KPTsch (1936), aber auch danach, zwangsläufig vom Aufkommen der nichtkommunistischen Antifaschisten zurückgedrängt worden wäre. Diese waren unbelastet von klassenbezogenen Vorstellungen und mußten schon deshalb viel konsequenter, systematischer, grundsätzlicher und gezielter in ihrer Aktivität erscheinen als die Kommunisten.

Tatsächlich aber unterschätzte die kommunistische Internationale, besonders in Deutschland und der ČSR, nicht nur die Kraft eines gemeinsamen antifaschistischen Vorgehens, sondern die Gefährlichkeit des Nationalsozialismus selbst. Deren verhängnisvolle Position zu beidem wurde, noch für mehr als drei Jahre nach Hitlers Machtergreifung, von der KPTsch völlig unkritisch übernommen. Die irrealen, verblendete Hoffnung auf eine proletarische Revolution in Deutschland, die trotz der klaren Niederlage der Arbeiterklasse wie aller demokratischen Parteien Deutschlands jahrelang aufrechterhalten wurde, verdrängten den direkten Kampf gegen den Nationalsozialismus auf den zweiten Platz. Zum Hauptfeind wurde somit nicht der Nazismus, als vermeintliches Provisorium sträflich unterschätzt, sondern der „Sozialfaschismus“ – also die Sozialdemokratie, mithin der stärkste potentielle Verbündete gegen den Faschismus. Alle antifaschistische Aktivität der Kommunisten beschränkte sich auf Aktionen, von denen man sich die Errichtung der Diktatur des Proletariats erhoffte. Die Verteidigung der bürgerlichen Demokratie wurde dagegen als reaktionär verurteilt. Dies erklärt letztlich die legale Machtergreifung Hitlers in einem Staat mit einer außerordentlich starken Arbeiterbewegung (noch bei den Wahlen am 5. März 1933 vereinten Sozialdemokraten und Kommunisten fast 13 Millionen Stimmen auf sich): die Abneigung der Sozialdemokratie gegen ein gemeinsames Vorgehen mit den Kommunisten ist hierfür nicht der einzige Grund, zumal die Kommunisten ihrerseits durch die Bekämpfung der sozialdemokratischen Regierungen Preußens, am Vorabend der Machtübernahme, in eine Front mit den Nationalsozialisten gerieten und diese somit objektiv bei der Vorbereitung ihres Umsturzes unterstützten. Noch am 30. Januar 1933 lehnte die KPD einen Nichtangriffspakt mit den Sozialdemokraten ab; die Resolution des EKKI vom 30. April dieses Jahres verkündete, daß „die Bildung der offenen faschistischen Diktatur das Tempo Deutschlands zur proletarischen Revolution beschleunigt“³; das VIII. Plenum der Exekutive der Komintern Ende 1933 schließlich, verlangte offen die politische Liquidierung der Sozialdemokraten als Voraussetzung des Anti-Nazi-Kampfes⁴.

³ „Die Lage in Deutschland“. Resolution des Präsidiums der EKKI vom 1. 4. 1933. In: Kommunistische Internationale 1933, Nr. 6, 64. Abgedruckt bei P i r k e r, Theodor: Utopie und Mythos der Weltrevolution. Zur Geschichte der Komintern 1920–1940. München 1964, 173–181, hier 180.

⁴ Resolution des politischen Sekretariats der EKKI vom 23. 11. 1934, zit. nach H r a d i l á k, Zdeněk/Novák, Jan: Z bojů o nové pojetí protifašistické jednotné fronty. K historii a významu X. pléna KSČ v listopadu 1934 [Aus den Kämpfen um neue Auffassung der antifaschistischen Einheitsfront. Zur Geschichte und Bedeutung des X. Plenarsitzung der KPTsch]. Příspěvky k dějinám KSČ (1965) 57. – Ferner vgl. Hájek, Miloš: K politické orientaci Komunistické internacionály 1920–1935 [Zur politischen Orientierung der Kommunistischen Internationale 1920–1935]. Praha 1969, 328ff. – Wegmüller, Jörg: Das Experiment der Volksfront. Untersuchungen zur Taktik der Kommunistischen Internationale. Frankfurt/M. 1972, 62, 128.

Die verblendete Einschätzung der deutschen Situation bestimmte auch für Jahre die Methoden des antifaschistischen Vorgehens der KPTsch. Auf deren VIII. Plenum im Oktober 1933 wie auf dem neunten im Juni 1934 wurde das tschechoslowakische Regierungssystem als faschistische Diktatur gebrandmarkt, die Sozialdemokraten als gefährlichster Verbündeter des Faschismus. Man beließ es außerdem sowohl bei der Überschätzung des geschlagenen deutschen Proletariats, als auch bei der Unterschätzung des Nationalsozialismus⁵. Dessen Liquidierung konnte sich die KPTsch nicht anders vorstellen, als durch die Installierung der Sowjetmacht; außerhalb dieses Zieles hielt man sich vom direkten Anti-Nazi-Kampf bewußt fern. Ein Beispiel für die Folgen dieser Maxime ist die ablehnende Haltung der KPTsch zur Forderung nach Aufhebung der parlamentarischen Immunität der DSAP-Abgeordneten Krebs und Jung nach dem Volkssportprozeß: Václav Kopecký, parlamentarischer Sprecher der KPTsch, verurteilte dies als „einen Akt der nationalen Persekution des deutschen Volkes“ und behauptete sogar, daß „die Hitlerschen Abgeordneten nur deshalb verfolgt werden, weil sie Deutsche sind“⁶.

Am 8. Oktober 1933 schrieb Kopecký, daß sich „die tschechoslowakischen Kommunisten nach dem 30. Januar 1933 mehr als je zuvor mit dem deutschen Proletariat identifizierten, in der Überzeugung, daß sich die proletarische Revolution in Deutschland nähert“ und daß „der endgültige Sieg des deutschen Proletariats sicher und nahe ist“⁷. Drei Monate später behauptete Gottwald, daß „in Deutschland heute der Aufschwung einer neuen revolutionären Welle beginnt“⁸. Noch auf dem X. Plenum der KPTsch im November 1934 lautete die Parole, daß antifaschistischer Kampf nicht mit der Verteidigung der bürgerlichen Demokratie identisch sei, sondern ausschließlich mit dem Ziel der Errichtung der Diktatur des Proletariats⁹. Dieses Plenum sah weiterhin in der KPD die einzige Kraft, die fähig sei, den Sturz des Nationalsozialismus herbeizuführen. Wenn auch auf diesem Plenum schon erste Ansätze eines realistischeren Denkens anklangen, hielt man immer noch nicht den Nazismus, sondern die Sozialdemokratie für den Hauptfeind¹⁰. Noch zur Jahreswende 1935/36 wurde die KPTsch-Führung vom EKKI wegen „Rechtsopportunismus“, der in einer Überschätzung der sozialdemokratischen Linken bestanden haben soll, scharf kritisiert¹¹.

In den ersten Jahren der NS-Diktatur vermochten die Kommunisten dem bedrohten Volk nichts anzubieten als die Alternative Kapitalismus oder Kommunismus, tertium non datur. Selbst Kulturpersönlichkeiten kommunistischer Orientierung – z. B. Ivan Olbracht, S. K. Neumann, Karel Teige – akzeptierten und verkündeten das, was

⁵ Hrbata, František/Niklíček, Ladislav: Na cestě k VII. kongresu Kominterny [Auf dem Wege zum VII. Komintern-Kongreß]. ČsČH 13 (1965) 668 ff.

⁶ Stenographische Berichte über die Sitzungen der Nationalversammlung der ČSR, die Sitzung des Abgeordnetenhauses am 23. 2. 1933, 5–11.

⁷ Kopecký, Václav: Za příkladem bolševické KSN [Nach dem Beispiel der bolschewistischen KPD]. Komunistická revue 8 (1933) Nr. 7, 8. 10. 1933.

⁸ Gottwald, Klement: Na druhé straně barikády [Auf der anderen Seite der Barrikade]. Rudé právo v. 5. 1. 1934.

⁹ Hrbata/Niklíček: Naděje a skutečnost 680. – Hradilák/Novák: Z bojů 44.

¹⁰ Hrbata/Niklíček: Naděje a skutečnost 680 f.

¹¹ Niklíček, Ladislav: Za lidovou frontu proti fašismu [Für die Volksfront gegen den Faschismus]. Praha 1965, 99–107.

F. X. Šalda treffend als die „katastrophische kommunistische Politik ‚rein in die Kartoffeln, raus aus den Kartoffeln‘“ kennzeichnete¹².

Die zweite Maxime des eigenartigen Antifaschismus der KPTsch war die These der „Faschisierung“ des demokratischen Regierungssystems, welche bürgerliche Demokratie direkt mit faschistischer Diktatur gleichsetzte, was den Abscheu der KPTsch vor der Verteidigung der „Bourgeoisen Republik“ begründen sollte. Die heterogene Zusammensetzung der tschechischen Bourgeoisie, von der extremen Rechten bis zur „Burg“-Gruppe, ließ ein einfaches „Wegwischen“ von Unterschieden zwischen bürgerlicher Demokratie und faschistischer Diktatur nicht zu; dies führte zur Konstruktion der „Faschisierung“ des tschechoslowakischen Regierungssystems. In welchem Ausmaß hier der Stalinismus die Vorstellungen Lenins, auf den er sich sonst stets berufen hatte, direkt negierte, offenbart der Vergleich der Theorie der „Faschisierung“ mit der Position Lenins, daß „eine Arbeiterpartei auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft an der Politik nicht teilnehmen könne, ohne in diesem oder jenem Fall Schulter an Schulter mit der bürgerlichen Demokratie zu gehen“¹³. Auf dem X. Plenum der KPTsch im November 1934 wurde, neben der Bestätigung voriger Positionen, sogar die stalinsche Deformation der leninschen Nationalitätenpolitik bewerkstelligt, indem man durch das mechanische Postulat „Selbstbestimmung bis zur Losreißung“ die gegen den Staat gerichtete nationale Demagogie des Nationalsozialismus direkt bestärkte¹⁴. Freilich gab es auch denkende Kommunisten, die bald begriffen hatten, daß die These der „Faschisierung“ nicht nur der Partei, sondern vor allem der Republik schädlich war – diese wurden jedoch sofort verurteilt. Der bedeutende Theoretiker der KPTsch, Vladimír Borin, erklärte am 27. September 1934 vor der Sitzung der Linksfront: „In der konkreten Situation des Kampfes gegen den Faschismus kann ich nicht nur, sondern muß ich mich zu den Idealen, die Masaryk verkündet, bekennen [...]. Eine Fülle von Masaryks Idealen kann der Kommunist unterschreiben, für manche von ihnen muß er in der konkreten Situation des Kampfes gegen den Faschismus zusammen mit der bürgerlichen Demokratie kämpfen“¹⁵. Für diese ex tempore wurde Borin in *Rudé právo* öffentlich hart verurteilt und des Sozialfaschismus wie der Unterstützung der bürgerlichen Klassentheorie bezichtigt.

Eine radikale Wende erbrachte – oder vielmehr: sollte erbringen – der VII. Parteitag der KPTsch im April 1936, der, in der Spur des VII. Komintern-Kongresses vom August 1935, die Politik der „Volksfront“ sowie die antifaschistische Zusammenarbeit der Kommunisten mit allen demokratischen Kräften samt der Unterstützung der Verteidigung des bürgerlichen Staates beschloß. Allerdings war es äußerst schwierig, das antifaschistische Bündnis der Nichtkommunisten davon zu überzeugen, daß das Aufgeben der Linie, welche die KPTsch über drei Jahre verfolgte, mehr als ein bloßes Manöver war, wofür tatsächlich manches sprach: noch nicht einmal jetzt konnten die Kommu-

¹² Šaldův Zápisník [Šaldas Notizbuch] 6 (1933–1934) 63.

¹³ Lenin, V. I.: Zwei Taktiken der Sozialdemokratie in der demokratischen Revolution. In: Spisy [Schriften]. Bd. 9. Praha 1954, 38.

¹⁴ Hrbata/Niklíček: Naděje a skutečnost 668.

¹⁵ Borin, Vladimír: Masarykovy ideály demokratických práv [Masaryks Ideale der demokratischen Rechte]. *Rudé právo* v. 28. 9. 1934.

nisten ihre höchst aggressive Kritik an den Sozialdemokraten unterlassen, was verriet, daß sie die engen Interessen ihrer Partei über die antifaschistische Einheit stellten. Damit verschärfte sie die Atmosphäre des Mißtrauens weiter, in der das starke Echo der nur verbal überwundenen früheren Politik viel wirksamer widerhallte, als die deklarierte neue Linie¹⁶. Die abwartend mißtrauische und manchmal ablehnende Haltung, die auch der linke Flügel der Sozialdemokratie einnahm, war also durchaus berechtigt¹⁷. In der tschechischen Gesellschaft wirkte es nicht gerade ermutigend, daß die lauthals verkündete Abkehr der KPTsch vom dogmatischen Antifaschismus nicht einer eigenständigen Annäherung an die Erfordernisse des antifaschistischen Kampfes entsprang (wie etwa in Frankreich und Spanien, wo es schon 1934, zum Teil unabhängig von der Komintern, zu einer tatsächlichen Wende kam), sondern lediglich direkte Folge der Komintern-Beschlüsse war, was nur die Abhängigkeit von Moskau dokumentierte.

Als Šalda im August 1935 vorrausschauend schrieb, daß „die Entdogmatisierung der kommunistischen Massen allerdings nicht einfach werde“ und daß die nächste Zukunft zeigen werde, ob das gelänge¹⁸, erfaßte er genau, daß der Schlüssel zu Erfolg oder Scheitern der KPTsch bei der Teilnahme am antifaschistischen Kampf, nur innerhalb ihrer selbst läge. Eine Bestätigung seiner Skepsis lieferte z. B. das Eingreifen Moskaus gegen eine Gruppe der KPTsch-Führung, mit Jan Šverma, Rudolf Slánský und Oto Synek an der Spitze, die wahrhaftig und konsequent versucht hatte, die Beschlüsse des VII. Komintern-Kongresses anzuwenden – in der naiven Annahme, diese seien ernst gemeint gewesen. Im Februar 1936, also am Vorabend des VII. Parteitags der KPTsch, der die Politik der Volksfront formell verkündete, wurden alle drei auf Befehl der Komintern scharf verurteilt und wegen „Rechtsopportunismus“ aller Funktionen enthoben; desweiteren wurden sie der Propagierung trotzkistischer und kleinbürgerlicher Ansichten in der Parteipresse bezichtigt (dem fiel Stanislav Budín, Chefredakteur des *Rudé právo* zum Opfer, den man als Revisionisten aus der Partei ausschloß) sowie der Überschätzung der sozialdemokratischen Linken, der zu positiven Einstellung zur „bürgerlichen“ Armee und sogar der Unterstützung Beneš bei der Präsidentenwahl im Dezember 1935 gegen den faschistischen „Dezember-

¹⁶ Am 7. 8. 1935 erklärte Gottwald auf dem VII. Komintern-Kongreß in Moskau: „Wir wollen, daß diese Republik, in der heute die Bourgeoisie regiert, zur Sowjetrepublik werde. Das ist unser Ziel“. In: Gottwald, Klement: Spisy [Schriften]. Bd. 6. Praha 1952, 181.

¹⁷ Ende Oktober 1936 analysierte ein bedeutsamer Publizist der sozialdemokratischen Linken die Bereitschaft der KPTsch zur Verteidigung der Republik und belegte, daß sie den eigenen Staat gegen die NS-Aggression erst dann zu verteidigen gedenke, wenn das tschechoslowakische Proletariat „mit der eigenen Bourgeoisie abrechne“; der KPTsch geht es zuerst um „die Bildung einer neuen Tschechoslowakei, um eine irgendwie sozialistische Sowjetrepublik nach dem Vorbild Sowjetrußlands“. In der kommunistischen Vorstellung „der jakobinischen Verteidigung der Republik“ sah der Verfasser das Bestreben, „den antifaschistischen Verteidigungskrieg in einen Bürgerkrieg umzuwandeln“ und „einen großen Bürgerkampf innerhalb des Landes zu entfesseln“ statt gegen den faschistischen Gegner zu kämpfen. Thelen, Jan: Jsou pro obranu Československa, ale jakou? [Sie sind für die Verteidigung der Tschechoslowakei – aber für welche?]. Nová svoboda v. 1. 11. 1936, 196 ff.

¹⁸ Šalda, F. X. Nové směrnice III. Internacionály [Neue Richtlinien der III. Internationale]. Šaldův Zápiskník 7 (1934–1935) 324.

block“¹⁹. Der neue Kurs wurde also schon erstickt, bevor er geboren wurde; nach außen erhielt man ihn aufrecht, aber er zeitigte nichts als Deklarationen und Forderungen, Selbstidealisation und Verteufelung der anderen.

Dafür gab es mehrere Ursachen. Das verlorene Ringen um ein neues Antlitz der Partei, das mit den Interessen des Landes harmonieren sollte, ist halbwegs vergleichbar mit der innerparteilichen Situation zwischen dem Januar 1968 und April 1969 sowie der nach dem November 1989; damals wie jetzt kam die radikale Änderung der Orientierung für die Mitgliedermassen zu plötzlich und unbegreiflich, zerschlug Dogmen und Schemen, deren Aufhebung mit dem Stigma des „Verrates am Internationalismus“ behaftet waren. Der Hauptgrund des Scheiterns aber liegt in der Prägung der Parteiführung, die noch nichteinmal versuchte, jene Grenze zu überschreiten, welche die Methoden des dogmatischen, bürokratischen Stalinismus, von den demokratischen trennt. Solch einen Schritt konnte man von der Gruppe Gottwalds mitnichten erwarten, die sich der Führung der KPTsch auf deren V. Parteitag 1929 mittels eines inneren Putsches im Namen einer „Bolschewisierung“ der Partei bemächtigt hatte – ein Begriff, der eindeutig Stalinisierung meinte²⁰. So gesehen, wurde der stalinistische Kurs der Partei nicht erst 1948 eingeleitet, sondern schon vor dem Zweiten Weltkrieg. Dies erklärt, warum es die Volksfrontpolitik bei Worten beließ und weshalb die KPTsch in den schwersten Stunden des Volkes zur These der „Faschisierung“ zurückkehrte, mit offener Feindseligkeit gegenüber dem in- wie ausländischen nichtkommunistischen Widerstand in den ersten beiden Kriegsjahren.

Die Spannungen zwischen der KPTsch und den antifaschistischen Gruppen der bürgerlichen Parteien waren nicht geringer als jene zur Sozialdemokratie. Die Unvereinbarkeit von nationaler und sozialrevolutionärer Auffassung des antifaschistischen Kampfes trug wesentlich dazu bei, daß die Partei des revolutionären Proletariats ihren einseitig vom Klassenaspekt belasteten, antiquierten Standpunkt zum nationalen Problem ebenso schleppend wie unglaublich überwand und außerstande war, eine in sich geschlossene Lösung der Nationalitätenfrage zu formulieren. Das Mißtrauen der linksliberalen Antifaschisten bezüglich der Aufrichtigkeit der kommunistischen Hinwendung zur Verteidigung der Republik, schürte die Partei durch die primitive Gleichsetzung liberaler Opposition mit dem Faschismus der extremen Rechten. Auch nach 1936 gilt für die Sterilität des kommunistischen Standpunkts die drastische, aber treffende Einstellung von Ferdinand Peroutka vom Herbst 1933: „Ihr tragt ausspekulierte Thesen als Fesseln, die euren Geist in freier Bewegung hindern [...] Ihr seid ganz erstarrt durch das warten auf das Ende des kapitalistischen Systems; für alles andere seid ihr unbrauchbar in Rat und Tat“²¹. Zu spät und halbherzig, praktisch erst in den Münchener Tagen, klingen in der KPTsch zaghafte Ansätze zur Position an, daß jeder Widerstand gegen den Faschismus, der das System der Demokratie verteidigt, nicht nur Verbündeter, sondern auch Bestandteil der antifaschistischen Bewegung ist und

¹⁹ Vgl. die Anm. 2.

²⁰ Vgl. P f a f f, Ivan: O bolševizaci aneb podobnosti nikoli náhodné [Über die Bolschewisierung oder die nicht zufällige Ähnlichkeit]. Svobodný zítřek v. 18. 1. 1990.

²¹ P e r o u t k a, Ferdinand: Krátký citát z Hitlera [Ein kurzes Zitat aus Hitler]. Přítomnost v. 27. 9. 1933, 610.

daß auch politische wie intellektuelle Gruppen, die bisher den regierenden Kreisen verbunden waren, leidenschaftliche Anhänger des Antifaschismus sein könnten²².

Am eindrucksvollsten offenbart sich dies an der demonstrativ abweisenden Voreingenommenheit von KP/Tsch-Ideologien gegenüber der antifaschistischen Aktivität der tschechischen nichtkommunistischen Kultur. Diese wuchs bei der gesellschaftlichen und gedanklichen Strukturierung der Bewegung zur einzig relevanten Kraft heran. Ihre koordinierende, integrierende Tätigkeit verminderte die Schärfe von Reibungsflächen gegensätzlicher Gesichtspunkte und ermöglichte auf der kulturellen Ebene ein gemeinsames Vorgehen der heterogenen Kräfte, welche politisch nie eine gemeinsame Sprache gefunden hatten. Diese inspirierende, einigende Funktion der Kultur dokumentieren die beiden – bis heute verkannten – antifaschistischen Manifeste: das Manifest der „Gemeinde der tschechischen Schriftsteller“ vom 28. November 1934, das 261 Unterschriften vereinte²³, und „Wir bleiben treu“ (15. Mai 1938) des gleichnamigen Petitionsausschusses, hinter dem 370 Persönlichkeiten standen (fast ein Drittel Kommunisten), die mehr als 1,5 Millionen Unterschriften sammelten, was zum einzigen gesamtnationalen Plebiszit gegen den Faschismus des Staates führte²⁴. Die führende Rolle der nichtkommunistischen Kulturschaffenden bei der Entstehung beider „Kulminationskundgebungen“ des tschechischen Antifaschismus ist ebenso unbestreitbar wie ihr Verdienst, daß die kommunistischen Intellektuellen den Wunsch nach Begegnung auf der gemeinsamen Basis mit anderen artikulierten.

Der gesamte tschechische Antifaschismus war intellektuell geprägt und getragen. Schon ab 1933 fällt auf, welche starke und initiative Rolle kulturelle Persönlichkeiten in der antifaschistischen Bewegung einnahmen. Der ursprüngliche Protest gegen die Gleichschaltung deutscher Kultur, die Verteidigung der Geistesfreiheit sowie der vertriebenen oder inhaftierten Künstler führte sie zu einer umfassenden Einsicht in die Erfordernisse einer antifaschistischen Bewegung. Dies ermöglichte es ihnen, die führende Position hinsichtlich Strukturierung und Stratifizierung des Antifaschismus von Kultur und kreativer Intelligenz einzunehmen. Im Kampf gelangte die Kultur als reale politische Kraft zur Geltung, die nicht selten den eigentlichen Politikern zuvorkam. Diese quasi wegweisende Position der Kultur wurde auch durch ihr späteres Vorgehen bestätigt. Dies gilt keineswegs nur für die Linkskultur, sondern durchaus auch für die bürgerliche, deren progressive Repräsentation in der Strömung eine ebenso entscheidende Stellung innehatte wie ihre marxistischen Kollegen.

Dies zeigt sich eindrucksvoll am Beispiel von Karel Čapek²⁵, der zur Zielscheibe vergeblicher deutscher diplomatischer Proteste wurde. Jener Protest gegen das be-

²² Bartošek, Karel: Antifašismus a odboj [Antifaschismus und Widerstand]. In: Odboj a revoluce 1938–1945. Praha 1965, 17–18.

²³ Vgl. Pfaff, Ivan: První protifašistický manifest českých intelektuálů [Das erste antifaschistische Manifest der tschechischen Intellektuellen]. ČČH 91 (1993) 247–267.

²⁴ Vgl. Kuklík, Jan/Zátka, Petr: Spisovatelský manifest a Petičný výbor Věrní zůstaneme [Das Schriftstellermanifest und der Petitionsausschuß Wir bleiben treu]. – Revue pro dějiny socialismu 2 (1969) 205–227.

²⁵ Das erste systematische Bild von Čapeks Antifaschismus bringt Pfaff, Ivan: O perspektivu lidského společenství. Politické myšlení Karla Čapka [Um die Perspektive der menschlichen Gemeinschaft. Das politische Denken von K. Čapek]. Praha 1994, 55–97.

rühmte antifaschistische Drama *Die weiße Krankheit* (1937) hat eine bislang unbekanntere Vorgeschichte, in deren Licht seine Aufführung wie ein Sieg von Mut und Entschlossenheit über furchtsamen Opportunismus erscheint, sollte diese doch durch den Druck bürgerlicher Politiker und der agrarischen Polizeibürokratie verhindert werden. Im Dezember 1936 wurde in Čapeks Wohnung das Manuskript vor Politikern (Beneš, Rudolf Bechyně, Jaroslav Stránský, Hubert Ripka, Ferdinand Peroutka u. a.) und Künstlern (Stanislav Lom, František Götze, Otakar Fischer, Vladislav Vančura, František Langer, Adolf Hoffmeister – der gesamte „Freitagskreis“) vorgelesen. Es folgte ein heftiger Streit zwischen ihnen, da die Politiker eine Provokation der Deutschen befürchteten und eine Aufführung ablehnten. Das Stück wurde schließlich der Prager Polizeidirektion vorgelegt, die das Innen- und Außenministerium konsultierte, und 48 Stunden vor der Premiere versuchte der Polizeidirektor auf Weisung des agrarischen Innenministers, beim Prager Nationaltheater die Absetzung des Dramas zu erreichen. Das wies die Intendanz empört zurück²⁶.

Die vorhandene Literatur schenkte dem Aufstieg der einheitlichen Kulturfront und deren politischer Tragweite keine monographische Beachtung, beschränkte sich auf verstreute, isolierte Hinweise und kleine Teilbeiträge²⁷, obwohl allein die Memoiren der beteiligten Kulturschaffenden große Mengen ungenutzten Materials zur Rekonstruktion der gesamten Bewegung wie auch zur Erfassung ihrer Atmosphäre erbringen²⁸. Es fehlen Monographien über das antifaschistische Denken der tschechischen Kultur und deren herausragender Vertreter, bürgerlicher wie linker, obwohl schon die Aufarbeitung der Publizistik und Korrespondenz Čapeks, die Erfassung des militanten Antifaschismus des *Befreiten Theaters* von Jiří Voskovec und Jan Werich,

²⁶ SÚA Prag, Nr. 38911/36 und 291/37, X/S/31, PMV 1931–1940; Čapeks Brief an Fráňa Šrámek, Prag 13. 12. 1936, T 89, LA PNP Prag; persönliche Mitteilungen von Dr. František Götze, Dr. František Langer und Frau Olga Scheinpflugová von 1966. – Vgl. Scheinpflugová, Olga: Český román [Der tschechische Roman]. Praha 1991, 372.

²⁷ So Mourková, Jana: K akcím spisovatelů na obranu republiky v době Mnichova [Zu den Aktionen der Schriftsteller in der Phase Münchens]. Česká literatura 7 (1959). – Valouch, František: Cesta K. Čapka od relativismu k antifasismu [Čapeks Weg vom Relativismus zum Antifaschismus]. In: Krkonoše – Podkrkonoší. Trutnov 1963, 261–294. – Válek, Vladimír: Několik poznámek k boji české literatury s fašismem [Einige Bemerkungen zum Kampf der tschechischen Literatur mit dem Faschismus]. Sborník filozofické fakulty brněnské univerzity 15 (1966) 85ff. – Vlašín, Štěpán: Československá inteligence a protifašistický boj 1933–1938 [Die tschechoslowakische Intelligenz und der antifaschistische Kampf 1933–38]. Sborník Vysokého učení technického v Brně 1958, 45–54. – Nicht zusammenhängend und nur in ästhetischen Kategorien berühren das Problem Chvatík, Květoslav: Bedřich Václavek a vývoj marxistické estetiky [B. V. und die Entwicklung der marxistischen Ästhetik]. Praha 1962 oder Matuška, Alexander: Člověk proti zkáze [Ein Mensch gegen die Vernichtung]. Praha 1963. Der Verfasser darf auf seine Habilitationsschrift verweisen, die das Problem erschöpfend in seiner Komplexität aufarbeitete, deren Gesamtauflage jedoch gleich nach der Erscheinung des Buches Ende Oktober 1969 konfisziert wurde (Pfaff, Ivan: Česká kultura v zápase proti fašismu [Die tschechische Kultur im Kampf gegen den Faschismus]. Praha 1969, 394 S.).

²⁸ Es geht um die Erinnerungen Nezvals, Taufers, Hoffmeisters, Langers, Kubkas; insbesondere Nezval, Vítězslav: Z mého života [Aus meinem Leben] (Praha 1958) bietet ein authentisches Zeugnis über die politische Orientierung und Aktivität der tschechischen linken Avantgarde.

Ausmaß wie Reife dieses Denkens und dieser Aktivität in überraschenden Dimensionen vor Augen führte²⁹. Das Desinteresse der politischen Historiographie wie der Literaturwissenschaft für dieses grundsätzliche Problem hat mehrere Ursachen. Eine wesentliche ist der nicht geringe Anteil der nichtsozialistischen, bürgerlichen Kultur an der antifaschistischen Front, was natürlich den vereinfachenden Vorstellungen der tradierten Literatur entgegenläuft. Hier muß auch erwähnt werden, wie die Kritik von links an Werken nichtkommunistischer Künstler, noch bis in die zweite Hälfte der dreißiger Jahre, die antifaschistische Einheit objektiv schwächte sowie die bürgerliche und liberale Intelligenz von dieser ausgrenzte³⁰. Wenn also Julius Fučík in seinem Nekrolog letztlich richtig erkannte, daß Čapek „zum kämpferischen Symbol für diejenigen wurde, mit denen er nicht gerechnet hatte“³¹, muß man hinzufügen, daß Čapek und seine Genossen auch für jene zum kämpferischen Symbol wurden, die mit ihnen nicht gerechnet hatten.

Die schädliche, entwaffnende Kritik von links, traf jedoch ebenso die Linkskultur, vor allem die Avantgarde³². Sie wurde vom sektiererischen Umgang der KPTsch mit der Kultur besonders schwer gelähmt: Die in der bahnbrechenden Monographie Květoslav Chvatiks publizierten Dokumente zeigen, wie die Durchsetzung der Stalinischen Auffassung des „sozialistischen Realismus“ gegenüber der Avantgarde, wie die langwierigen Diskussionen über den Surrealismus, gegen das kreative Verfahren und die Programme der Linkskultur, lange deren vorderste gesellschaftliche Aufgabe in

²⁹ Die Skizze Vlašins ist belastet von einem vulgären Ökonomismus und schematischer Unterschätzung der bürgerlichen Intelligenz und trägt zur Lösung des Problems nicht bei. Eine selektive Auswahl aus der antifaschistischen Publizistik Čapeks bringt die Edition *Na břehu dnů* [Am Ufer der Tage], hrsg. v. Ivan Klíma, Praha 1966. Die neueste Monographie von Hyršlová, Květa: *Česká inteligence a protifašistická fronta* [Die tschechische Intelligenz und die antifaschistische Front] (Praha 1986) bringt einen nützlichen Überblick, konzentriert sich jedoch – die Verfasserin ist Germanistin – auf die Unterstützung des deutschen Kulturexils durch die tschechische Kultur und auf ihre Wechselbeziehung.

³⁰ Am aufschlußreichsten kommt dies zum Ausdruck im Fall Čapeks und der kommunistischen Kritik an ihm (Nejedlý, Kopecký, Štoll, Fučík, S. K. Neumann u. a.) noch in seiner antifaschistischen Gipfelphase. Sie war wohl kaum am Platze zum Zeitpunkt der *Weißten Krankheit*, die die kommunistische Kritik als „eine tragische Philosophie des Denkers Čapek, die die Verkörperung aller Ideale des Demokraten Čapek ruinierte“ herabsetzte (Tvorba v. 19.2.1937).

³¹ Fučík, Julius: *Karel Čapek bojující* [Der kämpfende K. Č.]. *Nová svoboda* v. 19. 1. 1939. – *Barošek*: Antifašismus a odboj erfaßte ganz genau, daß „Čapeks Mutter, ihr Kampf und ihre Entscheidung – das Gewehr – nicht nur ein künstlerisches Symbol ist, sondern eine wahre Geschichte von Hunderttausenden Menschen und deren innerem Kampf“ (S. 27).

³² Auch das *Osvobozené divadlo* (Befreites Theater) der intellektuellen Clowns Voskovec und Werich wurde 1933, als es schon ein Jahr lang sein Programm durch die antifaschistische Revue politisiert hatte, zur Zielscheibe der Vorwürfe Fučíks und E. F. Burians wegen der ungenügenden politischen „Klassenklarstellung“ und sogar als „Boulevardbetrieb“ (Fučík: *Divadelní kritiky* [Theaterkritiken]. Praha 1956, 311. – Obst, Milan/Scherl, Adolf: *K dějinám české divadelní avantgardy* [Zur Geschichte der tschechischen Theateravantgarde]. Praha 1962, 197). Burian verurteilte damals auch andere progressive Theaterleute wie Jiří Frejka, weil „sie sich der Arbeit in offiziellen Szenen angepaßt hätten“. Eine analytische Rehabilitierung des tschechischen antifaschistischen Theaters bei Pfaff: *Česká kultura* 89–118, 241–259, 329–346. Vgl. Ders.: *Antifašismus Osvobozeného divadla* [Antifaschismus des Befreiten Theaters]. *Divadlo* (1969) 101–126.

den Hintergrund drängte – nämlich den Kampf gegen den Faschismus³³. Auch innerhalb der Linkskultur selbst beobachtet man ein schmerzliches, kompliziertes Ringen um Haltung zur KPTsch, auf deren politischen Plattform sie sich schließlich befand.

Trotz des offenkundig positiven, substantiellen Beitrags nichtkommunistischer Kultur zum dynamischen Aufschwung des tschechischen Antifaschismus, trotz ihres nachhaltigen Bemühens um dessen Bündelung, wurde sie zur Zielscheibe von gereizten Invektiven und Vorurteilen seitens der Kommunisten. Es ist geradezu unglaublich, daß etwa Fučík das erste antifaschistische Manifest vom November 1934 als „katastrophales Wirrwarr“ und als „furchtbare Einheitsfront“ stigmatisierte³⁴, daß Karel Teige, der Theoretiker der Surrealisten, im selben Jahre Čapek als „ungebildet“ bezeichnete, weil er „nicht Lenin studierte“³⁵, daß Čapek in *Rudé právo* gar wegen „Mitschuld“ am Faschismus angegriffen wurde³⁶, daß Václav Kopecký als Hauptideologe der KPTsch 1934 die nichtkommunistischen Schriftsteller bezichtigte, sie würden „entwaffnen“ sowie Čapek persönlich, daß er mit seinem nationalen Antifaschismus „den reaktionären, gewalttätigen Instinkt der Bourgeoisie idealisiert“³⁷, daß Ladislav Štoll noch im Februar 1937 Čapeks *Weißer Krankheit* abwertete³⁸, daß S. K. Neumann in der gesamten Phase von 1933–1938 die nichtkommunistische, antifaschistische Kultur höchst vulgär als „Reaktion“ diffamierte³⁹. Dies sind keine extremen Einzelfälle, sondern allgemeine Zeugnisse, deren Planmäßigkeit man durch zahlreiche analoge Formulierungen dokumentieren könnte. Nicht zuletzt bezeugt diese Kampagne eine beharrliche Kontinuität zwischen 1933–1938, was die These einer Wende der KPTsch nach dem VII. Parteitag als bloße Fiktion entlarvt. So nimmt es nicht wunder, daß Šaldas Konzeption der politischen und geistigen Mitte als einziger Möglichkeit der Verteidigungskonzentration gegen die faschistische Gefahr auf heftige Proteste stieß, obwohl gerade die nichtkommunistische Kulturgemeinde seine Richtigkeit eindeutig bewiesen hatte⁴⁰.

³³ Die These Chvatíks: Bedřich Václavěk 112, 200, über die „Einheit zwischen der Politik und der künstlerischen Avantgarde“ und über „die enge Beziehung zwischen den linken Künstlern und der Partei“ ist daher problematisch. Die korrelative historische Prüfung des antifaschistischen Kampfes an der politischen und kulturellen Front kann die Gültigkeit dieser These erst nach 1936 akzeptieren, und auch dann noch mit starken Vorbehalten.

³⁴ Fučík an Gusta Fučíková, Moskau 10. 12. 1934. In: Fučík, Julius: Korespondence [Briefwechsel]. Praha 1963, 209 (Nr. 88).

³⁵ Teige, Karel: [Briefwechsel]. Karel Čapek uvažuje o osudu kultury [K. Č. spekuliert über das Schicksal der Kultur]. Doba v. 1. 3. 1934, 38–43.

³⁶ Spolovina Karla Čapka [Die Mitschuld von K. Č.]. Rudé právo v. 17. 10. 1934.

³⁷ Kopecký, Václav: Karel Čapek a staronový nacionalismus [K. Č. und der alt-neue Nationalismus]. Rudé právo v. 19. 12. 1934.

³⁸ Štoll, Ladislav: Čapkovy protifašistické drama [Čapeks antifaschistisches Drama]. Tvorba v. 19. 2. 1937.

³⁹ Neumann, Stanislav Kostka: Česká literatura a česká skutečnost [Tschechische Literatur und tschechische Wirklichkeit]. Listy pro umění a kritiku v. 14. 3. 1934. – Ders.: Sociální román relativisty aneb hornický život k pobavení [Der Sozialroman eines Relativisten oder Bergmannleben zur Unterhaltung]. Tvorba v. 8. 11. 1937.

⁴⁰ Šalda, F. X.: Tedy o tom individualismu a kolektivismu [Also über den Individualismus und Kollektivismus]. Šaldův Zpísniík 7 (1934–1935) 152. – Ders.: O tom středu [Über die Mitte]. E b e n d a 307–310.

Die Kritik von rechts wie links, schwächte und isolierte die antifaschistische Kultur erheblich, drückte sie an die Peripherie des Kampfes als „unfruchtbare Kraft“, wo sie in Wahrheit nur unbequem war. Es ist ein tragikomisches Paradoxon, daß jener Kultur, die die Politik ersetzte, diese Wirkung nur von den feindlichen Kräften zugestanden wurde, die als einzige ihre Potenz und Wirkung im politischen Zusammenhang präzise einschätzten⁴¹.

Daß die tschechische Bourgeoisie der dreißiger Jahre kein homogenes Klassengebilde darstellte, sondern vielgliedrig strukturiert war, von rechtsgerichteten Großkapitalisten über die „Burg“-Gruppe bis zur progressiven liberalen Intelligenz, wurde bereits durch die sozioökonomische Analyse ausführlich belegt. Diese befaßte sich jedoch nicht ausreichend mit einer politischen Wertung der Bourgeoisie, speziell in ihrem Verhältnis zum Faschismus. Die absurde Einschätzung der bürgerlichen wie liberalen Kräfte übernahm die stalinistische Geschichtswissenschaft der vergangenen Jahre voll und ganz. Wo es nicht möglich war, den Beitrag dieser Antifaschisten zu leugnen, setzte man sie herab, sei es mittels Einordnung in den kommunistischen Kontext oder durch den Vorwurf der Inkonsequenz, des Reformismus oder anderer politischer Sünden⁴². Durch die einseitige Quellenauswahl wurde diesem Geschichtsbild schon faktographisch jedes Umfeld entzogen, welches durch das Raster der Klasseneinstufung fiel, nach welcher die dogmatische Historiographie die Quellen antifaschistischen Denkens ausschließlich suchte. Dieses aber erscheint höchst eindrucksvoll auch in solchen nicht- oder antikommunistischen Zusammenhängen der ČSR, wo sie ein vom verfälschten Bild abhängiger Beobachter nie erwartet hätte. Studiert man die linksliberale Presse (*Lidové noviny*, *Přítomnost*) samt der um sie herum gruppierten Intellektuellen und Politiker, findet man erstaunliches: als Verkünder eines entschlossenen Antifaschismus treten hier besonders jene auf, die im Nachhinein „exkommuniziert“ worden waren – Hubert Ripka, Jaroslav Stránský, Ferdinand Peroutka.

Deren tatsächliche historische Rolle hatte in der progressiven „revisionistischen“ marxistischen Historiographie am längsten auf ihre Rehabilitierung warten müssen. Während die Edition *Mnichov v dokumentech* (München in Dokumenten) von 1958 in diesen Persönlichkeiten noch Münchener Verräter erblickt hatte, ist fünf Jahre später *Chtěli jsme bojovat* (Wir wollten kämpfen) frei von diesem Stigma, wenngleich man sie verschweigt; doch noch 1965 hatte das fragwürdige Pamphlet *V osidlech zrady* (In den Schlingen des Verrats) für diese Politiker nichts als Diffamierung und Beschimpfungen übrig. Als Jan Křen sie 1963 erstmals zu rehabilitieren suchte, bezeichnete er sie als „die besten Elemente der bürgerlichen Politik, ihre festesten Charaktere“, „linksgerichtete bürgerliche Demokraten“, „Gefährten der großen Volksbewegung für die Verteidigung der Republik“, die den „Ansatz zu moralisch fester und

⁴¹ Auf die „gefährliche extreme intellektuelle Opposition“ gegen die Regierung in der Sudetenfrage beschwerte sich der britische Gesandte in Prag Newton am 2. 8. 1938 gegenüber Halifax (DBFP, III/2, London 1949, 748, Nr. 567).

⁴² Vgl. Pražák, Jan: *Nepřítel mezi hradbami* [Der Feind inter muros]. Praha 1956, 44. – Hájek, Jirí S.: *Mnichov* [München]. Praha 1958, 68. – Král, Václav: *Politické strany a Mnichov* [Politische Parteien und München]. Praha 1961, 43.

ehrenhafter Einstellung“ bewiesen hatten⁴³. Křens Charakterisierung erreichte jedoch nicht die Konsequenz jener ausgereiften Analyse von Karel Bartošek im Sammelband *Odboj a revoluce* (Widerstand und Revolution) von 1965. Doch auch ihm ist entgangen, das Čapek bereits im Frühjahr 1934 in eben jener *Přítomnost* einen Zyklus seiner vernichtenden Urteile über den Faschismus veröffentlichte, und daß im Herbst 1934, als der Zusammenstoß von Demokraten und heimischen Faschisten mit deren Krauwällen in den Insignaden eskaliert war, gerade Peroutka einer der schärfsten Gegner der Faschisten wie eifrigsten Verteidiger der Linken gewesen war. Hierher gehörten auch seine Angriffe gegen die Regierungspolitik nach dem Anschluß Österreichs, obwohl *Přítomnost* für ein Blatt der „Burg“ gehalten wurde.

Einer seiner Verbündeten, Ripka, machte aber auch darauf aufmerksam, daß es „eine Sünde und geradezu ein Verbrechen wäre, wenn wir diese tapferen Verteidiger der tschechoslowakischen demokratischen Idee [die sudetendeutschen Antifaschisten, I. P.] negiert und dem Totalismus der Sudetendeutschen Partei ausgeliefert hätten. Diese Menschen haben in einem besonders schweren Augenblick außerordentliche Festigkeit und klare Sicht erwiesen, so daß sich die Demokratie auf sie bestimmt unter jeglichen Umständen verlassen kann [...]. Es wäre eine nie wiedergutzumachende Schande der tschechoslowakischen Demokratie, wenn sie sie jetzt verraten sollte“⁴⁴. Auch Stránský verlangte die aktive Unterstützung der sudetendeutschen Antifaschisten⁴⁵. Es reichte übrigens bereits, die beredete Anklage Peroutkas vom 8. Mai 1938 anzuführen: „Einige Politiker betreiben eine derartige Politik, um Henlein nicht einmal ein Prozent unserer Deutschen entschlüpfen zu lassen. Ihnen müssen wir die Hauptfrage stellen: sollten wir etwa helfen, jeden Deutschen auszurotten, der der Republik zustimmt? [...] Über eine Sache sollten sich die Führer unserer Politik nicht täuschen: Eines Tages wird dieser Frage wegen ihr ganzer staatsmännischer Ruf aufs Spiel gesetzt werden. Mögen sie glauben, daß es keinen Anspruch auf die Dankbarkeit des Volkes begründen wird, wenn es ihnen gelingen sollte, aus allen unseren Deutschen Nazis zu machen“⁴⁶. Diese Bezeichnung der Regierungspolitik, die deutschen Antifaschisten verraten und dem Nazismus das Feld überlassen zu haben, ist eindeutig gegen jene Kreise gerichtet, für deren Sprecher Peroutka und sein Blatt allgemein gehalten wurden. Auch wenn es sich sicherlich um einen Sonderfall seiner Publizistik handelt, deutet er an, daß die Gegensätzlichkeit der Klassenvorstellungen die Entschlossenheit und Richtung des antifaschistischen Kampfes nicht unmittelbar bedingt.

Erst im Aufkommen solchen Denkens wird die über Jahre hinweg zusammenhängende Entwicklung sichtbar, aus der im September 1938 die gegen die Kapitulation gerichtete, kriegerische und schließlich sogar gegen Beneš gewandte Einstellung einer ganzen Generation liberaler Demokraten hervorgegangen ist, deren Opposition

⁴³ Křen, Jan: Do emigrace [In die Emigration]. Praha 1963, 66, 83, 258.

⁴⁴ Ripka, Hubert in *Demokratický střed* v. 1. 4. 1938.

⁴⁵ Stránský, Jaroslav: Některé připomínky k situaci [Einige Bemerkungen zu der Situation]. *Lidové noviny* v. 12. 4. 1938. – Der s.: Dvě hlavní věci [Zwei Hauptdinge]. E b e n d a v. 15. 5. 1938.

⁴⁶ Peroutka, Ferdinand: Úvaha o účelnosti [Überlegungen über Zweckmäßigkeit]. E b e n d a v. 8. 5. 1938.

mitnichten eine vereinzelte Episode gewesen war. Am 20. September 1938 beschwor Ripka Beneš: „Zögern Sie nicht, ganz außerordentliche Maßnahmen zu ergreifen. Auch das Kriegsrisiko wäre einer schmachvollen Kapitulation vorzuziehen. Diese vernichtende Schande dürfen wir nicht zulassen“⁴⁷. Im gleichen Geiste trat auf der Präsidiumssitzung der Volksozialistischen Partei am 21. September 1938 Stránský hervor, der in vorderster Front an Aktionen der demokratischen Opposition teilnahm, die noch am 30. September versuchte, Beneš von der Annahme des Münchner Diktats abzubringen. Ihr Fokus war bezeichnenderweise der *Lidové noviny*⁴⁸. Die oppositionelle Initiative beschränkte sich bis zum 21. September, dem Datum der ersten Kapitulation Prags unter dem Druck aus London und Paris, fast nur auf nichtkommunistische Persönlichkeiten; unter diesen traten sogar zwei Abgeordnete der extrem rechten *Národní sjednocení* (Nationale Vereinigung), Ladislav Rašín und Vlastimil Klíma, beeindruckend hervor. Erst und einzig diese Initiative riß auch die Kommunisten zu einer gemeinsamen Zusammenarbeit hin, die sich dem Primat der Liberalen freilich erst dann anschlossen, als es für die Ablehnung der ersten Kapitulation bereits zu spät war. Auch wenn das leidenschaftlich antifaschistische Credo, das eben jene Politiker in den tragischen Augenblicken der Krise buchstäblich an die Spitze des Volkszorns heraufgetragen hatte, zweifellos den Überlegungen Benešs entgegengesetzt erscheint, darf man einer Revision der kanonisierten Legenden über seine „bestellte“ Kapitulation und seines „Verrats“ nicht ausweichen. Heute wissen wir, daß Beneš zwischen dem 19. und 22. September eine kompromißlos progressive Position einnahm und sogar mittels der französischen und britischen Sozialisten die Appeaseregierungen Paris und Londons zu stürzen versuchte; wir wissen auch, daß er bei der Bildung des Syrový-Kabinetts am 22. September einen erfolgreichen Kampf gegen die einheimischen Faschisten geführt hatte, die seit dem 19. September einen gegen die Verteidigung des Staates gerichteten Rechtsputsch vorbereiteten⁴⁹. Wenn die tschechische Historikerin Míla Lvová bereits 1965 die Legende vom „bestellten“ Nachtultimatum widerlegte⁵⁰, ist es doppelt peinlich, wenn ein Teil der westdeutschen wissenschaftlichen Literatur diese noch drei Jahre später wiederherstellte, mittels eines dumm dreisten Hinweises auf die stalinistischen Produzenten dieser Legende aus den fünfziger Jahren, der wohl als Beweis derselben dienen sollte⁵¹.

Die Position, in die Beneš kraft des Münchener Diktats gedrängt wurde, brachte ihn aber tatsächlich in krassen Gegensatz zu den radikalen, demokratischen, die Kapitulation ablehnenden Linken um Petr Zenkl, Stránský, Ripka, Bechyně und Jaromír Nečas, die auch nach dem Münchener Abkommen nicht aufgaben und noch in den vier Tagen zwischen dem 30. September und der Abdankung des Präsidenten versuchten,

⁴⁷ Zit. nach Křen: Do emigrace 55.

⁴⁸ Ebenda, passim.

⁴⁹ Lvová, Míla: Problémy dvou linií v československé buržoazní politice mezi 19. a 22. zářím 1938 [Probleme von zwei Linien in der tschechoslowakischen bürgerlichen Politik zwischen dem 19. und 22. September 1938]. Příspěvky k dějinám KSČ (1965) 851–897.

⁵⁰ Dies.: K otázce tzv. objednaného ultimáta [Zur Frage des sog. bestellten Ultimatums]. ČsČH 8 (1965) 333–349.

⁵¹ Kimminich, Hans G.: Die tschechische wissenschaftliche Literatur über das Münchener Abkommen seit 1945. München 1968, 79.

den politischen, aber besonders den militärischen Widerstand auszulösen, zu dessen Realisierung sie sich mit dem repräsentativsten Teil der Generalität verbanden⁵². Vertreter der KPTsch nahmen zwar an den Verhandlungen teil, jedoch nahezu passiv, da sie schon fest in Kategorien verankert waren, die eine Widerstandspolitik nicht zuließen. Während Beneš und dessen demokratische „Septemberopponenten“ zuhause wie im Ausland die Widerstandsfront vorbereiteten, erklärte Gottwald am 26. Dezember 1938 auf der Präsidiumssitzung der Komintern in Moskau: „Die Mehrheit der Arbeiterklasse folgte der Politik der Sozialdemokratie und der Beneš-Partei. Wir hätten am 30. September freilich kämpfen können, doch das Land wäre heute besetzt und unsere Partei offenbar ausgerottet“⁵³.

„Der Mann gegen München“, wie sich Gottwald von den stalinistischen Panegyrikern titulieren ließ, bekennt also mit einem Zynismus, der sogar Stalin zu stark war, daß die KPTsch sich nur oder vor allem aus Angst um die eigene Existenz, um die Existenz seines Apparates samt der Funktionärskader nicht aktiv gegen München gestellt hatte, und daß sie schon davor keine konsequente antifaschistische Politik führte, weil die Mehrheit der Arbeiterklasse, geschweige denn die des Volkes, nicht mit der KPTsch einverstanden war. Das negative, subversive Verhältnis der KPTsch-Führung zum nichtkommunistischen Widerstand nach Kriegsausbruch mit der Abhängigkeit der Partei von Moskau zu erklären, ist also ebenso verfehlt wie die Abkehr der KPTsch von ihrem früheren, positiven Antifaschismus vom Herbst 1939 an. Bereits acht Monate vor dem Hitler-Stalin-Pakt, von dem im Dezember 1938 nicht einmal die Sowjets geträumt hatten, wendet sich Gottwald vorbehaltlos einem Kalkül zu, das das nationale Schicksal als einen frei disponierbaren Posten der Parteitaktik ansieht und es aus der Perspektive des Parteiprofits als einzigem Kriterium abwägt. Solch eine Taktik schließt entweder den Klassenaspekt aus den Determinanten des Antifaschismus gänzlich aus, oder stellt ihn dort, wo er sich doch real bemerkbar macht, als destruktive und regressive Kraft dar.

Wie der Faschismus selbst nicht mit einer bestimmten Klasse oder sozioökonomischen Schicht verbunden war, was die Analyse der Massenbasis sowohl des Nationalsozialismus als auch des tschechischen Faschismus eindeutig beweist, war auch der Antifaschismus nicht klassenbedingt. Jene Klasse, welche die kapitalistische bürgerliche Gesellschaftsordnung konserviert oder höchstens reformiert und deshalb als ein Verbündeter des Faschismus bezeichnet wird, kann im Bemühen um Einheit und Wirksamkeit des Antifaschismus durchaus als konstruktive, integrierende und aktivierende Kraft erscheinen. Und umgekehrt: die Klasse, die die Liquidierung des bestehenden Systems anstrebt und den Antifaschismus für sich monopolisiert, kann im antifaschistischen Zusammenhang sehr wohl als spaltender, demobilisierender und sogar gänzlich resignativer Faktor wirken. Damit sind selbstverständlich die Repräsentanten beider „Klassen“ gemeint, nicht jedoch deren Massen.

⁵² Die Entstehung und Entwicklung dieser oppositionellen Fraktion rekonstruierte und analysierte Křen: *Do emigrace* 57–81.

⁵³ Gottwalds Referat auf der EKKI-Sitzung am 26. Dezember 1938. *Chtěli jsme bojovat* [Wir wollten kämpfen]. Bd. 2. Praha 1963, 397–412, hier 405. Auch Hájková, Alena: *Strana v odboji. Z ilegálního boje KSČ 1938–1942* [Die Partei im Widerstand. Aus dem illegalen Kampf der KPTsch 1938–1942]. Praha 1975, 45–54.

MEDIAEVALIA HISTORICA BOHEMICA

Von Miloslav Polívka

Mediaevalia Historica Bohemica (MHB) ist eine neue nichtperiodische Publikationsreihe des Historischen Instituts der tschechischen Akademie der Wissenschaften in Prag, die so ganz neu nicht ist. Der erste Band der MHB erschien 1991, aber die Reihe hängt eng mit der älteren *Folia Historica Bohemica* (FHB) zusammen, deren erster Band schon im Jahr 1979 herauskam. Diese Reihe war das Ergebnis langjähriger Bemühungen von im damaligen Institut für tschechoslowakische und allgemeine Geschichte (ÚČSD) der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften, an der Prager Karls-Universität, sowie in zahlreichen Archiven und Museen tätigen Mediaevisten und Frühneuzeitler seit Mitte der siebziger Jahre, die eine Publikationslücke auf dem Gebiet der tschechischen Mediaevistik nach der Schließung der *Mediaevalia Bohemica* beklagten.

Die in den Jahren 1969–1974 erschienen vier Bände der *Mediaevalia Bohemica*¹ und ein Supplementum² dieser Reihe fand beim tschechischen und internationalen Publikum ein großes Echo³. Seit dem Zweiten Weltkrieg war dies der erste Versuch, die Geschichte der böhmischen Länder im mitteleuropäischen Kontext in fremden Sprachen zur Diskussion zu stellen, doch er wurde von den damaligen „offiziellen“ Stellen im Namen der „Normalisierung“ gleich zu Beginn der siebziger Jahre unterbrochen. Die Gründe lagen wohl gerade in den Vorzügen der *Mediaevalia Bohemica*: profilierte tschechische Historiker und Sprachwissenschaftler beteiligten sich an der Herausgabe und Redaktion und veröffentlichten hier auch ihre Werke und Rezensionen⁴; renommierte ausländische Autoren arbeiteten mit⁵, und es wurde der Versuch unternommen, die böhmische (darunter selbstverständlich auch die mährische) Geschichte wieder in den mittel- und westeuropäischen Kontext zu integrieren. Als „spiritus agens“ wirkte František Šmahel, der profilierteste der damals „nicht erwünschten Personen“⁶. Es

¹ *Mediaevalia Bohemica* I-1-1969, I-2-1969, 3-1970, 4-1974.

² Graus, František: Das Spätmittelalter als Krisenzeit. Ein Literaturbericht als Zwischenbilanz. Praha 1969 (*Mediaevalia Bohemica Supplementum* 1).

³ Die Reihe wurde vom Historischen Institut (HÚ) der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften und seit 1970 von dem umgestalteten Institut für tschechoslowakische und allgemeine Geschichte herausgegeben. 1990 wurde das Historische Institut erneuert und 1993 in die Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik überführt.

⁴ Jiří Daňhelka, František Graus, Ivan Hlaváček, Robert Kalivoda, František Kavka, Josef Macek, Jaroslav Mezník, Amedeo Molnár, Emil Skála, František Šmahel u. a.

⁵ Arno Borst, Rudolf Bentsinger, Stanislav Bylina, Heinrich Fichtenau, Franz Machilek, Stanislaw Russocki u. a.

⁶ Für Šmahels Lebenslauf und Leistung vgl. den Sammelband Husitství-Reformace-Renaissance. Sborník k 60. narozeninám Františka Šmahela [Hussitentum-Reformation-Renaissance. Sammelband zum 60. Geburtstag von F.Š.]. Bd. 1–3. Hrsg. v. Jaroslav Pánek, Miloslav Polívka und Noemi Rejchrtová. Praha 1994, hier Bd. 1, 7–25.

muß heute nicht erläutert werden, warum all dies genügend „Gründe“ dafür bot, diese Reihe 1974 mit dem 4. Band zu verbieten.

Die Erforschung des Mittelalters und der Frühen Neuzeit fand damals überhaupt nur wenig Unterstützung bei den Trägern der „offiziellen“ tschechischen Historiographie, und so dauerte es lange, bis 1978 endlich eine neue mediaevistische Publikationsreihe – FHB – gegründet werden durfte. Die FHB wurde als Jahrbuch geplant. Herausgeber und Redakteure, meist aus dem Kreis der Mitarbeiter der ersten Abteilung (für die ältere tschechoslowakische Geschichte) des Instituts für tschechoslowakische und allgemeine Geschichte, waren bestrebt, kleinere Editionen, Diskussionen, Bücherbesprechungen, Tagungsberichte und andere Informationen aus dem wissenschaftlichen Leben zu veröffentlichen, die sich auf den langen Zeitraum der böhmischen und mährischen Geschichte von den Anfängen des böhmischen Staates bis zum Revolutionsjahr 1848 bezogen⁷.

In der Einleitung zum ersten Band der FHB wurde erklärt, die neue Reihe solle „vor allem die wichtigsten Ergebnisse der marxistischen Forschung über die Nationalgeschichte“ präsentieren⁸. Dieser Satz stand aber erst am Ende der knapp zweiseitigen Einleitung, die sich ansonsten realistisch auf den Bedarf der Forschung für mittelalterliche und frühneuzeitliche böhmische Geschichte konzentrierte. Offensichtlich wollten die FHB auch die Möglichkeit zur Veröffentlichung solcher Arbeiten bieten, die den „offiziellen“ Ansprüchen der damals wichtigsten historischen Zeitschriften inhaltlich und methodisch nicht entsprachen. Dies belegen z. B. die Auswahl der publizierten Porträts und die bibliographischen Verzeichnisse von Jubilaren tschechischer Historiker sowie Nachrufe für verstorbene Kollegen: zahlreiche „unbeliebte“ Persönlichkeiten konnten hier gewürdigt werden, obgleich man keineswegs eine freie und fachlich begründete Auswahl erwarten konnte⁹.

Bis 1990 wurden insgesamt 13 Bände der FHB herausgegeben. Sieht man sich deren Inhaltsverzeichnisse an, stellt man fest, daß einige davon Beiträge von Tagungen und Kolloquien des Historischen Instituts sowohl zur mittelalterlichen als auch frühneuzeitlichen Problematik enthalten, in den anderen publizierten die Herausgeber Artikel zu verschiedenen Themen aus dem gesamten Zeitraum bis 1848. Obwohl hier eindeutig positivistisch konzipierte, materialreiche und aufgrund moderner Analyse der schriftlichen aber auch archäologischen und kunsthistorischen Quellen verfaßte Beiträge zur böhmischen Geschichte überwogen, versuchten manche Autoren,

⁷ Das Jahr 1848 galt „offiziell“ als das Ende der Periode des „Feudalismus“.

⁸ *Folia Historica Bohemica* 1 (1979) 5f.

⁹ Unter den Jubilaren waren Mirjam Bohatcová-Daňková (FHB 13/1990, 511–523), Jaroslav Eršil (FHB 9/1985, 505–513), František Hejl (FHB 3/1981, 343–347), Josef Hejnic (FHB 6/1984, 348–366), František Hoffmann (FHB 8/1985, 457–468), Jiří Kejř (FHB 4/1982, 341–353), Josef Kočí (FHB 4/1982, 333–340), Jaroslav Kolár (FHB 13/1990, 524–540), Josef Martinek (FHB 7/1984, 471–488), Jaroslav Mezník (FHB 13/1990, 541–551), Alois Míka (FHB 11/1987, 467–473), Josef Petráník (FHB 3/1981, 348–356), Jaroslav Purš (FHB 4/1982, 327–332), Jiří Spěváček (FHB 5/1983, 499–512), Pavel Spunar (FHB 11/1987, 474–489), Miroslav Toegl (FHB 6/1984, 345–347), Josef Válka (FHB 13/1990, 553–568), Anežka Vidmannová-Schmidtová (FHB 12/1988, 455–470). – Die Nachrufe galten Roman Heck (FHB 2/1980, 449f.), Věra Jenšovská (FHB 5, 1983, 546), Antonín Verbík (FHB 11/1987, 493–496) und Amedeo Molnár (FHB 13/1990, 625–633).

ihre Themenwahl und Fragestellungen von neueren methodischen Ansätzen inspirieren zu lassen und verallgemeinernde Erkenntnisse zu finden. Den Herausgebern gelang es, sowohl Autoren in der jüngeren Generation, als auch aus dem Kreis älterer, renommierter Forscher verschiedener böhmischer und mährischer Forschungsinstitute, Universitäten, Archive und Museen zu gewinnen. Unter den tschechischen Autoren waren auch einige derjenigen Historiker, die in den „offiziellen“ historischen Zeitschriften nicht publizieren durften¹⁰. Für ausländische Kollegen, die ihre Beiträge in den FHB publizieren wollten, öffneten sich die Türen leider nur langsam¹¹. Um die Beiträge für einen breiteren internationalen Leserkreis sprachlich zugänglich zu machen, wurden ab dem zweiten Band einzelnen Aufsätzen und Artikeln Zusammenfassungen, meist in deutscher und russischer Sprache, hinzugefügt. Technisch wurde die FHB den eingeschränkten Möglichkeiten entsprechend erstellt: die Manuskripte wurden noch mit der Schreibmaschine getippt und fotomechanisch vervielfältigt, kartographische Darstellungen konnten nur als Beilagen erscheinen.

Der Inhalt der 13 Bände der FHB kann hier nicht vollständig wiedergegeben, sondern nur anhand zusammenfassender Hinweise skizziert werden. Der 1. Band (1979, 360 S.) wurde dem Thema „Dreizehntes Jahrhundert in der böhmischen Geschichte“ gewidmet, wobei Fragestellungen aus den Bereichen der politischen, Wirtschafts-, Siedlungs-, Sozial-, Geistes-, Sprach- und Kunstgeschichte gewählt wurden, wie es auch für die meisten anderen Bände beabsichtigt war. Der 2. Band der FHB (1980, 458 S.) hatte zwei Schwerpunkte – nämlich die hochmittelalterliche und die frühneuzeitliche Epoche. Die Bände 3 (1981, 406 S.) und 4 (1982, 418 S.) waren der vorhussitischen und der hussitischen Zeit gewidmet. Der 5. Band beschäftigte sich vor allem mit der Gründung Prags (und wieder mit der hussitischen Thematik), präsentierte jedoch auch die im Laufe des 5. Historikertags zum Thema „Feudalismus“ erbrachten Beiträge. Der 6. Band (1984, 399 S.) wurde der böhmischen Ständeentwicklung im späten Mittelalter und vor der Schlacht auf dem Weißen Berg gewidmet, der 7. (1984, 517 S.) der gesellschaftlich-kirchlichen Entwicklung Böhmens im 14.–16. Jahrhundert. Der 8. Band (1985, 501 S.) veröffentlichte Beiträge zu Voraussetzungen, Verlauf und Folgen des Dreißigjährigen Krieges, der 9. (1985, 573 S.) bot Studien zu verschiedenen Themen. Band 10 (1986, 505 S.) wies wieder deutlich auf drei Schwerpunkte der Erforschung der älteren böhmischen Geschichte in den achtziger Jahren hin: die Anfänge des böhmischen Staates im hohen Mittelalter, die Hussitenzeit und die Stände- und Sozialentwicklung um den Dreißigjährigen Krieg. Im 11. Band (1987, 631 S.) sind die Beiträge einer Tagung über die Zeit vor der Schlacht auf dem Weißen Berg (1620) abgedruckt, der 12. (1988, 540 S.) beschäftigt sich mit der Idee der böhmischen Staatlichkeit im Mittelalter, Band 13 (1990, 641 S.) bot – neben einigen Artikeln zum Hochmittelalter – vor allem Beiträge zum 16. bis 18. Jahrhundert.

Dies veranschaulicht die zunehmende inhaltlich-chronologische Spaltung der FHB in Mediaevistik und frühneuzeitliche Geschichte. Dies konnte erst im Jahre 1990

¹⁰ Wie z. B. František Šmahel (FHB 4/1982, 83–125) und Josef Válka (FHB 10/1986, 333–349).

¹¹ Joachim Bahlcke (FHB 13/1990, 235–288), Boris Florja (11/1988, 109–122), Zbigniew Jakubowski (FHB 13/1990, 87–129), Ljudmilla Lapteva (FHB 9/1985, 175–234, 13/1990, 369–425), Martina Schattkowsky (FHB 6/1984, 221–234).

geändert werden, als die Umstrukturierung des Historischen Instituts die Abteilung für ältere tschechoslowakische Geschichte durch zwei Abteilungen ersetzte: für die Geschichte des Mittelalters (bis um 1500) und für die Geschichte der Frühen Neuzeit (bis um 1800). Die Frühneuzeitler behielten die FHB¹², also mußten die Mediaevisten neue Wege gehen. Mit dem Titel *Mediaevalia Historica Bohemica* für ihre nun eigenständige Publikationsreihe entschlossen sie sich, die Kontinuität mit den FHB anzudeuten und zugleich die neue Orientierung der Reihe MHB zum Ausdruck zu bringen.

Die böhmische Geschichte sollte Hauptthema der Reihe MHB bleiben, jedoch mit stärkerer Berücksichtigung der Beziehungen zwischen Böhmen und Mähren sowie zu den Nachbarländern, hier vor allem Bayern respektive Franken, Sachsen und Polen. Desweiteren ist man bestrebt den Rezensionsteil der MHB zu erweitern, wobei die ausländische Fachliteratur stärker beachtet werden soll. Im letzten Teil der MHB – „Chronik“ – sollen nicht nur Berichte über wissenschaftliche Tagungen erscheinen, sondern im größeren Ausmaß als vorher auch Porträts und Bibliographien von Jubilaren sowie Nachrufe für verstorbene Historiker-Bohemisten publiziert werden.

Der erste Band der MHB erschien im Jahre 1991 (546 S.) und veröffentlichte die meisten der auf der vorausgegangenen Prager Tagung des Historischen Instituts gehaltenen Vorträge zum Thema „Der Adel in den böhmischen Ländern“. Vratislav Vaníček beschäftigte sich mit der böhmischen Adelsgemeinde im 13. Jahrhundert und Jindřich Dejmek stellte das Schicksal der Theobalden (Děpoltici) dar, einer Nebenlinie des Herrschergeschlechts der Přemysliden. Jiří Spěváček untersuchte den machtpolitischen Konflikt zwischen König Karl IV. und dem böhmischen Adel aufgrund seiner Analyse der „Maestas Carolina“; Ivan Hlaváček behandelte die Aktivitäten des Adels am Hof Wenzel IV., Wojciech Iwanczak den Hof der Luxemburger als kulturelles Zentrum des Königreichs Böhmen und Jaroslav Boubín die Entstehung der Herrenbünde in der nachhussitischen Zeit. Über die Beziehungen des Adels zur kirchlichen Hierarchie vom 13. bis 15. Jahrhundert berichtete Zdena Hledíková, Kateřina Charvátová beschrieb die Verbreitung der Frauenklöster des Zisterzienserordens in den böhmischen Ländern bis zum ausgehenden Mittelalter, und Miloslav Polívka untersuchte die Beziehungen zwischen dem Adel und den Reformatoren bis zum Ausbruch der hussitischen Kriege 1419. Harald Kleinschmidt stellte die Perspektiven und Fragestellungen der historischen Verhaltensforschung vor, die Beiträge von Ivan Hlaváček und Jarmila Krejčíková wiesen auf neue Möglichkeiten der zeitgenössischen Quellenforschung und Quellenherausgaben hin (vor allem auf die der Deperditen und des Böhmisches Diplomatars). Marie Bláhová zeichnete die neuen Forschungsmethoden im Bereich der mittelalterlichen Historiographie nach, und Jaroslav Eršil brachte eine Zwischenbilanz zum 35. Jubiläum der Kommission für die Herausgabe der Schriften von Johannes Hus. Vom letzten Teil des ersten Bandes sind vor allem die Porträts der Jubilare – Jaroslav Kadlec, František Kavka und Jan Bistrický – und die

¹² Der 14. Band der FHB erschien 1990, zur Profilierung der Reihe sollte das auch in deutscher Sprache verfaßte Vorwort der Redaktion beitragen (S. 11–13). – Im Jahre 1997 soll Bd. 18 erscheinen.

Nachrufe für František Graus und Robert Kalivoda interessant, wobei allen Lebensbildern auch Werkverzeichnisse hinzugefügt wurden.

Der 2. Band der MHB erschien 1992 (275 S.) und wurde mit kurzen Überlegungen Dušan Třeštík über die historische Stellung der tschechischen Nation in Europa eingeleitet. Jerzy Rajman behandelte die Kontakte zwischen Adel und Prämonstratensern im 12. Jahrhundert im Kontext der damaligen böhmisch-polnischen Beziehungen. Josef Žemlička beschäftigte sich mit den Eingliederungsproblemen des böhmischen Staates unter den Přemysliden im Rahmen der politischen Struktur des mittelalterlichen Europas, František Kubů untersuchte den Kampf der Herrscherdynastien im Mitteleuropa des 13. und 14. Jahrhunderts, Jiří Spěváček stellte die Strukturen einzelner europäischer Organisationsformen der Staatsgewalt in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts dar, und Jaroslav Mezník beschäftigte sich mit den beiden mährischen Markgrafen Johannes Heinrich und Jobst (1349–1411).

Drei Autoren untersuchten die Beziehungen der böhmischen zu den deutschen Ländern und zum Reich: Miloslav Polívka erörterte die Kontakte zwischen Nürnberg und böhmischen Städten in der Hussitenzeit, Thomas Krzenek brachte neue Analysen der Quellen zur Hussitengefahr in Franken 1429/30, und František Šmahel zeigte die komplizierten Beziehungen zwischen dem Reich und Böhmen am Beispiel der Ikonographie der sechziger und siebziger Jahre des 15. Jahrhunderts. In der Chronik wurden die Jubilare Ivan Hlaváček, Rostislav Nový († 1996), Jiří Kejř und Miroslav Richter vorgestellt. Mit dem Nachruf für Josef Macek wurde der Band abgeschlossen.

Der dritte Band erschien 1993 (367 S.). Er wurde Dušan Třeštík zum 60. Geburtstag gewidmet (mit einem kurzen Lebenslauf und der Bibliographie Třeštíks Werke). Jacek Banaszkiwicz untersuchte darin die slawischen Sagen „de origine gentis“ und Christian Lübke die Kontakte zwischen Deutschen und Slawen um das Jahr 1000. Josef Žemlička skizzierte die Entwicklung des böhmischen Adels vom 10. bis 12. Jahrhundert, Marie Bláhová beschäftigte sich mit der Verbreitung der mittelalterlichen Vorstellung der „translatio regni“ vom Altmähren nach Böhmen und Jiří Spěváček mit der Rolle Peters von Zittau für den Regierungsantritt der Luxemburger in Böhmen. Die Auswirkungen der Pestepidemien in Brünn im 15. Jahrhundert stellte Jaroslav Mezník dar, das wirtschaftliche Hinterland des Emausklosters beschrieb Zdeněk Boháč, den Originalurkunden Wenzel IV. aus dem Staatsarchiv Luxemburg widmete sich Božena Kopičková, Jaroslav Boubín wiederum dem Werk Peter Chelčickýs; Miloslav Polívka beschrieb die Vorbereitungen der Regensburger städtischen Kontingente für die Kreuzzüge gegen die Hussiten (1421, 1427, 1431), Zdeněk Uhlíř analysierte die Rezeption der Legende des Hl. Ivans im 15. und 16. Jahrhundert. Außerdem liegen in diesem Band mehrere Studien zur Archäologie des Mittelalters vor sowie die Würdigung der beiden Jubilare Zdeněk Boháč und Jiří Spěváček († 1996) und die Nachrufe für Ernst Werner und Jiří Daňhelka.

Der vierte Band – datiert 1995 – erschien 1997 (423 S.), weil in der Zwischenzeit im Kreise der einschlägigen Mitarbeiter zwei große Sammelbände entstanden waren: die Festschriften für František Šmahel und In Memoriam Josef Macek¹³. In diesem

¹³ Zur Festschrift für František Šmahel vgl. Anm. 6. – In Memoriam Josefa Macka (1922–1991). Hrsg. v. Miloslav Polívka und František Šmahel. Praha 1996.

neuesten Band der MHB beschäftigte sich Walter K. Hanak mit dem Großmährischen Reich und Zdeněk Petráň mit offenen Fragen zur rätselhaften Fürstin Adiva. Michal Dragoun untersuchte Alltag und Festtag im „politischen Leben“ des Přemyslidenstaates. Zdeněk Dragoun stellte die Auseinandersetzung des Fürsten Sobieslav mit dem Prager Bischof Menhart dar, Tomáš Velimský behandelte die frühe Besiedlung des böhmischen Mittelgebirges, Kateřina Charvátová präsentierte ihre neuen Forschungen zur Wirtschaftstätigkeit der Zisterzienser, Norbert Kersken schließlich stellte eine Übersicht der mittelalterlichen Geschichtsschreibung im östlichen Mitteleuropa zusammen. Jiří Spěváček analysierte in dieser Abhandlung – einer seiner letzten Studien – die Ausstrahlung der Devotio moderna und der Raudnitzer Reform in Böhmen. Jaroslav V. Polc erörterte Begründungen, warum der Erzbischof Johannes von Jenstein nicht in die Moldau gestürzt wurde. Jaroslav Kolár legte einen Bericht über das „tschechische“ Leben der Hl. Elisabeth von Thüringen und Thomas von Štítné vor, Jaroslav Boubín präsentierte Überlegungen zur Rolle der Todesstrafe bei Chelčický; Thomas Krzenck stellte die Ergebnisse seiner Analysen der spätmittelalterlichen Testamente vor. Harald Kleinschmidt faßte hier seine Forschungen über die Logistik im städtischen Militärwesen (v. a. im süddeutschen Raum) zusammen. In der Chronik wurde als Jubilar František Šmahel gewürdigt und der Nachruf für Josef Janáček veröffentlicht.

Obwohl die bisherigen Bände der MHB nur kartongebunden sind und fotomechanisch gedruckt wurden, hat sich das graphische Niveau der letzten drei Bände durch die Computerbearbeitung der Texte wesentlich verbessert. Um die ausländischen Historiker über die Erforschung der mittelalterlichen Geschichte zu informieren, werden alle tschechisch verfaßten Artikel mit (meist deutschen) Zusammenfassungen ergänzt. Die Anzahl der in deutscher Sprache veröffentlichten Artikel (vor allem von deutschen und polnischen Autoren, die zur böhmischen Geschichte oder den deutsch-böhmischen und polnisch-böhmischen Beziehungen im Mittelalter geforscht haben), steigt jedoch ohnehin. Das Herausbergremium (redakční rada) hat die Hoffnung, daß sich diese positive Entwicklung fortsetzen wird, so daß die historische Entwicklung der böhmischen Länder im Mittelalter in einem breiteren mitteleuropäischen Rahmen erforscht werden kann.

Zuletzt noch eine Bemerkung: Die Geschichte der *Mediaevalia Bohemica*, der *Folia Historica Bohemica* und der *Mediaevalia Historica Bohemica* belegt wohl die Schwankungen der tschechischen Nachkriegshistoriographie der älteren böhmischen Geschichte infolge ideologisch motivierter Gängelung; aber auch die Kontinuität der Forschungsinteressen und den Mut der Historiker, trotz oft schwieriger Umstände, immer wieder Lust am Neubeginn ihrer Arbeit wie an deren Präsentation zu finden.

DER ZWEIFACHE TOD DES JULIUS FUČÍK

Von Peter Drews

Bis zum Zweiten Weltkrieg war Julius Fučík (1903–1943) in der tschechischen Kulturszene wesentlich nur als einer der führenden Journalisten der kommunistischen Presse und als Autor überaus optimistischer Reportagen über die Sowjetunion bekannt. 1941 übernahm er in der inoffiziellen, politisch wenig bedeutenden „Zweiten illegalen Führung“ der in Böhmen verbliebenen Kommunisten das Propaganda-Ressort, ehe man ihn am 24. 4. 1942 bei einer Razzia festnahm, bis zum Abschluß der Ermittlungen am 10. 6. 1943 im Prager Pankrác-Gefängnis inhaftierte, am 25. 8. 1943 in Berlin zum Tode verurteilte und schließlich am 8. 9. 1943 in Plötzensee hinrichtete. Während seiner recht langen Haft verweigerte er zunächst standhaft jegliche Aussage zu seiner politischen Tätigkeit, brach aber wenige Tage nach dem Attentat auf Heydrich sein Schweigen und machte dabei nicht zuletzt erfundene Andeutungen über ein bis nach Mähren reichendes Netz kommunistischer Verschwörer. Damit erschien er dem mit seinem Fall betrauten und nach Profilierung strebenden Gestapo-Offizier so interessant, daß dieser gar mit ihm Ausflüge bis an die Prager Peripherie unternahm, um sein Vertrauen zu gewinnen und ihm weitere Geständnisse zu entlocken¹.

Obwohl durchweg freiwillig in den Dienst der Besatzungsmacht getreten, sympathisierten manche Gefängnisaufseher mit den Inhaftierten, darunter der Halb-Tscheche Adolf Kolínský, der Fučík bereits im Sommer 1942 anbot, ihm Schreibmaterial zur Verfügung zu stellen. Dieser machte hiervon erst ab Ende März oder Anfang April 1943 Gebrauch, wobei ihm die Arbeit an den von Kolínský sowie einem seiner tschechischen Kollegen sukzessive außer Haus gebrachten Aufzeichnungen, wesentlich durch die nur laschen Kontrollen im Gefängnis erleichtert wurde. Er begann seine Notizen als *Reportage, auf dem Strang geschrieben*, doch folgt das Manuskript tatsächlich vorwiegend nur in den Anfangskapiteln dem gängigen Typus dieses Genres. Allerdings ließen sich die bereits aus dem Gefängnis geschmuggelten Kassiber naturgemäß nicht nachträglich überarbeiten und damit auch, trotz Änderungen in der Konzeption, der schon festgelegte Titel nicht ändern.

Der Text schildert zunächst chronologisch in einzelnen dramatisierten Szenen Fučíks Festnahme und die ersten Tage seiner Haft (Kap. 1–3), um dann vorwiegend die Gesamtatmosphäre des Gefängnisses in Porträts einzelner Mithäftlinge wie der Gestapo-Mitarbeiter zu skizzieren, unterbrochen durch gelegentliche, explizit im

¹ Die Angaben zur Biographie Fučíks, der Entstehung seiner „Reportage“ und der Geschichte ihrer Textmanipulationen beruhen im folgenden weitgehend auf dem textkritischen Apparat der nun vorliegenden ersten vollständigen Edition: Julius Fučík, *Reportáž, psaná na oprátce [J. F., Reportage, auf dem Strang geschrieben]*. Hrsg. v. František Janáček u. a. Verlag Torst, Praha 1995, 351 S.

Mai 1943 angesiedelte Reflexionen über die kommunistische Bewegung einschließlich seines Testaments (Kap. 4–7). Er endet angesichts der bevorstehenden Überstellung Fučíks nach Deutschland mit einem kurzen historischen Rückblick auf die Arbeit im Untergrund und dem erst jetzt nachgereichten Eingeständnis, dem Druck der Verhöre eben doch nicht standgehalten zu haben (Kap. 8). Fučík begründet dies in etwas gewundenen Formulierungen damit, er habe mit seinen oft irreführenden Aussagen nur der Widerstandsbewegung dienen und auch einzelne Personen retten wollen, was im letzteren Fall möglicherweise sogar zutrifft.

Der Schwerpunkt verlagert sich also von der eindringlichen Darstellung persönlich erlebter Gewalt, hin zu allgemeineren Betrachtungen über das Verhalten von Menschen unter der Schreckensherrschaft des Nationalsozialismus. Hierin dominiert als Vermächtnis an die Nachwelt das Bild einer brutal unterdrückten Gemeinschaft gerade einfacher Leute, die ihr Leid mutig ertragen, dabei Werte der Humanität neu entdecken und in ihrem Heldentum als Vorboten einer marxistischen Gesellschaftsordnung erscheinen. Das unbeirrt an den Sieg des Kommunismus glaubende erzählende Ich übernimmt dabei die Rolle eines selbst bei den Verhören durch die Gestapo unbeugsamen Mentors ohne Fehl und Tadel, der um dieser ideologisch motivierten Selbstheroisierung willen zuweilen nachweislich Fakten manipuliert, etwa in der Überbetonung der eigenen Leidensfähigkeit, oder im vorläufigen Verschweigen seines „Sündenfalls“. Umso stärker prangert es aber das Verhalten vor allem jener Weggefährten an, die gegenüber der Gestapo scheinbar bereitwillig aussagten. All dies wird mit didaktisch wirksamen, der Unterhaltungsliteratur nahestehenden poetischen Mitteln vorgetragen, so in einem auch in Gewaltszenen oft lakonischen, umgangssprachlich gefärbten Stil, oder in leicht verständlichen intertextuellen Bezügen, die von der Bibel über bekannte religiöse und politische Lieder bis hin zum Werk Jan Nerudas reichen.

Fučíks Witwe Gusta erhielt das Manuskript Mitte 1945, nachdem Kolínský jedoch zuvor einen Teil beim Zentralkomitee der KP abgeliefert hatte. Für diese war das Werk ein Glücksfall, da es sich hervorragend zu propagandistischen Zielen nutzen ließ, als authentische, zutiefst rührende Darstellung eines heldenhaften, noch angesichts des Todes an den Sieg der Sowjetunion glaubenden Kommunisten, ja als Beleg für die angeblich führende Rolle der KP im tschechischen Widerstand. Entsprechend beschlossen noch im Sommer 1945 der Parteispitze zumindest sehr nahe stehende Kreise, den Text im parteieigenen Verlag *Svoboda* mit einigen, die propagandistische Wirkung noch verstärkenden Änderungen herauszugeben, denen Gusta Fučíková auf Druck des damaligen Generalsekretärs Rudolf Slánský schließlich zustimmte. Diese betrafen zum einen die Verschleierung der Namen einzelner, inzwischen der Partei mißliebiger Personen sowie die Eliminierung sämtlicher Passagen mit auch nur im geringsten positiv konnotierbaren Bezügen zu Deutschland. Insbesondere fielen der Zensur dabei Aussagen Fučíks zum Opfer, die an ehemalige deutschfreundlichere Positionen der Partei erinnerten (er habe stets das Recht der Sudetendeutschen auf Selbstbestimmung verteidigt/Kapitel 3, Kassiber 32/; mit jedem tschechischen Kommunisten töte man auch ein Stück Hoffnung des deutschen Volkes/Kapitel 5, Kassiber 107/). Zudem strich man das gesamte Eingeständnis seiner Aussagebereitschaft gegenüber der Gestapo, so daß die Diskrepanz zwischen den ideellen Zielen des

Erzählers und seinem tatsächlichen Handeln kaum mehr sichtbar war. Erheblich begünstigt durch Fučíks eigene apologetische Darstellungsweise, besaß die Partei damit nach vergleichsweise geringen Retuschen ein Werk, das sich bestens auch zur Propagierung der Grundsätze des Sozialistischen Realismus eignete – eine allgemein verständlich geschriebene fakten-orientierte Schilderung auf der Basis eher simpler künstlerischer Verfahren mit politisch zukunftsweisender Tendenz. Und so konnte es Slánský auf dem 8. Parteitag am 28. 3. 1946 in einem Referat zum kommunistischen Widerstand während des Weltkriegs als belletristisches Musterbeispiel echten kommunistischen Heldentums im Dienste der Menschheit präsentieren.

Dennoch war man mit dem Editions-Ergebnis nicht völlig zufrieden, und so folgten in den nächsten Ausgaben der *Reportage* weitere, wenngleich nur mehr geringe Eingriffe, obwohl man damit rechnen mußte, daß diese wie erst recht die früheren Manipulationen der Öffentlichkeit bekannt werden konnten. Wer für diese Entstellungen letztlich persönlich verantwortlich ist, wird sich wohl nie klären lassen – höchstwahrscheinlich waren bereits an der Zensur der ersten Ausgabe mehrere Personen direkt beteiligt, während Gusta Fučíková selbst jeweils nur nachträglich zustimmte. 1964 scheint sie sogar während einer Periode des kulturpolitischen Tauwetters bereit gewesen zu sein, den vollständigen Text zu veröffentlichen, verzichtete jedoch wohl nach Rücksprache mit Partei-Instanzen darauf. So blieb das Werk weiterhin nur in seiner verstümmelten Form zugänglich, und erst 1994 kam es erstmals in einer unzensurierten, leider aber textlich ansonsten mangelhaften Fassung heraus.

Die im Oktober 1945 erschienene Erstausgabe der *Reportage*, deren von Gusta Fučíková verfaßtes Vorwort keinerlei expliziten Hinweis auf Fučíks KP-Mitgliedschaft enthielt, stieß ungeachtet der marxistischen Grundhaltung des Autors als erschütterndes Zeitdokument selbst in der bürgerlichen Presse auf ein sehr positives Echo, wobei von den einflußreichen Zeitungen einzig des KP-Organ *Rudé právo* möglicherweise keine Rezension brachte². Nach einer 1946 durchgeführten Leser-Umfrage der *Lidové noviny* rangierte sie gar in der damaligen Beliebtheitskala auf dem dritten Platz hinter den Memoiren Beneš und Albert Pražáks umfangreicher Studie zum jahrhundertelangen tschechischen Widerstand gegen die kulturelle Überfremdung *Národ se bránil* (Das Volk hat sich verteidigt)³. Dies dürfte Versuche beflügelt haben, das Werk auch außerhalb der Tschechoslowakei zu propagieren, wobei man sich der Kontakte zu „Bruderparteien“ ebenso bediente wie persönlicher Beziehungen zu ausländischen Schriftstellern und Bohemisten. So lagen Ende 1946 bereits Übertragungen fast durchweg auf der Basis der zweiten, nochmals „korrigierten“ Fassung auf Deutsch, Kroatisch, Norwegisch, Russisch und Ukrainisch vor⁴.

² Mangels Zugänglichkeit des Jahrgangs 1945 von *Rudé právo* ließ sich dies nicht überprüfen; vgl. die Übersicht über tschechische Rezensionen in *Česká literární bibliografie 1945–1963* [Bibliographie zur tschechischen Belletristik 1945–1963]. Hrsg. v. Jaroslav Kunč. 2 Bde. Praha 1963–1964, hier Bd. 1, 247.

³ Fučík: *Reportáž* (wie Anm. 1), 333.

⁴ *Reportage* unter dem Strang geschrieben, Übers. Felix Rausch, Wien 1946, ²1947; Berlin 1947, ²1948, ³1952, Leipzig ⁴1956, Berlin ⁵1958, Leipzig ⁶1960, Berlin ⁷1961, ⁸1963, ⁹1973, ¹⁰1978, ¹¹1981; *Zapisci s vješala*, Übers. Ljudevit Jonke, Zagreb 1946, ²1947; *Med repet rundt halsen*, Übers. Olav Rytter, Oslo 1946, ²1952; *Reportáž s petlej na see*, Übers. I. M. Barchaš,

Das publizistische Echo war außerhalb der kommunistischen Sphäre gleichwohl eher geringfügig, zumal der zunehmende zeitliche Abstand zu den Geschehnissen die Aktualität des Werkes allmählich minderte, seine kommunistische Tendenz es angesichts des beginnenden „Kalten Krieges“ verdächtig machte, und ihm ab 1947 im „Tagebuch der Anne Frank“ ein literarischer Konkurrent ohne derartige ideologische Komponente erwuchs. Bereits der Vorabdruck der französischen Fassung in Pierre Seghers' Zeitschrift *La Poésie* wurde nach Fučíks Schilderung seines eigenen Leidensweges abgebrochen, und die außerhalb des sozialistischen Lagers allenfalls in größeren Abständen re-edierten Buchausgaben erschienen in nicht allzu hohen Auflagen. Einzig die von der Kommunistischen Partei der USA lancierte amerikanische Edition startete mit 50 000 Exemplaren⁵, während allein die erste russische Buchfassung in 100 000 Exemplaren herauskam. Beachtung fand das Werk zudem vorwiegend in links-orientierten Kreisen, während die etablierte westliche Literaturkritik sehr zurückhaltend reagierte und man Fučíks Namen etwa im *Times Literary Supplement* vergeblich sucht. Zwar äußerte sich z. B. Gilbert Mury begeistert und stellte Fučík weit über Camus⁶, doch eine Mitte 1947 erstellte tschechische Übersicht zur internationalen Resonanz zitierte an Äußerungen aus dem nichtkommunistischen Ausland einzig zwei Besprechungen aus norwegischen Zeitungen, dem Provinzblatt *Firda Tidend* vom 17. 12. 1946 und dem Wirtschafts-Organ *Norges Handels og Sjøfartstidende* vom 20. 12. 1946⁷.

Weit geringer als vielleicht erwartet war auch die deutsche Resonanz, denn die erstmals gegen Ende 1946 im mit sowjetischen Stellen eng verbundenen Globus-Verlag in Wien publizierte und über Leipzig auch nach Deutschland vertriebene Version Rauschs fand offensichtlich kein überregionales Echo, doch ist zu berücksichtigen, daß sich die damalige deutsche Leserschaft mehrheitlich nur ungern mit Darstellungen der eigenen dunklen Vergangenheit konfrontiert sah. Die Vorlage fast überkonkret

in: *Novyj mir* 1946, Nr. 12, 99–138 (nach der Erstausgabe 1945; erste russische Buchausgabe: *Slovo pered kazn'ju*, Übers. T. Aksel' / Vera Vasil'evna Češichina, Moskau 1947 (auch als „Reportáž s petle na šee“, Moskau 1947; zahlreiche Nachdrucke); Reportáž, pysanyj pid šybenyceju, Übers. Leonid Solomonovyč Pervomajskij, Kiev 1946 (Vorabdruck in *Vitčyzna* 1946); ab 1947 erschienen an Editionen in nichtkommunistischen Ländern u. a. *Med Rebet om Halsen*, Übers. Otto Gelsted, Kopenhagen 1947 (nach der norwegischen Fassung); *Ecrit sous la potence*, Übers. Yvonne Marek/Karl Marek, Paris 1947 (Vorwort von Ladislav Štoll, ²1958, ³1974; Vorabdruck Kap. 1 – Kap. 4, Anfang/Kassiber 51 in: *La Poésie* 31/1946, 10–23, 32/1946, 115–123/April–Mai 1946/); *Med repet runt halsen*, Übers. Manja Weman/Arne Weman, Stockholm 1947; *Met de strop om de nek*, Übers. Magda van Emde Boas/Willy Berg, Amsterdam 1948, ²1964; *Notes from the Gallows*, Hrsg. Samuel Sillen, New York 1948, ²1990; *Scritto sotto la forca*, Übers. Franco Calamandrei, Mailand 1949, Rom ²1959, ³1971; *Report from the Gallows*, Übers. Stephen Jolly, London 1951, ²1957, Prag ³1983. – Vgl. „Reportáž psaná na oprátce“ v překladech [Die „Reportage, auf dem Strang geschrieben“ in Übersetzungen]. *Almanach Kmene* (1948) 217–220; *Fučík o v á, Gusta Što l l*, Ladislav: *Mezinárodní ohlas Fučíkovy knihy* [Das internationale Echo auf Fučíks Buch]. In: Julius Fučík: *Reportáž psaná na oprátce*, Praha 1960, 141–164.

⁵ „Reportáž ...“ v překladech 219.

⁶ Mury, Gilbert: *Chronique des romans. La Poésie* 41 (1947) 86–98, hier 96–98 (November 1947).

⁷ „Reportáž ...“ v překladech 219.

und mit Phraseologismen des österreichischen Deutschen wiedergebend, wurde diese insgesamt dennoch recht gute Übertragung 1947 vom SED-eigenen Dietz-Verlag in Ostberlin übernommen, in dessen Programm sie aber keine bedeutende Rolle spielte. Denn obwohl sie spätestens im Sommer 1947 fest eingeplant war, nahm man sie nicht in die im *Neuen Deutschland* abgedruckten Vorankündigungen auf, sondern stellte sie zunächst einzig der von Alfred Kantorowicz redigierten Zeitschrift *Ost und West* für einen teilweisen Vorabdruck zur Verfügung. Dieser erschien im Augustheft 1947, eingeleitet mit einer kurzen Notiz des Herausgebers, die allein Angaben des Vorwortes von Gusta Fučíková sowie der Presse-Mitteilung des Dietz-Verlages reproduziert. Hierin wird Fučík als 1902 (sic) geborener „wohlbekannter Redakteur“ vorgestellt, der nach 1939 „ein Mittelpunkt der Widerstandsbewegung tschechischer Intellektueller und Herausgeber der Untergrundzeitung „Rudé Právo““ gewesen sei, dessen „im Auslande berühmten, aber in Deutschland noch unbekanntem Tagebuch“ man die Auszüge entnommen habe, die bald vollständig im Dietz-Verlag herauskommen würden⁸.

Diese Anfang Dezember 1947 als reiner Nachdruck der Wiener Ausgabe mit einer Startauflage von 30000 Exemplaren erschienene Edition, nahm die überregionale Literaturkritik wiederum nicht zur Kenntnis. An Tageszeitungen reagierte zunächst allein das *Neue Deutschland* vom 10. 12. 1947 mit einer kurzen Notiz des Dietz-Verlages, die neben den schon von Kantorowicz mitgeteilten biographischen Angaben zu Fučík (einschließlich des falschen Geburtsjahres) als einzigen wertenden Satz enthält: „Jede Zeile ist voll packender Wucht“. Erst im Frühjahr 1948 folgte die Berliner *Tägliche Rundschau* (Nr. 81) mit einer Rezension aus der Feder des russischen Autors W. Saizew, und zudem stellte Luise Barthel das Werk in der Zeitschrift für Theorie des Marxismus *Einheit* im Rahmen einer Sammelbesprechung vornehmlich anhand einiger Zitate als lebensbejahendes „Lied an die Freude“ vor, ja „Kraft und Lebensgefühl“ des Autors machten es zu einem „hohen menschlichen Dokument“⁹. Ergänzend brachte die Berliner Illustrierte *Start* eine biographische Skizze über Fučík als einen in jeder Hinsicht vorbildlichen Kommunisten¹⁰, und die von sowjetischen Stellen in Berlin unter der Redaktion von A. V. Kirsanov edierte Zeitschrift *Neue Welt* druckte im Juli 1949 den ausführlichen Bericht eines russischen Journalisten über einen Besuch bei Gusta Fučíková mit ebenfalls einem Überblick über Fučíks Leben und Werk¹¹. Ansonsten erschienen zwar zuweilen weitere Auflagen des Werkes¹², doch selbst die DDR-Bohemistik interessierte sich hierfür nur nach 1970 etwas inten-

⁸ Julius Fučík, *Tagebuch in der Todeszelle*. *Ost und West* (1947) Nr. 2, 56 (Vorbemerkung), 57–65 (Text: Kap. 1 vollständig; Kap. 4 gekürzt/Kassiber 57–61, 63–68).

⁹ Barthel, Luise: *Vom Widerstand im tschechischen Volke und in Deutschland*. *Einheit* 3 (1948) 286–287 (März 1948). Fučíks Vorname wird hier durchweg mit „Josef“ angegeben.

¹⁰ Koplowitz, Jan: *Botschaft in die Zukunft*. *Start* (1948) Nr. 27, 5–6.

¹¹ Jurinin, M.: *Ein Kämpfer für die Sache des werktätigen Volkes*. *Neue Welt* 4 (1949) Nr. 14, 80–93.

¹² Die Auflagenhöhe stieg bis 1952 auf 65000, während die folgenden Editionen meist nur in vergleichsweise kleiner Stückzahl herauskamen (z. B. Reclam/Leipzig 1956: 5000). Insgesamt dürfte die „Reportage“ in der ehemaligen DDR in nur wenig mehr als 100000 Exemplaren erschienen sein.

siver¹³. In der Bundesrepublik kam die *Reportage* gar erst 1976 in einer Übersetzung durch Franz-Peter Künzel heraus, die den Text teilweise etwas knapper und freier wiedergibt als die Fassung Rauschs und dadurch dem Reportage-Charakter auch sprachlich ein wenig näher kommt. Nie wieder aufgelegt, wurde aber auch sie von der Literaturkritik kaum wahrgenommen¹⁴.

Die zuweilen geäußerte Ansicht, Fučíks *Reportage* gehöre zu den wenigen wirklichen Welterfolgen der tschechischen Literatur, ist entsprechend korrekturbedürftig. Zwar erschien das Werk bisher in mindestens 317 fremdsprachigen Ausgaben einschließlich Neuauflagen¹⁵, doch kam allein die Hälfte auf dem Territorium der ehemaligen Sowjetunion heraus, wobei die publizistischen Reaktionen insgesamt selbst in vielen sozialistischen Staaten kaum nennenswert sind. In der Tschechoslowakei kanonisierte man die *Reportage* gleichwohl ab 1948 zu einem der wichtigsten Werke des Sozialistischen Realismus, begleitet von einem extremen Personenkult, in den endlich auch Fučíks literaturkritische Arbeiten in einem Maße einbezogen wurden, daß er letztlich als einer der bedeutendsten Wegbereiter der tschechischen sozialistischen Literatur erschien. Allerdings konzentrierte sich seine Propagierung auf zahlreiche popularisierende Beiträge in Periodika für eine eher breite Leserschaft, und nur wenige Literaturwissenschaftler widmeten ihm umfangreichere Studien, darunter insbesondere Mojmir Grygar¹⁶. Zudem heroisierte man Fučík in dichterischen Werken, deren bekanntestes – Milan Kunderas Poem *Poslední máj* (Der letzte Mai, 1954) – gar anhand von Motiven der *Reportage* eine Brücke zum bedeutendsten Dichter der tschechischen Romantik, Mácha, schlägt. Parallel hierzu entwickelte sich in den sozialistischen Ländern nur in der Sowjetunion der Stalin-Ära eine ähnlich forcierte Propagierung Fučíks, dessen Werk dort vorwiegend als Dokument sozialistischer Brüderlichkeit galt. Nach einer Zeit des abflauenden Fučík-Kultes in den sechziger Jahren wurde das wissenschaftliche Interesse an ihm nochmals in der Tschechoslowakei der siebziger Jahre gefördert, ohne daß dies aber nun erneut bei renommierteren Bohemisten auf größere Resonanz gestoßen wäre.

Seine allzu offensichtliche Heroisierung wie die Überbewertung seiner literarhistorischen Rolle hatten im Gegenteil längst zu Reaktionen geführt, die seine Gestalt zunehmend ins Zwielicht rückten. Bereits ab Mitte 1946 mehrten sich insbesondere die auch in Gerichtsverfahren protokollierten Aussagen ehemaliger Häftlinge wie Angehöriger des Gefängnispersonals, die Fučíks Verhalten in wesentlich anderem

¹³ Die „Bibliographie slawistischer Publikationen aus der Deutschen Demokratischen Republik 1946–1967“ (Hrsg. v. Heinz Pohrt, Berlin 1968) verzeichnet einzig vier kürzere, eher populärwissenschaftliche Beiträge zu Fučík aus den fünfziger Jahren (Nr. 3424–3427).

¹⁴ Fučík, Julius: *Reportage*, unter dem Strang geschrieben. Übers. Franz-Peter Künzel. Frankfurt/M. 1976. – Als einzige Besprechung in einer überregionalen Zeitung wurde ermittelt Tank, Kurt Lothar: *Fucik: Die Zellen haben Hände* (sic). In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt Nr. 39 vom 26.9.1976, 15. Der Rezensent stellt das Werk als „mahnend-brennendes Schuldbuch“ vor, das über die dunkle Epoche seiner Entstehungszeit hinaus von Wert bleibe.

¹⁵ Vgl. Fučík, *Reportáž* (wie Anm. 1), 101.

¹⁶ Vgl. Grygar, Mojmir: *Julius Fučík*. Praha 1953. – *Ders.: Žil jsem pro radost*. Praha 1958 (dt.: *Menschen, ich hatte euch lieb*, Berlin 1961).

Licht als in dem der *Reportage* erscheinen ließen, ja 1954 gelangten die gesamten Unterlagen des Prozesses gegen Fučík nach Prag. Zwar verhinderte der Staatsapparat erfolgreich die Publikation einschlägiger Informationen, doch dafür zirkulierten bald umso mehr Halbwahrheiten. Dies wie manche, ohne Kenntnis der Hintergründe, widersprüchliche Aussagen des Textes begünstigten schließlich derart Gerüchte über Manipulationen, daß gelegentlich gar über eine reine Fälschung gemutmaßt wurde¹⁷. Die breitere, meist schon in der Schule mit einer extrem simplifizierenden Interpretation der *Reportage* konfrontierte Öffentlichkeit reagierte ihrerseits damit, daß sie Fučík allmählich der Lächerlichkeit preisgab. Bald gehörte es in privater Umgebung zum guten Ton, seinen Namen zu verballhornen oder Werkzitate auf den sozialistischen Alltag umzumünzen, indem man etwa die als Warnung vor dem Faschismus gemeinten pathetischen letzten Worte des Werkes („Lidé, měl jsem vás rád. Bděte!“ – Menschen, ich hatte euch gern. Seid wachsam!“) zu einer saloppen Warnung vor der allgegenwärtigen Staatsicherheit umdeutete („Lidé, bděte – neblbněte!“ – „Leute, paßt auf – macht keinen Unsinn!“). Die in der *Reportage* angelegte Selbststilisierung Fučíks zugunsten ideologischer Ziele, mehr noch aber die hierdurch begünstigte Manipulation des Textes bis hin zu einem Heroenkult bewirkten somit letztlich, daß heute bestenfalls Angehörige der älteren Generation, die die geschilderte Zeit aus eigener Anschauung kennen, in ihr trotz allem auch ein erschütterndes Zeitdokument sehen. Jüngeren tschechischen Lesern ist es dagegen zumeist allein schon wegen mancher Inkongruenz zwischen Fučíks eigener im Text zutage tretender Haltung und den von ihm propagierten Handlungsweisen verleidet. So bezeichnete es Petr Placák 1993 als „gefährliches Denunziationswerk“, das „entschiedene Ablehnung verdient“, da sein Autor ungeachtet der von ihm selbst vertretenen Regeln der Konspiration häufig genug gegen eben diese verstoßen und Namen von Personen genannt habe, die er hiermit aufs höchste gefährdete¹⁸.

Die nun vorliegende textkritische Ausgabe der *Reportage* war angesichts der vielfältigen Spekulationen um deren Authentizität längst überfällig. Vorwiegend von Historikern erstellt, konzentriert sie sich auf umfangreiche Kommentare zu einzelnen Textstellen sowie auf die Rekonstruktion der Entstehung des Werkes und die Geschichte seiner Manipulation. Es wurden insbesondere zahlreiche bisher nicht zugängliche Archivalien benutzt, deren Informationen akribisch und unter Vermeidung jeglicher persönlicher Polemik gegen Fučík eingearbeitet sind, wobei es auch gelang, einzelne durch den Text in Mißkredit geratene Personen zu rehabilitieren. Dem Bemühen, zuvörderst eine sachliche Basis für zukünftige Diskussionen zu schaffen, ordnet sich die ästhetische Wertung bewußt unter, indem man auf eine eingehende Auseinandersetzung mit dem Fučík-Kult verzichtete, und Vladimír Macura seine Betrachtungen zu *Motáky jako literární dílo* (Kassiber als literarisches Werk, S. 281–300) hauptsächlich auf „hagiographische“ Aspekte der Darstellungsweise Fučíks beschränkt.

¹⁷ Vgl. Černý, Václav: Pláč koruny české [Die Wehklagen der böhmischen Krone]. Toronto 1977, 322–331.

¹⁸ Placák, Petr: Fučík a jeho reportáž [Fučík und seine Reportage]. Tvar 1993, Nr. 45–46, 8–9.

Die Edition rettet das Werk damit vor allem für die Wissenschaft als ein immer noch bewegendes atmosphärisches Dokument einer sehr dunklen Zeit aus der Feder eines tragisch geendeten, politisch allzu blauäugigen Autors. Gerade für den tschechischen Durchschnittsleser ist der Autor jedoch längst eines zweiten Todes gestorben, diskriminiert durch eine andere dunkle Epoche.

DISKUSSION

DIE SUDETENDEUTSCHE HEIMATFRONT (PARTEI) 1933–1938: ZUR BESTIMMUNG IHRES POLITISCH- IDEOLOGISCHEN STANDORTES

Zwischen dem Aufruf des großen deutschen Historikers Theodor Mommsen aus den Jahren 1897 an die Deutschen in Österreich, sie mögen mit den Tschechen hart sein, da der tschechische Schädel der Vernunft nicht zugänglich sei, aber Schläge verstünde auch er¹, und dem abstoßend unterwürfigen Bekenntnis Konrad Henleins zum Nationalsozialismus und der Unterwerfung seiner Sudetendeutschen Partei (SdP) unter das Hitlersche Diktat am 19. November 1937, als er sich öffentlich noch als treuer Staatsbürger der Tschechoslowakischen Republik darstellte², sind vier Jahrzehnte der bisher umstrittenen mentalen Entwicklung der Deutschen – auch jener in den böhmischen Ländern – vergangen. Die Deutschen in den böhmischen Ländern schwankten zwischen ererbter Loyalität gegenüber der staatsrechtlichen Tradition der Böhmisches Krone einerseits und der ethnisch begründeten Loyalität zum deutschen Volke andererseits. Henlein selbst brachte diese Doppelidentität noch 1936 zum Ausdruck, als sich in Deutschland die nationalsozialistische Diktatur gefestigt hatte und die Tschechoslowakei an den Grundsätzen freiheitlicher parlamentarischer Demokratie festhielt: »Wir stehen [...] ehrlich zum gemeinsamen Staat, wir wollen aber ehrlich die Treue zu unserem Hundertmillionenvolke bekennen dürfen. Denn das Volk ist etwas Gottgeschaffenes. Wie immer sich auch das staatliche Zusammenleben der Völker gestalten mag, Volk ist Volk.«³ Darüber, wie sich Henlein die Koexistenz dieser beiden Schichten seiner Identität und der seiner Anhänger vorgestellt hatte, streiten Historiker bis heute, und der sudetendeutsche politische Seiltanz zwischen Deutschen und Tschechen ist auch heute, ein Jahrhundert nach dem verhängnisvollen Ratschlag Theodor Mommsens, nicht zu Ende.

Als im vergangenen Jahr die beiden Historiker Christoph Boyer (Dresden) und Jaroslav Kučera (Prag) in einem Sammelband über den Nationalsozialismus aus der Sicht der regionalen und lokalen Forschung und im internationalen Vergleich einen Beitrag »Die Deutschen in Böhmen, die Sudetendeutsche Partei und der National-

¹ An die Deutschen in Österreich. Neue Freie Presse v. 31. 10. 1897.

² Bericht für den Führer und Reichskanzler über aktuelle Fragen der deutschen Politik in der Tschechoslowakischen Republik. In: Die Deutschen in der Tschechoslowakei 1933–1947. Dokumentensammlung. Zusammengestellt, mit Vorwort und Anmerkungen versehen von Václav Král. Praha 1964, 140–145, hier 142.

³ Konrad Henlein spricht. Reden aus der politischen Volksbewegung der Sudetendeutschen. Hrsg. v. Rudolf Jahn. Karlsbad-Leipzig 1937, 124.

sozialismus“ vorlegten⁴, wurden sie von Friedrich Prinz in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung scharfer Kritik unterzogen: „Es ist eine Darstellung, die ideologisch weitgehend auf der Linie der alten tschechoslowakischen Staatsideologie liegt“⁵. Da den beiden Autoren in der FAZ keine Gelegenheit zur Antwort gewährt wurde, wandten sie sich an die Zeitschrift *Bohemia*.

Die Herausgeber nahmen dieses Angebot gerne an, und baten namhafte Fachleute – neben Friedrich Prinz auch Ronald Smelser, Václav Kural und Ralf Gebel – um Stellungnahme zu dieser nach wie vor nicht nur in der deutschen und tschechischen Öffentlichkeit, sondern auch unter den Historikern beider Länder lebhaften Kontroverse. Leider haben nicht alle die Einladung angenommen.

Die Herausgeber

ALTE ARGUMENTE IM NEUEN LICHT

Von Christoph Boyer und Jaroslav Kučera

I.

Zur Einstimmung befassen wir uns mit einem Anwurf, der Prinz' grobschlächtigen Umgang mit Begriffen illustriert: Er etikettiert uns als Vertreter der „alten tschechoslowakischen Staatsideologie“, welche die Deutschen in der ČSR lediglich als „Sand im Getriebe“ betrachtet haben. Selbst wenn man zugesteht, daß die in der Tagespresse gebotene Kürze Verzerrungen Vorschub leistet, können derlei wohlfeile Einsortierungen im (Un-)Geist des Lagerdenkens doch nicht unkorrigiert stehenbleiben.

Der Begriff der „Staatsideologie“ unterstellt die Existenz einer ausdifferenzierten, staatsoffiziellen und von allen maßgeblichen politischen Kräften eines Landes als verbindlich anerkannten handlungsleitenden Doktrin. Die Metapher vom „Sand im Getriebe“ evoziert die Vorstellung von etwas höchst Lästigem, Störendem und deshalb, koste es was es wolle, durchaus auch mit menschenverachtenden Methoden, zu Beseitigendem. Diese Prinzsche Fata Morgana hat mit der vielschichtigen Realität des tschechisch-deutschen Verhältnisses in der Zwischenkriegszeit, in der sich Konflikt und Kooperation reich facettiert mischten, nichts zu tun. Daß auf der tschechischen Seite wenig Begeisterung herrschte über die Anwesenheit einer starken deutschen Volksgruppe, ohne deren Siedlungsgebiete der Staat nicht lebensfähig war, ist eine Binsenweisheit. Der Konsens des „tschechischen Lagers“ beschränkte sich aber auf den einen und einzigen Punkt, daß die Erste Republik der Nationalstaat der Tschechen und Slowaken sei und den Deutschen die Position einer Minderheit zukomme. Eine verbindliche Aussage über die Ausgestaltung der Stellung der Deutschen im Staate, die dieses Einverständnis zu einer „Staatsideologie“ entfaltet hätte, war damit keinesfalls impliziert oder überhaupt nur beabsichtigt. Träumten Häufchen tschechischer Radikaler von einer – nicht Eliminierung, sondern höchstens Assimilierung der

⁴ Nationalsozialismus in der Region. Beiträge zur regionalen und lokalen Forschung und zum internationalen Vergleich. Hrsg. v. Horst Möller, Andreas Wirsching und Walter Ziegler. München 1996, 273–285.

⁵ Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 15. 8. 1996.

Deutschen auf lange Sicht, so rechnete das verantwortliche Zentrum der tschechischen Politik mit den Deutschen ganz pragmatisch als ernstzunehmenden Mitspielern auf Dauer. Da nicht wenige tschechische Politiker in der Ausgestaltung dieser „cohabitation“ eine unabdingbare Voraussetzung für die Stabilisierung der Republik erblickten, drehte sich der nationalitätenpolitische Diskurs somit nicht um das „Ob“, sondern um das „Wie“ des Zusammenlebens. Die vielfältigen Auffassungen hierzu bestimmten die – von der Forschung über weite Strecken immer noch schwach ausgeleuchtete – Praxis, und zwar in der Form eines Kompromisses, welcher in der zwanzigjährigen Lebensspanne der Ersten Republik, je nach den „makropolitischen“ Umständen, in unterschiedlichen Sphären und Lebenswelten, in Staat, Gesellschaft und Wirtschaft deutlich divergierende Erscheinungsformen annehmen konnte.

Prinz' Verdikt über die Erste Republik ist grobschlächtige Polemik, die die Kampfrhetorik der Zwischenkriegszeit dürrig übertüncht fortsetzt. Unbestritten ist, daß die Deutschen die Modalitäten des Zusammenlebens oft zu Recht als unbefriedigend erachteten. Ebenso wenig kontrovers ist aber, daß der von der tschechischen Seite zuweilen schüchtern offerierte *modus vivendi* – mit durchaus ausbaufähiger Langfristperspektive – auf die tauben Ohren intransigent Maximalisten stieß. Chancen wurden verpaßt – allerdings diesseits und jenseits der Volkstumsgrenze, und durch die Schuld der beinharten Chauvinisten beider Lager. Die Republik war, um in Prinz' Bilde zu bleiben, ein mit Sand verunreinigtes, knirschendes, zuweilen stockendes Räderwerk; Radikallösungen – Auskehren des Sandes oder gar Zertrümmerung des Getriebes – kamen erst später in Mode. Wohl gemerkt: 1938, nicht erst 1945.

II.

Prinz' Rezension ist eine Vogelschau der Nationalitätenproblematik. Wir vermischen jedoch in wesentlichen Punkten den Adlerblick. Da wir auf die allermeisten der zahlreichen Sachfehler¹ und Schludereien nicht eingehen können, konzentrieren wir uns auf das zentrale Problem, ob Henlein „ex tunc“ Nationalsozialist reichsdeutscher Prägung gewesen ist, ob bzw. ab wann seine Bewegung bzw. Partei „nationalsozialistisch“ genannt zu werden verdient und als eine „Fünfte Kolonne“ des Dritten Reiches einzustufen ist.

1. Explikation dieser Fragestellung und Präzisierung der Begriffe: Selbstverständlich war die SHF/SdP niemals organisatorischer Bestandteil der NSDAP; es kann also nur um den Aufweis mehr oder weniger enger praktisch-politischer Abhängigkeiten

¹ Hierfür nur ein Beispiel: Prinz spielt die finanzielle Abhängigkeit der SdP von Berlin herunter. Korrekt – mit RM 330 000 – wird nur der Beitrag des Reichs zu den Kosten des Wahlkampfes von 1935 angegeben; der Zuschuß zur Parteizeitung hingegen betrug nicht RM 30 000 jährlich, sondern schon für die beiden Jahre 1935 und 1936 zusammen RM 250 000. Hinzu kommt für die Zeit von 1935 bis 1938 ein Zuschuß zu den allgemeinen Kosten der Parteiarbeit in Höhe von RM 18 000 monatlich. Prinz' Gleichsetzung der reichsdeutschen Finanztransfers nach 1933 mit der Unterstützung der Auslandsdeutschen durch das Reich in den zwanziger Jahren ist ein offenkundiger apologetischer Salto mortale. Siehe hierzu K u č e r a, Jaroslav: Finanční podpora Německé říše Sudetoněmecké straně v letech 1935–1938 [Die finanzielle Unterstützung der Sudetendeutschen Partei durch das Deutsche Reich in den Jahren 1935–1938]. *Český časopis historický* 95 (1997) 99–122.

gehen. Auch in programmatisch-ideologischer Hinsicht gab es keine bruchlose Identität; zur Erörterung steht der Grad der „Familienähnlichkeit“ an.

2. Stand der Forschung: Weitgehender Konsens besteht darin, daß die Entwicklung der SHF/SdP anfänglich in relativer Eigenständigkeit verlief. Die Forschung befindet sich allerdings im Fluß und weist noch manche Lücke auf². Unser als Zwischenresümee gedachter Beitrag fußte immerhin bereits auf einer eingehenden Analyse der Programmatik und der Politik der SHF/SdP, sowohl anhand der publizierten Dokumente als auch auf der Basis der seit 1989 in Prag zugänglichen Archivalien. Prinz hingegen stützt seine Ausführungen³ nicht auf selbständige Quellenarbeit, sondern auf die These seines Kronzeugen Smelser⁴ von den „eigenständigen Wurzeln“ der Heinlein-Bewegung zumindest bis 1937.

3. Stand unserer Kontroverse: Auch wir konstatieren eine gewisse „Anfangsdistanz“ der SHF/SdP zur NSDAP, erachten diese allerdings für wesentlich geringer als Prinz. Den Vorwurf, wir hätten uns „zu einem von Anfang an schiefen, das heißt negativen Bild“ hinreißen lassen, das dem nicht- oder antinationalsozialistischen Potential der SdP nicht gerecht werde bzw. dieses „offenbar“ geringschätze, wenden wir gegen seinen Urheber. Anders als dieser geraten wir nicht in Beweisnot angesichts der Frage, warum die letztendliche offene Eingemeindung der SdP durch den Nationalsozialismus so zügig und so reibungslos verlief. Eine Erklärung für das – auch von ihm konzedierte – „katastrophale und schließlich auch schuldhaftende Ende der SdP“, bleibt Prinz schuldig.

4. Unser Vorgehen: Wir diskutieren in (III) zwei Thesen zum „Faktor Spann“. In (IV) stellen wir einige zusätzliche Argumente für die Nähe von SdP und NSDAP auf den Prüfstand.

III.

These I: Prinz und Smelser führen das unbestreitbare Faktum der engen Anbindung maßgeblicher Teile der SHF/SdP an die – angeblich dem Nationalsozialismus fernstehende – Lehre Spanns ins Feld. Zwar ist die Einschätzung korrekt, wichtige

² Eine Ausnahme sind die – leider immer noch skizzenhaften – Überlegungen Kurals: Vgl. Kural, Václav: *Konflikt místo společenství? [Konflikt anstatt Gemeinschaftlichkeit?]*. Praha 1993, 115–124 und 141–144.

³ Wir stützen uns, abgesehen von der FAZ-Rezension auf Prinz, Friedrich: *Geschichte Böhmens 1848–1948*. Frankfurt/M. - Berlin 1991. – Ders. (Hrsg.): *Böhmen und Mähren*. Berlin 1993 (*Deutsche Geschichte im Osten Europas* 2).

⁴ Vgl. Smelser, Ronald M.: *Reich National Socialist and Sudeten German Party Elites: A Collective Biographical Approach*. *Zeitschrift für Ostforschung* 23 (1974) 639–660. – Ders.: *At the Limits of a Mass Movement: The Case of the Sudeten German Party 1933–1938*. *Bohemia* 17 (1976) 240–266. – Ders.: *Hitler and the DNSAP. Between Democracy and Gleichschaltung*. *Bohemia* 20 (1979) 137–155. – Ders.: *Die Henleinpartei. Eine Deutung*. In: *Die Erste Tschechoslowakische Republik als multinationaler Parteienstaat*. Hrsg. v. Karl Bosl. München 1979, 187–201. – Ders.: *Das Sudetenproblem und das Dritte Reich. Von der Volkstumspolitik zur nationalsozialistischen Außenpolitik*. München - Wien 1980. – Andere Geistesverwandte Prinz' konnten in diesem kurzen Text nicht berücksichtigt werden; einer eingehenderen Untersuchung wert wären auch die Schriften Walter Bechers, etwa sein Buch *„Der Blick aufs Ganze. Das Weltbild Othmar Spanns. Gedanken zur Jahrtausendwende“*. München 1985.

Strömungen in der SHF/SdP hätten sich „grundsätzlich“ am Spannischen Denkkreis orientiert. Die Affinitäten zwischen Nationalsozialismus und „Spannismus“ sind in den meisten Punkten aber weitaus enger, als es unsere Kontrahenten wahrhaben wollen. Gerade aufgrund ihrer Tuchfühlung zu Spann stand die SHF/SdP dem Nationalsozialismus sehr viel näher, als Prinz und Smelser zu konzedieren bereit sind⁵.

Erläuterung: Prinz und Smelser konstruieren einen „traditionalistischen“, d. h. nichtnationalistischen Flügel der SHF/SdP; Smelser rechnet diesem sogar fast die gesamte Henlein-Partei zu, einschließlich einiger Protagonisten, die gemeinhin als in der Wolle gefärbte Nationalsozialisten gelten, wie etwa K. H. Frank⁶. Die Kategorie bleibt allerdings ungeachtet aller Paraphrasen – „Vielfalt konservativer Aktivisten“, „Mischung orthodox Konservativer“⁷ – schwammig; Prinz, der in Smelsers Kielwasser die „Traditionalisten“ im Spektrum der „nationalkonservative(n) Gruppierungen“⁸ verortet, trägt zur Klärung nichts bei. Die SHF/SdP-„Traditionalisten“ nun, identifiziert Smelser mit den führenden Köpfen des „Kameradschaftsbunds“, welcher Spanns Anschauungen⁹ nahegestanden habe. Weil Spanns Lehre zum Nationalsozialismus deutliche Distanz gehalten habe, müsse der Kameradschaftsbund als einer „der stärksten Gegner des Nationalsozialismus“ eingestuft werden¹⁰.

Welche Indizien könnte man für die behauptete Kluft zwischen dem „Traditionalismus“ bzw. „Spannismus“ einerseits, dem Nationalsozialismus andererseits anführen? Bezeichnenderweise changiert Smelsers Auffassung: Die „Traditionalisten“ hätten „oft ganz unwissentlich die Nazibewegung durch ihre unklare, stark völkische Denkungsart“ und durch „gedankenlose Begeisterung für eine nationale Erneuerung“ gefördert¹¹; die völkische Ideologie sei „seit Jahrzehnten antidemokratisch, antiliberal und antislawisch eingestellt“ gewesen und habe „zu autoritären und rassistischen Grundsätzen“ tendiert¹².

Angesichts der durch solche Formulierungen insinuierten intimen Geistesverwandtschaft zum Nationalsozialismus verblüfft das Fazit, „Grundlage“, „Führung“ und „ideologisch rationale und politische Orientierung“ der SHF seien „entschieden anders als die des NS“ gewesen¹³.

Im Einklag mit der ersten Seele in Smelsers Brust diagnostizieren wir – um eine vorsichtige Formulierung zu wählen – zum allermindesten eine verdächtige „Kompatibilität der Ideen“. Die Spannsche Lehre, deren Topoi die Literatur gemeinhin dem „weiteren Bereich der antidemokratischen Ideologiebildung“ der Zwischenkriegszeit

⁵ Prinz empfehlen wir an dieser Stelle, sich nicht allzu unkritisch auf zeitgenössische, oft machtpolitisch instrumentalisierte Wahrnehmungen bzw. auf die treuherzigen apologetischen Beteuerungen von Zeitzeugen, die dies bitter nötig haben, zu stützen.

⁶ Smelser: Das Sudetenproblem 227.

⁷ Ebenda 19 bzw. 217.

⁸ Prinz: Geschichte Böhmens 412. – Ders. (Hrsg.): Böhmen und Mähren 396.

⁹ Smelser: Das Sudetenproblem 59.

¹⁰ Ebenda 57.

¹¹ Ebenda 19.

¹² Ebenda.

¹³ Ebenda 56.

zurechnet¹⁴ und die im Autoritarismus einen Dritten Weg zwischen Demokratie und Diktatur gefunden zu haben meinte, ist bekanntlich ein Bestandteil der Konservativen Revolution, die ideologisch in vielfacher Hinsicht dem Nationalsozialismus den Weg bereitete. Bracher hat dargetan¹⁵, daß es Spann ebensowenig wie anderen Teilströmungen der Konservativen Revolution gelungen ist, sich überzeugend gegen den Nationalsozialismus abzugrenzen. Diese Bruderschaft im Geiste hat ihr Pendant in einer dubiosen Verträglichkeit der Persönlichkeiten und „Milieus“: Zunächst nehmen wir zu den Akten, daß die „fundierte“ Gesellschaftskritik Spannschen Kalibers dem ideologisch dürftig bestückten Nationalsozialismus der frühen zwanziger Jahre durchaus zupafß kam. Hitler pflog bis zur Mitte der zwanziger Jahre „in regelmäßigen Abständen“ mit Spann Verkehr¹⁶. Auch später tolerierte man sich nicht nur, Ansätze zur Zusammenarbeit waren unverkennbar.

Nun gerieten bekanntlich die „Spannianer“ am Ende doch auf die Liste derjenigen, die der „Führer“ loszuwerden gedachte. Dies – so könnte eingewendet werden – sei der Beleg für eine ideologische Kluft zum Nationalsozialismus. Differenzen gab es in einem Punkt tatsächlich: Als die NSDAP in der Endphase von Weimar zur Macht drängte, gedachten einige Jünger Spanns, die nationalsozialistische Partei, von der sie sich die Realisierung ihrer Vorstellungen vom „ständischen Aufbau der Gesellschaft“ erhofften, als Trittbrettfahrer zu nutzen. Dies war ein folgenschwerer Irrtum, da ein in relativ autonome Stände gegliedertes Gemeinwesen dem „Führer“ auf dem Weg zur absoluten Macht nur ungelegen kommen konnte. Die „Spannianer“ mußten aus diesem Grund im Reich 1934 eine bedeutende Einschränkung ihrer Aktivitäten hinnehmen. Etwa ein Jahr später wurde die Kriegserklärung dem Meister selbst überreicht. Im Mai 1936 erwähnte ein in der Literatur häufig zitierter geheimer RSHA-Bericht Spanns Universalismus gar in einem Atemzug mit den notorischen Feinden des Nationalsozialismus, der „römisch-katholischen Welttheokratie“, der „kommunistischen Weltrevolution“ und der „geheimen Weltregierung der Freimaurer“¹⁷.

Gemessen an dieser apodiktischen Freund-Feind-Rhetorik und im Lichte von Hitlers sonstigen drastischen Gepflogenheiten im Umgang mit seinen ideologischen Gegnern, erfolgte die Abrechnung dann allerdings auf eine verdächtig milde Art. Gerade auch die Exponenten des „Spannismus“ in der SHF/SdP konnten in einem System, für das Menschenleben gemeinhin nichts zählten, überleben – und zwar nicht nur am Rande oder im Schatten. Deswegen müssen die SdP-internen Auseinandersetzungen des Jahres 1936, die die offene Hinwendung der Partei zum Nationalsozialismus reichsdeutscher Prägung in die Wege leiteten und in die das Reich schlichtend eingriff, auch wohl eher als Abrechnung en famille interpretiert werden denn als ideologische Offensive

¹⁴ Bracher, Karl Dietrich: *Zeit der Ideologien*. Stuttgart 1984, 173. – Sonthheimer, Kurt: *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik*. München 1978, 34. – Siegfried, Klaus-Jörg: *Universalismus und Faschismus. Das Gesellschaftsbild Othmar Spanns*. Wien 1974, 77.

¹⁵ Bracher: *Ideologien* 173.

¹⁶ Steinacher, Hans: *Erinnerungen und Dokumente*. Hrsg. v. H.-A. Jacobsen. Boppard am Rhein 1970, 587. Hans Steinacher war Bundesleiter des VDA 1933–1937.

¹⁷ Archiv des IfZ, 413/52, Do 15. 15., RSHA – Geheime Kommandosache: *Der Spannkreis. Gefahren und Auswirkungen*, 4.

gegen den „Spannismus“. Bezeichnenderweise konnten sich die Kameradschaftsbündler in der SdP-Führung im wesentlichen halten: den neuen Kurs zu akzeptieren, fiel ihnen also anscheinend nicht schwer. Auch nach der Annexion des Sudetenlandes wurden die führenden Köpfe des Kameradschaftsbundes nicht zur Rechenschaft gezogen. Die meisten – neben Henlein und Frank auch Sebekovsky, Künzel, Peschka, May u. a. – bekleideten sogar wichtige Ämter. Einige hatten nach 1938 Probleme wegen ihrer „spannistischen“ Belastung, konnten – so Neuwirth – die Beschuldigungen jedoch entweder widerlegen oder kamen – Köllner bzw. Kundt – mit Versetzungen davon¹⁸. Daß – wie Prinz behauptet – Henleins „Mitstreiter vom autonomistischen Parteiflügel und dem Kameradschaftsbund“ 1940 in einem Geheimprozeß verurteilt und ins Konzentrationslager verbracht worden seien¹⁹, ist eine Überzeichnung: Aus der engeren Parteiführung wurde lediglich Brand verdrängt und zur Verbüßung seiner Strafe vergattert. Beiläufig nachgefragt: Ist Slánský als Demokrat rehabilitiert, weil ihm Kommunisten den Prozeß machten?

These II: In einigen Punkten, insbesondere in den Lehren vom „ständischen Aufbau der Gesellschaft“, wich Spann tatsächlich vom Nationalsozialismus ab. Die Ständelehre der SHF/SdP mutet, oberflächlich gesehen, „spannistisch“ an; im wesentlichen aber und bei Lichte besehen, stand die SHF/SdP gerade in dieser zentralen Frage von Anfang dem Nationalsozialismus näher als Spann.

Erläuterung: Spann postulierte eine gewisse Autonomie der Stände in den ihr „Wesen“ direkt betreffenden Sachfragen. Der Partei, bei Spann ebenfalls ein „Stand“, war die Rolle der politischen „Lenkerin“ und Schiedsrichterin zgedacht, die Gegensätze und Spannungen zwischen den Ständen ausgleichen sollte. Im Gegensatz hierzu proklamierte der Nationalsozialismus den ehernen Primat der Politik – soll heißen: der Partei als der „weltanschaulichen Gestalterin“, deren Anforderungen sich die einzelnen Lebensgebiete zu „unterwerfen“ hatten²⁰.

Daß die SHF/SdP im Geiste Spanns „grundsätzlich“ – was auch immer dies über die salvatorische Klausel hinaus bedeuten mag – ständestaatlich orientiert gewesen sei, machte Prinz zufolge²¹ den Kern der ideologischen Differenz zum Nationalsozialismus aus. Nun ist richtig, daß die Programmatik der SHF/SdP mit organizistisch-ständischem Vokabular durchtränkt war²². Allerdings hatte auch das Parteiprogramm der NSDAP von 1920 die – natürlich nie realisierte, wenn überhaupt jemals ernst gemeinte – Forderung nach „Stände- und Berufskammern“ enthalten. Einschlägige Topoi finden sich, etwa im Dunstkreis der nationalsozialistischen Handwerksrhetorik, sogar noch in den späteren dreißiger Jahren – völlig abgehoben von einer Realität, die die Idee der „ständischen Selbstverwaltung“ zugunsten eines weitreichenden, zumindest im Prinzip sogar allumfassenden staatlichen Zugriffs auf die Wirtschaft, seit langem völlig entleert hatte.

¹⁸ Vgl. Mads, Ole Balling: Von Reval bis Bukarest. Kopenhagen 1991. Stichworte: Frank, Künzel, Kundt, May, Neuwirth, Peschka. Henleins Karriere ist allgemein bekannt. Sebekovsky war Regierungspräsident in Karlsbad.

¹⁹ Prinz (Hrsg.): Böhmen und Mähren 398.

²⁰ Der Spannkreis. Gefahren und Auswirkungen 3.

²¹ Prinz: Geschichte Böhmens 412.

²² Vom Wesen und Werden der Sudetendeutschen Heimatfront. Karlsbad 1934, 32–33.

Nimmt man, anders als Prinz, die werbewirksame Oberfläche nicht für bare Münze, sondern destilliert aus dem schwammigen Formelzierat der Ständerhetorik die Substanz, so ist in der Kernfrage des Verhältnisses von ständischer Selbstverwaltung und staatlichen Zugriffsrechten, die von Anfang an enge Verwandtschaft zwischen SHF/SdP und NSDAP in der Theorie, vor allem aber in der Praxis schlechterdings nicht zu leugnen. Die „Ständelehre“ der SHF/SdP – mag sie auch von Spann inspiriert gewesen sein, folgte also dem nationalsozialistischen Vorbild: Auch wenn Henlein im Herbst 1933 von einer „möglichst weitgehenden selbständigen Verwaltung und Eigenständigkeit der Stände“²³ tönte und die Statuten von 1934 die „Stände“ neben der „politischen Organisation“ zum Gliederungsprinzip der SHF erhoben²⁴, so waren doch auf allen Ebenen der Organisation die Ständegruppen dem „politischen Leiter“ völlig untergeordnet. Dem „Ständerat“ war kaum Gestaltungsmacht im inneren Leben der Stände eingeräumt. Er fungierte lediglich als „Beratungsorgan“ des politischen Leiters, dem zu allem Überfluß dort ex officio der Vorsitz zustand. Nur dort, wo er „für den gerechten Ausgleich der gegeneinanderstehenden Standesinteressen“ ungenügend Sorge trug, konnte eine Beschwerde des Ständerates seine Abberufung zur Folge haben. Die politische Führung hingegen konnte jeden der – gewählten! – Standesvertreter seines Amtes entheben. Die Distanz dieses lediglich ständisch verbrämten Primats der Politik zum Spannischen Gedankengut ist offensichtlich.

Zudem rückte die SHF sehr bald überhaupt vom ständischen Prinzip als Strukturprinzip der Gesamtgesellschaft ab: War 1933 bei Henlein noch die Rede vom Aufbau ständischer Organisationsformen in Politik, Kultur, Religion, Erziehung und Wirtschaft gewesen²⁵, so nahm die SHF schon 1934 nur mehr die Wirtschaft in den Blick, wo die „eigenlebigen Volksteile“ zu ihren „natürlichen Aufgaben im Dienste der Gesamtheit“ zurückzuführen und in das „übergeordnete Interesse der Gesamtheit“ „bedingungslos“ einzuordnen waren²⁶. Selbst Walter Brand, das Haupt des „Spannkreises“ im Sudetensland, stellte 1935 den ständischen Aufbau nur für die Wirtschaft in Aussicht²⁷, reduzierte somit Spanns „handelnden Stand“ auf das „dienende Handeln“ in der Wirtschaft. Das „zielgebende Handeln“ – die Politik unter Einschluß von Wissenschaft, Kunst, Moral, Religion und Philosophie – wurde ausgespart²⁸. Die Partei war eher als nationalsozialistische „Gestalterin“ denn als Spannische „Lenkerin“ konzipiert; der Anklang an die den Ständen im Nationalsozialismus zugeordnete Rolle des Transmissionsriemens zur Erfassung der Massen war evident.

²³ Vgl. die Rede Henleins am 8. 10. 1933 in Konrad Henlein spricht. Karlsbad 1937, 14. Noch der SHF-Programmbroschüre von 1934 zufolge sollten jeder Stand und jede Berufsgruppe eigene, „vollkommen selbständig ihre Führung“ bestimmende Vertretungskörper bilden. Vgl. Vom Wesen und Werden der Sudetendeutschen Heimatfront. o. O., o. J., 36.

²⁴ Satzungen der „Sudetendeutschen Heimatfront“. Karlsbad 1934.

²⁵ Rede am 8. 10. 1933 in Konrad Henlein spricht. Karlsbad 1937, 14.

²⁶ Vgl. Vom Wesen und Werden der Sudetendeutschen Heimatfront 34.

²⁷ Brand, Walter: Die geistigen Grundlagen unserer Bewegung. Karlsbad 1935, 22f.

²⁸ Rämisch, Raimund Hubert: Die berufsständische Verfassung in Theorie und Praxis des Nationalsozialismus. Berlin 1957, 11.

IV.

Wir diskutieren drei weitere mögliche Argumente für eine angebliche Distanz der SHF/SdP vom Nationalsozialismus: Die Einstellung zur Demokratie, zur Volkstumspolitik und zur „Rassenfrage“.

1. SHF/SdP und Demokratie: In der Anfangsphase der Bewegung begegnet man durchaus häufig Loyalitätsbekundungen gegenüber der tschechoslowakischen Demokratie und eine vehemente Distanzierung von Faschismus und Nationalsozialismus. Diese Verlautbarungen stießen auf Kritik im Reich, teilweise auch auf Befremden in Parteikreisen und waren geeignet, dort Henleins „guten Ruf“ zu unterminieren, stellt man die von Anfang an ins Auge fallende, prononciert nationalsozialistische, wenn auch nicht in jeder Hinsicht mit dem reichsdeutschen Vorbild identische Ausrichtung zumindest eines Teils der Mitglieder seiner Partei in Rechnung.

Prinz' Vertrauen in Henleins Beteuerungen, namentlich in die Versicherungen von Böhmisches Leipa im Oktober 1934, die Persönlichkeitsrechte achten zu wollen sowie seine Bereitschaft, diese als Beleg für den grundsätzlichen Unterschied zwischen SHF/SdP und Nationalsozialismus anzuerkennen, muten rührend an²⁹. Eine sachgerechte Einordnung dieser Treueschwüre zur Republik und der Absagen an den Nationalsozialismus hat im „feindlichen Umfeld“ der Ersten Republik nämlich die gleiche Doppelzüngigkeit in Rechnung zu stellen, die Hitlers Legalitätskurs vor 1933 charakterisierte. Schließlich verkörperte die SHF/SdP für die demokratische ČSR allzu deutlich den sudetendeutschen Nationalsozialismus. Die Nähe zur NSDAP stand so sehr außer Zweifel, daß sie sich bis zu den Wahlen vom Mai 1935 permanent mit der Gefahr des Verbots konfrontiert sah. Henlein konnte seine Ziele jedoch nur im Rahmen der demokratischen Spielregeln erreichen: Man bekenne sich, so der SdP-Abgeordnete Rosche in der Debatte des Budgetausschusses im Herbst 1936, als „Demokraten und Republikaner . . . Wir leben in diesem Staat und können in diesem Staate nichts anderes sein als Demokraten. Aus ganz egoistischen Gründen. Denn an einer Diktatur werden Sie (die Tschechen – Anm. J. K./C. B.) uns nicht teilnehmen lassen und eine Diktatur könnte doch nur eine tschechische sein.“³⁰ Die SdP – so das Fazit in dem bekannten Brief Henleins an Hitler vom 19. November 1937 – müsse „ihr Bekenntnis zum Nationalsozialismus als Weltanschauung und als politischem Prinzip tarnen“³¹.

Bezeichnenderweise waren sowohl Henleins Vorstellungen wie auch die innerparteiliche Praxis der SHF/SdP von demokratischen Gepflogenheiten weit entfernt: Die „organische“, „echte Demokratie der entschlossenen Tat und der sittlichen Persönlichkeit“³² verlangte von der „Volksgemeinschaft“ vorbehaltlose Unterordnung

²⁹ Prinz: Geschichte Böhmens 411. Bezeichnenderweise fand sich dieser Passus nicht im Entwurf der Rede. Er wurde offensichtlich erst aufgenommen, als am 20. September die Hauptleitung, angesichts ernster Schwierigkeiten mit der behördlichen Bewilligung zur Abhaltung der Veranstaltung, sich zu einer programmatischen Erklärung „für die Demokratie, gegen den Imperialismus und gegen Faschismus“ durchrang: Vgl. Aufzeichnung der Hauptleitungssitzung der SHF am 20. 9. 1935. In SÚA, SdP, Karton 7, 2K-KH 1934–37/4.

³⁰ SÚA, SdP, Karton 52, 28-PK 1935–38/4. Rede Rosches am 4. 11. 1936.

³¹ ADAP II, S. 40–51.

³² Ursprüngliche Fassung der Rede Henleins für Böhmisches Leipa vom Oktober 1934; Wort-

unter das „Ganze“; dessen Belange formulierten nicht die Mitglieder, sondern die „in vollster persönlicher Verantwortung“ handelnden, „die größte und härteste Verantwortung“ tragenden und „zutiefst im Dienste am Ganzen gebunden(en)“ „Führer des Volkes“³³. Daß einzelne „politische Leiter“ – Henlein nicht ausgenommen – gewählt wurden, zählt ebensowenig wie das Faktum, daß Hitler 1921 per Wahl zum „Führer“ der NSDAP aufgestiegen war. Abstimmungen waren in der SHF/SdP formal-akklimatorische Besiegelungen des Willens der Hauptleitung und des „Führers“. Wichtige Teile der Parteispitze wurden zudem gar nicht gewählt: Die Mitglieder der Hauptleitung etwa, waren zum größten Teil von Henlein ernannt worden. Bereits Smelser ist aufgefallen, daß die „Demokratie“ nach Art der SHF/SdP wenig mehr als die politische Mobilisierung des kleinen Mannes darstellte³⁴.

2. SHF/SdP und Volkstumspolitik: Verfehlt wäre es, einen grundlegenden Unterschied zwischen SHF/SdP und Nationalsozialismus in der Frage des Verhältnisses zwischen dem Reich und dem Grenz- bzw. Auslandsdeutschtum dingfest machen zu wollen. Smelsers „Traditionalisten“ betrachteten die deutschen Minderheiten als Entitäten mit eigenen Interessen und Zielen und billigten ihnen das Recht „unbehinderter, autonomer“ Entwicklung zu, welche das Reich via „Volkstumspolitik“ zu unterstützen verpflichtet gewesen sei³⁵. Die Nationalsozialisten hingegen hätten – so wiederum Smelser – die Auslandsdeutschen als ein Vehikel zur Realisierung der NS-Grundsätze in einer über die deutschen Grenzen hinaus erweiterten „Volksgemeinschaft“ angesehen³⁶.

Daß die SHD/SdP in dieser Hinsicht den „Traditionalisten“ – die Problematik des Begriffs bleibe hier dahingestellt – zuzuschlagen sei, mutet verwegen an: Henleins Programm war nämlich von Anfang an durch das bedingungslose Bekenntnis zur „deutschen Kultur- und Schicksalsgemeinschaft“ charakterisiert³⁷. Gewiß war der SHF/SdP an der Herausbildung einer gemein-sudetendeutschen Identität als Kitt der politischen „Vereinheitlichung des Sudetendeutschtums“³⁸ und als Voraussetzung für einen – von der Partei anzuleitenden, ihre Macht befestigenden – Dialog mit den Tschechen „von Volk zu Volk“³⁹ gelegen. Etwas anderes als eine regionale Identität wie die der Bayern oder Sachsen war damit jedoch kaum intendiert. Die gelegentlich von ehemaligen DNSAP-Mitgliedern geübte scharfe Kritik an einer angeblich von

laut des Entwurfs in SÚA, SdP, Karton 1, KH 1933–35/1. – Henlein im Interview mit der New York Times v. 19. 11. 1937.

³³ Vgl. Vom Wesen und Werden der Sudetendeutschen Heimatfront 30. – Brand: Geistige Grundlagen 13.

³⁴ Smelser: Das Sudetenproblem 87.

³⁵ E b e n d a 22f. bzw. 217.

³⁶ E b e n d a 19f.

³⁷ Vgl. beispielsweise den Aufruf Henleins vom 1. 10. 1933 in Konrad Henlein spricht 5. Oder: Vom Wesen und Werden der Sudetendeutschen Heimatfront 41. Wenn Henlein davon spricht, daß „jedem Volke die Freiheit seiner eigenen inneren Entwicklung gesichert sein muß“, dann nur in Bezug auf das sudetendeutsch-tschechische Verhältnis. Vgl. Henleins Rede vom 21. 10. 1934 in Konrad Henlein spricht 33.

³⁸ Vom Wesen und Werden der Sudetendeutschen Heimatfront 33.

³⁹ Vgl. Boyer/Kučera: Die Deutschen in Böhmen. In: Nationalsozialismus in der Region 277–278.

den Kameradschaftsbündlern betriebenen „Verschweigerung“ des Sudetendeutschums⁴⁰, konterten die Adressaten dieser Anwürfe – etwa Brand – denn auch mit der Klarstellung, eine Besinnung auf die eigene Kraft impliziere keine Abkapselung vom Muttervolke, sondern lediglich die Anerkennung der Tatsache, daß „wir politisch eben unter anderen Bedingungen leben als unsere Brüder im Reich, in Österreich oder sonstwo in der Welt“⁴¹. Konkreter wurde Brand 1935 nicht: daß er eine von der Realität des Nationalsozialismus grundsätzlich abweichende Entwicklung angestrebt habe, ist nirgendwo belegt und in Anbetracht des Gesamtkontextes auch unwahrscheinlich.

3. SHF/SdP und „Rassenfrage“: Hinsichtlich der „Rassen-“ und speziell der „Judenfrage“ unterschied sich der Nationalsozialismus tatsächlich vom „Spannismus“ und von der SHF/SdP. Da wir, anders als Prinz, nicht im Handumdrehen alle Probleme mit einer griffigen Antwort bedenken können, formulieren wir lediglich Hypothesen: Generell mußte im sudetendeutschen Milieu, in dem ein großer Teil der Bevölkerung – Heinlein selbst war ein prominentes Beispiel – tschechische Vorfahren aufwies, das Postulat der „Rassereinheit“ als Unding anmuten. Speziell das antijüdische Ressentiment, dem man im sudetendeutschen Milieu in einer vergleichsweise milden Variante begegnet, mag in der böhmisch-österreichischen Tradition eines kulturellen Antisemitismus wurzeln, der wohl „Fremdartigkeit“, nicht aber „rassische Andersartigkeit“ kannte. Aus diesem Grunde konnten die assimilierten deutschsprachigen Juden auch als Angehörige des „deutschen Kulturvolkes“ und als Mitstreiter – wenn auch unter den Vorzeichen des Zionismus nicht immer ganz verlässliche – im Nationalitätenkampf mit den Tschechen vereinnahmt werden. Henleins Ankündigung in der ursprünglichen Fassung der Rede von Böhmisches Leipa, „anständigen Elementen im Judentum“ gegenüber gedenke die SHF sich „loyal“ zu verhalten⁴², wäre im Reich zu dieser Zeit bereits völlig undenkbar gewesen.

Dieser „laue Antisemitismus“ stellt allerdings nur die eine Hälfte der Wahrheit dar: Bereits die „Urfassung“ der Rede von Böhmisches Leipa verbreitete sich nämlich in unverkennbarem NS-Jargon über die „Elemente“ im Judentum, die glaubten, „in oft unflätigster Weise über alles herfallen zu dürfen, was irgendwie mit dem Deutschtum zusammenhängt“. Daß man angesichts derart krasser Formulierungen den gesamten Passus zum Antisemitismus schließlich unterdrückte, mutet im Licht politischer Opportunitätserwägungen kaum verwunderlich an. Juden in den eigenen Reihen behielt die Bewegung/Partei aber durchweg sehr sorgfältig im Auge. Zwar wurde der „Arierparagraph“ in die Statuten offiziell erst im April 1938 aufgenommen: in einem

⁴⁰ Vgl. beispielsweise Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, R 30502 k, Denkschrift der Parteileitung der ehemaligen DNSAP zu den Kandidatenlisten der SHF vom 8. 5. 1935. Der Kameradschaftsbund plane – so lautete hier der Vorwurf – nichts anderes, „als das Sudetendeutschum dem nationalsozialistischen und damit dem großdeutschen Gedanken vollständig zu entfremden“. Bezug wird dabei jedoch nur auf den von Henlein sporadisch gebrauchten Begriff „sudetendeutscher Stamm“ genommen: Vgl. Henleins Rede am 21. 10. 1934 in Konrad Henlein spricht 32.

⁴¹ Brand: Geistige Grundlagen 15.

⁴² Entwurf in SÚA, SdP, Karton 1, KH 1933–35/1.

Interview hatte Henlein aber bereits 1937 augenscheinlich mit „ruhigem Gewissen“ behaupten können, es gebe in der SdP keine Juden⁴³.

V.

Zum Ausklang befassen wir uns mit dem wohl makabersten Resultat der Prinzschen Fertigkeiten im Jonglieren mit Fakten und Begriffen: Seinen angestregten Bemühungen, die nationalitätenpolitischen Initiativen der SdP von 1937/38 in das Licht ehrlich gemeinter Völkerverständigung im Nationalitätenstaat zu rücken. Zum einen übergeht Prinz den politischen Kontext dieser Initiativen, deren Realisierung das Herrschaftsmonopol der SdP über die sudetendeutsche Gesellschaft begründet hätte. Eingeschnürt in ein Paket weitestreichender Zumutungen, das bekanntlich eine wichtige Station auf dem Weg zur Annexion des Sudetenlandes durch Hitler darstellte, mußte sich diese Forderung unter den gegebenen Umständen unbedingt destruktiv auswirken – desaströs nicht nur für die Nationalitätenpolitik, sondern für die Demokratie als solche. Nicht von ungefähr wahrte auch der sudetendeutsche Aktivismus äußerst kritische Distanz zu diesen Vorschlägen.

Wenn Prinz – zum zweiten – Heinleins Forderung nach nationalen Katastern als Fortschreibung des seit 1905/1906 in Mähren bewährten Ausgleichsinstrumentariums einstuft, so ignoriert er den völlig unterschiedlichen und neuartigen Inhalt der SdP-Gesetzesvorlagen: Faßten ältere Konzepte „Nationalität“ vornehmlich als Willensgemeinschaft auf, weswegen Nationalitätenwechsel, verbunden mit dem Übertritt in einen anderen Kataster, nicht ausgeschlossen war, so basierte Henleins Vorschlag auf einem „unwiderruflichen“ Nationalitätenbekenntnis⁴⁴. Nationalität war damit – gut nationalsozialistisch – als Abstammungs- bzw. Rassegemeinschaft konzipiert.

Von diesem im Kontext eines modernen, zivilisierten Europa höchst suspekt anmutenden Konzept kann deshalb auch nicht, wie Prinz dies nahelegt, der Bogen zum „Europa der Regionen“ gespannt werden. Henleins Katasterforderung als „richtungsweisend“ für dieses einzustufen, läuft auf eine groteske Fehlinterpretation der regionalistischen Idee wie auf eine Verhöhnung der Opfer von „München“ hinaus.

VON ALTEN UND NEUEN FRAGESTELLUNGEN

Von Ronald M. Smelser

Ich habe Professor Prinz' Kritik an der Studie von Christoph Boyer und Jaroslav Kučera in der FAZ und die ziemlich ausführliche Erwiderung der beiden Autoren mit Interesse gelesen. Da mein Name in den beiden Texten an zentraler Stelle auftaucht – als „Kronzeuge“ im einen, als Folie im anderen Fall –, fühle ich mich zu einer Antwort veranlaßt.

Vor genau dreißig Jahren kam ich nach Deutschland, um die Forschungsarbeiten zu meiner Dissertation über die sudetendeutsche Frage in der Zwischenkriegszeit auf-

⁴³ New York Times v. 19.11.1937. Deutsche Originalfassung vom 11.11.1937 in SÚA, SdP, Karton 3, KH 1933–38/6.

⁴⁴ Vgl. Die Gesetzanträge der Sudetendeutschen Partei. Karlsbad 1937, 31 bzw. 40.

zunehmen. Anfangs handelte es sich dabei um den Versuch, die Unterwanderung der sudetendeutschen Volksgruppe durch den Sicherheitsdienst der SS zu untersuchen, doch weitete sich das Thema rasch aus, zumal dann, als ich während des Prager Frühlings im Jahr 1968 Zugang zu den tschechoslowakischen Archiven erhielt. Bei der Lektüre von Hunderten von Dokumenten reichsdeutscher Partei- und Regierungsstellen sowie der politischen Organisationen der Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei, wurde ich mir der Komplexität des Gegenstandes recht bald bewußt. Ich ging an meine Arbeit ohne vorgefaßte Meinungen, ohne für mich bereits feststehende Sachverhalte und interpretatorische Rahmenbedingungen heran, sondern betrieb Forschung *sine ira et studio*, sodaß die facettenreichen Dimensionen des Themas aufgrund meiner, wie ich hoffte, objektiven Untersuchung zum Vorschein kommen konnten.

Mehrere Dinge faszinierten mich dabei. Zum einen das zentrale Thema selbst, insbesondere das Wechselspiel zwischen einer althergebrachten regional-ethnischen Tradition, die von den Erschütterungen des frühen 20. Jahrhunderts eingeholt worden war, und dem Ausgreifen des radikalisierten deutschen Nationalismus, der die eher provinzielle Ausprägung ethnischer Identität schließlich überschattete und verschlang. In der Tat ging es hier um ein komplexes Wechselspiel mit vielen Dimensionen; es illustrierte – wie dies auch heute noch an anderen Orten der Fall ist – die dreifache Problematik jeder ethnischen Minderheit, deren Loyalität sich selbst gegenüber zum einen in Konflikt mit der Loyalität zu einem politischen Gemeinwesen gerät, das von einer als Rivalin aufgefaßten ethnischen Gruppe in einem auf dem Mehrheitsprinzip beruhenden politischen System beherrscht wird, zum anderen mit der magnetischen Anziehungskraft von Konnationalen in einem viel größeren Nachbarland.

Der zweite Punkt, der mich faszinierte, war die manichäische Art und Weise, in der diese ganze komplexe historische Entwicklung von deutschen Historikern auf der einen und tschechoslowakischen Wissenschaftlern auf der anderen Seite bzw. konservativen und liberalen Historikern in beiden Lagern betrachtet und diskutiert wurde. Ihr Diskurs kam selten über eine Freund-Feind-Dichotomie hinaus und stand im Zeichen jener Lackmustests, zu denen solche Unterhaltungen zwingen. Diese Wissenschaftler sprachen nicht miteinander, sondern redeten aneinander vorbei. Mir wurde allmählich klar, daß es keine „objektive“ Diskussion dieser Fragen würde geben können, solange die Generation, die die Kataklysmen der dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts miterlebt hatte, noch am Leben war. Geschichte steckte – ganz einfach – in der Politik, und Politik steckte in der Geschichte.

Mit der „samtenen Revolution“ und der Wiedervereinigung Deutschlands an der Wende zu den neunziger Jahren schien der Boden für eine Veränderung bereitet, die von den endlosen gegenseitigen Beschuldigungen, wie sie die Vergangenheit geprägt hatten, wegführen konnte. Erklärungen von Deutschen und Tschechen – nicht zuletzt die Äußerungen von Václav Havel selbst – schienen den festgefahrenen historischen Diskurs aufbrechen zu können. Jüngere Wissenschaftler – einschließlich meiner amerikanischen Kollegen Catherine Albrecht, Nancy Wingfield u. a. – fanden neue Interpretationsmuster, in deren Rahmen sich die tragischen Beziehungen zwischen Tschechen und Deutschen analysieren lassen.

Die Diskussion, die mit dem Beitrag von Professor Prinz in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung einsetzte und nun auf den Seiten der *Bohemia*-Zeitschrift fortgeführt

wird, scheint allerdings anzudeuten, daß sich letzten Endes doch nicht so viel geändert hat. Vor einigen Jahren hätte ich es kaum für möglich gehalten, daß die alten Anschuldigungen mit derartiger Gehässigkeit wiederauftauchen würden, daß Begriffe wie „Staatsideologie“ oder Organisationen wie der Kameradschaftsbund, die im Mittelpunkt des Diskurses der fünfziger und sechziger Jahre standen, von den dreißiger Jahren ganz zu schweigen, wieder emporgespült werden würden, um die Diskussionen der neunziger Jahre zu bestimmen. Die alten rhetorischen Fragen haben ihre Resonanz nicht verloren: waren die Henlein-Leute allesamt Kryptonazis? Waren der Kameradschaftsbund und die Anhänger Spanns nur gutgetarnte Nationalsozialisten? Wollten die Tschechen wirklich die „chemische Auflösung“ der Sudetendeutschen im Wege der Assimilierung? In den Worten des berühmten amerikanischen Baseball-Managers und Wortverdrehers Yogi Berra ist die Situation „like déjà vu all over again“. Unglücklicherweise hat diese Diskussion symptomatischen Charakter. Sie ist symptomatisch für ein fossiles Verständnis von historischer Forschung. Sie ist auch symptomatisch für das Ausmaß, in dem Geschichte immer noch Politik ist. Es überrascht vor diesem Hintergrund nicht, daß das wiedervereinigte Deutschland, mit seinen acht Nachbarn, nur die Beziehungen zu den Tschechen noch nicht völlig normalisiert hat. Zu bedauern ist die Rückkehr zu alten Argumentationsmustern auch deshalb, weil der gesamte Band, in dem der hier diskutierte Essay erschien, repräsentativ für neueste Forschungen ist, die die Erfahrungen von Grenzgebieten und multinationalen Regionen in der Vergangenheit in einen solchen Kontext stellen, der uns die Gegenwart verstehen hilft und vielleicht dazu beiträgt, daß wir mit der Zukunft fertig werden. Wir sollten daher einen wissenschaftlichen Fragenkatalog ausarbeiten, der wirklich produktiv ist, in der Hoffnung, daß Wissenschaftler den Politikern als Muster dienen können.

Einige Überlegungen in dieser Richtung könnten sich aus dem Folgenden ergeben; sie sollten zunächst vielleicht in der Form von Tagungspanels behandelt und dann publiziert werden. Diese Überlegungen sind nicht nach Prioritäten geordnet:

1) *Vergleichende Studien*: Die traditionellen Positionen könnten dabei etwas abgeschwächt werden oder in einem anderen Licht erscheinen, wenn die Beiträge zu dem Tagungspanel etwa tschechische Bevölkerungs- und Siedlungsbewegungen in Böhmen und in den USA in den Brennpunkt rücken oder beispielsweise Deutsche in Böhmen und in Argentinien unter verschiedenen Gesichtspunkten untersuchen.

2) *Friedensstudien*: Ansatzpunkt wären dabei die Arbeiten von Jost Dülffer in Köln, der Zeitperioden oder bestimmte historische Vorgänge untersucht, in denen das Schlimmste *nicht* passiert ist und dann die Gründe dafür herauszufinden sucht. Ein Anfang in dieser Richtung wurde bereits mit dem Tagungsband des Collegium Carolinum „Die Chance der Verständigung“ gemacht.

3) *Übergreifende Konzeptualisierungen*: Diese sollten das Ziel verfolgen, das Muster der „Plädoyer-Geschichte“ aufzubrechen, indem sie deutsche und tschechische Erfahrungen in Böhmen in Analysen einbringen, die einen breiteren konzeptuellen Rahmen setzen. Beispielsweise:

a) *Umweltgeschichte*. Die Auswirkungen der Industrietechnologie auf Böhmen als Teil eines regionalen Musters.

- b) Diskursstudien. Was haben Deutsche und Tschechen tatsächlich zu- und übereinander gesagt und was läßt sich daraus erschließen (Richard White arbeitet in diesem Sinne über Engländer, Franzosen und Indianer in Nordamerika, um den „middle ground“ herauszufinden).
- c) Mentalitätsgeschichte. Vergleichende Studien zur Identitätsbildung unter Tschechen und Deutschen.
- d) Multikulturelle Geschichte. Analysen der sich überschneidenden Bereiche tschechischer und deutscher Kultur mit dem Ziel, gewisse Gemeinsamkeiten festzustellen (Es gibt beispielsweise eine spezifische „Tex Mex“-Kultur im amerikanisch-mexikanischen Grenzgebiet, die Elemente der Kultur beider Seiten enthält, aber etwas Eigenständiges darstellt. Wo können wir in Böhmen vergleichbare Verhältnisse finden?).

5) In enger Beziehung zu den vorangegangenen Überlegungen stünde der Versuch, andere Disziplinen für die vergleichende Untersuchung der deutsch-tschechischen Erfahrungen nutzbar zu machen. Hier ist z. B. an frauen- und kulturgeschichtliche Studien zu denken, an vergleichende Untersuchungen der ethnischen Entwicklung und an die Rolle von Regionen auf den internationalen Märkten (In diesem Zusammenhang wäre Miloslav Polívka's Studie über frühe moderne Handelsrouten interessant).

6) Rollenspiele: Ein deutscher und ein tschechischer Historiker sollten den Versuch unternehmen, die Position des anderen dadurch zu verstehen, daß sie einen Text vorlegen, der bewußt diejenige Argumentation präsentiert, die historisch jeweils mit der anderen Seite verknüpft gewesen ist. Anschließend kritisieren beide Historiker wechselseitig ihre Referate. Ein etwas weniger unangenehmes Forum für diesen Versuch könnte die AASS-Konferenz bieten.

Alle diese Überlegungen konvergieren in einer Art Entpolitisierung und Entideologisierung der modernen Geschichte der böhmischen Länder und zielen darauf ab, gemeinsame Erfahrungen zu entdecken, die für den Aufbau einer gemeinsamen Zukunft verwertet werden können. Für die Historiker zwischen 1890 und 1990 ging es hauptsächlich darum, den „nationalen Besitzstand“ abzustecken, künftige Historiker müssen eine andere Aufgabe haben.

ZWISCHEN OTHMAR SPANN UND ADOLF HITLER

Von Václav Kural

Die Diskussion über den Charakter der Sudetendeutschen Partei (SdP) Konrad Henleins ist zweifellos höchst notwendig, nicht nur aus historischer Sicht sondern auch aus aktuell-politischen Gründen, da es sich hierbei um eines der wichtigen, wenn auch wenig bearbeiteten Themen der tschechisch-deutschen Beziehungen in der Vergangenheit handelt. Um meine Stellungnahme nicht zu lang geraten zu lassen, greife ich nicht alle Fragen auf, die in der Kontroverse zwischen Friedrich Prinz einerseits und Christoph Boyer und Jaroslav Kučera andererseits angeschnitten wurden, sondern

beschränke mich auf wenige. Vorweg sei jedoch angemerkt, daß Boyer und Kučera, wie ich meine, im Kern recht haben. Beide gehören zur jüngeren Generation der Historiker, die auf tschechischer wie auf deutscher Seite die ältere, ihnen eher als „skizzenhafte Überlegungen“ erscheinende Literatur (so in Anm. 3 ihr Urteil über meine „halbdissidentische“ Arbeit, die ohne Zugang zu den Archiven geschrieben wurde) überprüfen, und dies auf der Grundlage einer sorgfältigen Analyse der Quellen, was heute methodisch besonders erforderlich und fruchtbar ist.

Dennoch glaube ich, daß auch Boyers und Kučeras Betrachtungsweise einer gewissen Strukturierung bzw. der Ergänzung bedarf. Meine erste Anmerkung betrifft das Verhältnis der beiden Strömungen in der Sudetendeutschen Heimatfront (SHF) und der SdP, der Ideologie Othmar Spanns und des Nationalsozialismus.

Prinz hebt – insgesamt im Einklang mit Auffassungen, wie sie, zurückgehend auf den Einfluß Walter Brands, im Umkreis des Witiko-Bundes vertreten werden – die Rolle der Ideen Spanns hervor, während Boyer und Kučera, im ganzen zutreffend, auf das größere Gewicht des Nationalsozialismus hinweisen. Meiner Ansicht nach erhoben beide Richtungen Anspruch auf die Führung in der SHF und der SdP, und es kommt darauf an, diese Rivalität zum einen auf der strukturellen, zum anderen auf der zeitlichen Ebene zu untersuchen: An der Basis gewann der nationalsozialistische, für Hitler optierende Kurs bald die Oberhand, während sich an der Spitze der Bewegung zuerst die Anhänger Spanns behaupteten. In der zweiten Phase, d. h. nach den Wahlen des Jahres 1935, übernahmen die Nationalsozialisten nach und nach auf beiden Ebenen die Führung.

In der tschechischen zeitgenössischen Publizistik und später, in der historischen Literatur der fünfziger Jahre, wurden Henlein-Partei und -Bewegung einfach als „Ersatzpartei“ für die Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei und die Deutsch-nationale Partei bezeichnet, die beide verboten worden waren¹. Diese Einschätzung ist nicht ganz von der Hand zu weisen, denn wir wissen, daß Hans Krebs und Otmar Kallina Henlein in diesem Sinne zu beeinflussen versuchten und Mitglieder beider Parteien in die SHF überwechselten. Dies war jedoch bei weitem nicht alles. Henlein verstand die SHF nicht als ein ihm erteiltes Lehen, sondern auch als eine durch seinen Willen geschaffene Organisation und als jemand, der sich auf den Kameradschaftsbund stützte, dessen geschickt verteilte Kader einen bedeutenden Beitrag zu dem bemerkenswerten Aufschwung der SHF leisteten.

Aus diesen Gründen beherrschten die Anhänger Spanns die gesamte Führung der SHF, in der K. H. Frank alles in allem eine Ausnahme darstellte. Ähnlich verhielt es sich in anderen Massenorganisationen, auch wenn die Nationalsozialisten dort gelegentlich – wie beispielsweise in den Gewerkschaften durch Rudolf Kasper – die Führung an sich rissen und sich in den Gruppen Aufbruch und Bereitschaft weitere Brückenköpfe schufen. In der Mitgliederbasis, die von Berlin und namentlich vom „Führer“ fasziniert war, bestand vermutlich ein anderes Kräfteverhältnis. „Vermutlich“ muß deshalb gesagt werden, weil die Entwicklung der Basis bisher nicht genau unter-

¹ Vgl. César, Jaroslav/Černý, Bohumil: Politika německých buržoasních stran v Československu v letech 1918–1938 [Die Politik der deutschen bourgeois Parteien in der Tschechoslowakei in den Jahren 1918–1938]. 2 Bde. Praha 1962.

sucht worden ist (und schwerlich jemals im Detail untersucht werden kann), sodaß wir hier – zumindest vorläufig – auf Rückschlüsse anhand der späteren Entwicklung angewiesen sind.

Für die Politik der SHF war jedoch entscheidend, daß ihre Führung in den Händen der Anhänger Spanns lag, die für das Programm der Autonomie eintraten (das später lediglich als „Tarnung“ bezeichnet werden sollte). Die Nationalsozialisten waren damit nicht zufrieden, doch bis zu den Wahlen hielten auch sie sich in der Hoffnung auf deren günstigen Ausgang zurück, und nach den Wahlen waren sie für eine kurze Zeit zunächst noch damit beschäftigt, ihren Erfolg zu verdauen. Nachdem Henleins Versuch gescheitert war, in die tschechoslowakische Regierung einzutreten und auf diesem Wege das Autonomieprogramm durchzusetzen, also nach dem Meinungs-umschwung bei den tschechischen Agrariern, die die unerwartete Stärke ihres bisherigen Schützlings in Angst und Schrecken versetzt hatte, wurde der Differenzierungsprozeß in der SdP durch nichts mehr gebremst. Aus der nun einsetzenden Krise ging die nationalsozialistische Richtung – wenn auch nicht mit einem Schläge – als Sieger hervor. Die Gründe hierfür lagen in den zunehmenden Erfolgen Hitlers auf internationaler Ebene, aber auch darin, daß die Arbeitslosigkeit in Deutschland rascher als in der Tschechoslowakei abgebaut werden konnte. Beides nährte den Radikalismus der Mitgliederbasis der SdP und die Ambitionen der Nationalsozialisten zur Übernahme der Partei. Eine Rolle spielte dabei auch die Verdrängung der Traditionalisten aus der Leitung der deutschen Volkstumspolitik und die Errichtung der Volksdeutschen Mittelstelle, die in die innere Entwicklung der SdP zugunsten der Parteigänger Hitlers eingriff. Ihren Beitrag zur Stärkung der nationalsozialistischen Richtung leisteten zudem die erheblichen finanziellen Mittel, die aus Berlin nach Asch flossen, und Boyer und Kučera weisen mit Recht auf die tatsächliche Höhe dieser Form der Unterstützung hin.

Dies alles (einschließlich solcher Einflüsse aus Deutschland wie beispielsweise der Versicherung deutscher Zöllner über die Grenze hinweg, daß der „Führer“ die Tschechoslowakei schon sehr bald „erledigen“ werde) stärkte die Position der Nationalsozialisten nicht nur an der Basis, sondern nun bereits auch unmittelbar in der Führung der SdP. Auch dort vollzog sich in wachsendem Maße der Übergang von einer Ideologie, die sich auf der Verliererstraße befand, zu einem siegesgewissen weltanschaulichen Programm, d. h. von Spann zu Hitler, wobei dies teils aus wirklicher Überzeugung geschah, teils aus Furcht (wahrscheinlich unter dem Eindruck der „Nacht der langen Messer“!), teils aus karrieristischen Gründen. Auswirkungen hatten auch die Ausschaltung Heinz Ruthas und die Kaltstellung Walter Brands.

Diese ganze Flucht in Richtung Berlin erreichte ihren Höhepunkt in dem Brief Henleins an Hitler vom 19. November 1937, der als Abschluß des Übergangs der SdP von den Positionen Spanns zu denen Hitlers und keineswegs als Beginn dieser Umorientierung verstanden werden muß. Dieser Brief ist ernst zu nehmen: Zwar enthält er einige konjunkturbedingte Rechtfertigungen, bringt aber andererseits die neue Situation der SdP und ihre nunmehr uneingeschränkt pronationalsozialistische Orientierung zum Ausdruck, und dies auch im Hinblick auf die Parteiführung. Dem Brief an den „Führer“ kam zudem praktisch-politische Bedeutung zu: Während Hitler in der Zeit des Hoßbach-Protokolls offen davon ausging, daß die Tschechoslowakei

nur im Wege eines Krieges vernichtet werden könne, zog er nach dem erwähnten Brief bei der Zerschlagung der ČSR auch die sudetendeutsche Bewegung ins Kalkül. Diese wurde damit – wie Henlein in seinem Brief ausdrücklich vorschlug – zu einem Faktor der Reichspolitik mit dem Ziel der Okkupation der gesamten böhmischen Länder und zugleich zu Hitlers „Fünfter Kolonne“. Hitler hat den Glaubenswechsel der SdP-Führung von Spann zu ihm selbst – wie Boyer und Kučera anmerken – durchaus gewürdigt und nicht nur den Nationalsozialisten, sondern offenbar auch den ehemaligen Spann-Anhängern schließlich recht ordentliche Sinekuren im Staatsapparat gewährt.

Die zweite Frage, die ich hier aufgreifen möchte, da sie in der Diskussion nicht nachdrücklich genug akzentuiert wurde, ist das Verhältnis der beiden Flügel in der SHF bzw. der SdP zur ČSR als einem quasi-Nationalstaat, der gleichwohl demokratischen Charakter hatte. Auch bei dieser Frage ist von einer Entwicklung auszugehen, die sich in vielfältiger Weise mit den bereits beschriebenen Auseinandersetzungen innerhalb der Henlein-Bewegung verknüpfte. In der ersten Phase, in der die Anhänger Spanns noch uneingeschränkt Regie führten, ist das Kernstück dieser Frage das Autonomieprogramm, d. h. die Verwirklichung der Selbstbestimmung der Sudetendeutschen in der Form der Autonomie im Rahmen der Tschechoslowakischen Republik.

Diese Forderung erklärte die SHF zu ihrem offiziellen Programm (so u. a. in Böhmisches Leipa), doch in seinem Brief vom November 1937 bezeichnete Henlein sie als bloße „Tarnung“, zu der man deshalb gegriffen hatte, um die Legalität der Bewegung aufrechterhalten zu können. Das klang recht überzeugend (schon „Oberlejtnant“ Lukáš seligen Angedenkens lobte Švejk dafür, daß er alles so gut begründen konnte!), war aber vor allem der Versuch, die Konvertiten vor dem drohenden Berliner „Gerichtshof“ in Schutz zu nehmen. Tatsächlich traten die Anhänger Spanns in der SHF und der SdP eine Zeitlang für Autonomie im Rahmen der ČSR ein. Dies sollte nicht bagatellisiert werden, doch geht es darum, deutlich zu machen, *wie* diese Autonomie aussehen und wozu sie dienen sollte.

Auch die Anhänger Spanns in der Führung der SdP bekannnten sich zu einem deutschen mitteleuropäischen Universalreich, das die Vorherrschaft in diesem gesamten Raum ausüben sollte, und waren geschworene Gegner der Demokratie. Zu ihren Zielen gehörte, Böhmen in eine Art Vasallenstellung gegenüber diesem mitteleuropäischen Reich zu manövrieren. Brand beschrieb seinen Prager Studenten das deutsche Interesse an der Tschechoslowakei mit den folgenden Worten: „Es geht nicht um die Lostrennung der sudetendeutschen Gebiete. Es geht vielmehr um die Erhaltung des ganzen Raumes, aber nicht im Wege einer gewaltsamen Okkupation, sondern durch politische und wirtschaftliche Einflußnahme, denn was sollen wir sonst mit den Tschechen machen? Sie müßten mehr oder weniger mit in den deutschen Einflußbereich einbezogen werden.“ Wie dies zu geschehen hatte, erläuterte Brand an einer Karte Mitteleuropas².

Es ist offensichtlich, daß „politischer und wirtschaftlicher Einfluß“ durch die geographische Umklammerung der ČSR ausgeübt werden sollte. Die äußere Ein-

² Brand, Walter: Auf verlorenem Posten. Ein sudetendeutscher Politiker zwischen Autonomie und Anschluß. München 1985, 55.

beziehung der ČSR in die deutsche Interessensphäre sollte im Innern des Landes durch den Druck des sudetendeutschen autonomen oder *föderalisierten* „Substaates“ ergänzt und beschleunigt werden. Dieser Druck der SHF bzw. SdP wird oft lediglich als das Bestreben interpretiert, eine gerechte Lösung des Nationalitätenproblems zu finden. Einem aufmerksameren Blick kann freilich nicht entgehen, daß die Vernichtung der politischen Demokratie, als deren letztes „Bollwerk“ im östlichen Mitteleuropa die ČSR galt, einen untrennbaren Bestandteil dieses Bestrebens bildete. Die Anhänger Spanns standen dem demokratischen System, wie erwähnt, mit aufrichtigem Haß gegenüber, und Brand hat sogar Hitler selbst scharf kritisiert, weil dieser sich – in welchem Umfang auch immer – demokratischer Instrumente (Wahlen, Mehrheitsbildung) bediente³.

In meinem Buch *Konflikt místo společnosti?* habe ich die Konzeption des sudetendeutschen autonomen „Substaates“ und ihre taktischen und strategischen Aspekte folgendermaßen knapp skizziert:

Die scheinbar gemäßigte Lösung des sudetendeutschen Problems, die der Öffentlichkeit gleichsam im Schafspelz vorgestellt wurde, barg doch die Wolfszähne in sich: Durch die sudetendeutschen Aktivitäten sollte in der Tschechoslowakei zunächst eine Art Staat, später dann ein völlig neuer Staat aufgebaut werden, der dem *wirklichen* Staat Spannscher Prägung glich und dem deutschen Universalstaat untergeordnet werden würde, ein Staat, für den die Überwindung der verhaßten Demokratie charakteristisch war und der durch einen elitären *weißen Stand* verwaltet werden sollte, der sich aus den *Lebensführern* und einem *staatstragenden Menschenkreis* an der Spitze mit dem *Führer* rekrutierte. Es sollte also nicht vergessen werden, daß die momentane Taktik gegenüber der ČSR den Endzielen des gesamten Reiches untergeordnet wurde: erst in der Konfrontation mit diesen erhält die Taktik der Anhänger Spanns ihren wahren Sinn. Und nach Brand hatte die Idee des *Reiches* – wie im Mittelalter – universalen Charakter, d. h. sie erhob Anspruch auf weltweite Gültigkeit. Neben ihr gebe es nichts Höheres, sie bedeute zumindest die Erfüllung des Sinns der Geschichte⁴.

Derartige Zielvorstellungen standen auch hinter den sechs Volksschutzgesetzen, die die SdP im April 1936 in der Form von Gesetzentwürfen vorlegte. Diese Entwürfe beruhten auf nationalen Zwangskatastern (im deutschen Fall ohne die Juden!) und auf der Verteidigung des nationalen Besitzstandes durch nationale Verbände. Die Verbände sollten auf Antrag der Versammlung der Abgeordneten und Senatoren der jeweiligen Nationalität entstehen; für die Annahme des Antrags genügte die einfache Mehrheit der Anwesenden. Danach wurden alle Abgeordneten und Senatoren Mitglieder des Vorstandes des Verbandes, der zum einen den formalen Verbandsvorsitzenden (als Leiter der Vorstandssitzungen) und zum anderen den sogenannten Sprecher wählte, unter dem der eigentliche Führer und Beherrscher des Verbandes verstanden wurde. Die Rolle des Vorstandes beschränkte sich im Grunde auf seine Wahl bzw. Abwahl. Da zu seiner Wahl die einfache Mehrheit der Anwesenden der beschlußfähigen Hälfte aller Abgeordneten und Senatoren ausreichte, konnte der „Sprecher“ sogar nur von einem Viertel der sogenannten nationalen, elitär verstandenen Vertretung gewählt werden. Der Vorstand konnte außerdem durch „zweck-

³ Walter Brand in Schulungsbrief Nr. IV an die Sudetendeutsche Jungenschaft. Zit. nach Was ist der KB [Kameradschaftsbund]. Prag o. J., 40.

⁴ Walter Brand in Junge Front, Januar 1932. Zit. nach Was ist der KB 20.

mäßige Kooptation“ erweitert werden und darüber entscheiden, ob der „Sprecher“ auf „zweckmäßigere Art“ als durch Wahl zu bestimmen sei. Ziel dieser organisatorischen Maßnahmen war die Schaffung einer „Volksgemeinschaft“, in der das Maß aller Dinge nicht der Einzelne, sondern das „Volk“ darstellen würde. Wer sich diesem Kriterium nicht unterordnete, sollte aus der Bewegung ausgeschlossen werden. Auf diese Art und Weise sollten in die tschechoslowakische Demokratie autoritäre oder totalitäre Elemente hineingeschmuggelt werden, die sie aushöhlen würden, denn der deutsche „Substaat“ sollte über sehr weitgehende Rechte verfügen und de facto den Status eines Teilstaates einer Föderation besitzen, während die staatliche Zentralmacht praktisch mit keinerlei Rechten ausgestattet wurde, die es ihr ermöglichten, die Einheit des Gesamtstaates, d. h. der ČSR, zu bewahren⁵. Dies war also das Verständnis von „Automie“ in der Spannischen Version (für das sich Henlein im November 1937 Hitler gegenüber zu rechtfertigen versuchte).

Die Dominanz einer an Spann orientierten Auffassung von den sudetendeutschen Zielen bedeutete selbstverständlich nicht, daß daneben in der SdP nicht radikalere, annexionistische, nationalsozialistische Vorstellungen existierten. Diesen haben sich die Anhänger Spanns in der Führung der SdP im November 1937, der die Auseinandersetzung zwischen den beiden Strömungen abschloß, schließlich untergeordnet, ja sie gingen nun noch weiter, indem sie die Annexion ganz Böhmens und Mährens, nicht nur der Grenzgebiete forderten. Das Verhältnis der SHF/SdP zur ČSR stellt sich also als Prozeß dar, und als einen solchen müssen wir es auch begreifen. Das Thema gehört freilich zu den Bereichen der tschechisch-deutschen Beziehungen, über die wir wenig wissen, und dies gilt für die gesamte sudetendeutsche Problematik vor und nach dem Krieg überhaupt. Der Weg zur Veränderung dieses Zustandes führt in eine Richtung, die – um es noch einmal zu sagen – in der hier behandelten Polemik u. a. durch Boyer und Kučera repräsentiert und gegenwärtig auch von der Tschechisch-deutschen Historikerkommission gefördert wird: Ihr Kennzeichen ist die sorgfältige Analyse der historischen Fakten.

ZWISCHEN VOLKSTUMSKAMPF UND NATIONALSOZIALISMUS

Von Ralf Gebel

Den politisch-ideologischen Standort der Sudetendeutschen Heimatfront/Sudetendeutschen Partei (SHF/SdP) zu bestimmen, ist schon allein deswegen besonders schwierig, weil sich der Historiker mit einer äußerst heterogenen politischen Sammlungsbewegung konfrontiert sieht, die auch ihrem Selbstverständnis nach keine Partei mit einem klaren Programm war. Der historischen Forschung ist es jedoch gelungen zu zeigen, daß vor allem in der früheren Phase ihrer Geschichte, die SHF/SdP entscheidend von den Mitgliedern des sogenannten Kameradschaftsbundes geprägt wurde. Mit Konrad Henlein, Heinz Rutha und Walter Brand entstammten nicht nur

⁵ Kural, Václav: *Konflikt místo společnosti? [Konflikt statt Gemeinschaft?]*. Praha 1993, 160–162.

die Träger der SHF-Mitgliedsnummern 1–3 dieser Vereinigung. Fast die gesamte Führungsriege kam aus dem Kameradschaftsbund, der sich an den Lehren des Wiener Philosophen Othmar Spann orientierte.

Deshalb ist es naheliegend, will man die SHF/SdP mit dem reichsdeutschen Nationalsozialismus vergleichen, um Unterschiede und Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten, vor allem den politisch-ideologischen Hintergrund des Kameradschaftsbundes genauer zu beleuchten. Die bisher vorliegenden Untersuchungsergebnisse könnten indes kaum weiter divergieren und belegen den noch immer vorhandenen Klärungsbedarf. Während Ronald M. Smelser dem Kameradschaftsbund bescheinigt, „einer der stärksten Gegner des Nationalsozialismus“¹ gewesen zu sein, konstatieren Christoph Boyer und Jaroslav Kučera in ihrem Beitrag zum vorliegenden Diskussionsforum eine „verdächtige ‚Kompatibilität der Ideen‘“ Spanns mit jenen der Nationalsozialisten. In ihrem Aufsatz, der die hier fortgesetzte Debatte auslöste, heißt es dementsprechend, die Unterschiede zwischen Nationalsozialismus und SHF/SdP reduzierten sich „letztlich auf Nuancen“².

Boyer und Kučera haben meines Erachtens alles in allem überzeugend nachgewiesen, daß Smelsers Urteil zu pointiert ist und im Grunde auch seinen eigenen Ausführungen nicht ganz gerecht wird. Die Nähe des von Spann geprägten Kameradschaftsbundes bzw. der SHF/SdP zum Nationalsozialismus, wird in der Tat selbst in Smelsers Argumentation offensichtlich. Die Ablehnung von Marxismus und Kapitalismus, von Liberalismus und Individualismus sowie das Ideal der „Volksgemeinschaft“ müssen hier als Indizien für diese Nähe genannt werden. Selbstverständlich gab es auch Unterschiede: Rassismus bzw. Antisemitismus z.B., entscheidende Merkmale der nationalsozialistischen Weltanschauung, finden sich bei der SHF/SdP kaum.

Vor allem gilt es aber zu beachten, daß die SHF/SdP hauptsächlich eine Partei des „Volkstumskampfes“ war. Hinter diesen Aspekt ihrer Politik traten alle anderen „weltanschaulichen“ Elemente zurück. Von dafür berufener Seite, von Hitler selbst, wurde die Sudetendeutsche Partei *deshalb* auch als nicht-nationalsozialistisch im reichsdeutschen Sinne eingestuft. Als Henlein nach der Eingliederung der sudetendeutschen Gebiete in das Dritte Reich dafür plädierte, die SdP zur Vorläuferorganisation der NSDAP zu erklären und alle ihre Mitglieder in die Partei Hitlers zu überführen – nicht zuletzt, weil dies seine Stellung als Gauleiter im Sudetengau befestigt hätte – weigerte sich der Diktator, dem nachzukommen. Er erklärte, daß „es sich bei der NSDAP um eine neue weltanschauliche Bewegung gehandelt habe, die eine innerdeutsche Auseinandersetzung mit weltanschaulichen und politischen Gegnern um ebensolche Prinzipien ausgefochten habe. Die Tätigkeit der [...] SdP habe im Gegensatz hierzu primär im Zeichen der Behauptung des eigenen Volkstums gestanden.

¹ Smelser, Ronald M.: Das Sudetenproblem und das Dritte Reich 1933–1938. Von der Volkstumspolitik zur Nationalsozialistischen Außenpolitik. München-Wien 1980, 57.

² Boyer, Christoph/Kučera, Jaroslav: Die Deutschen in Böhmen, die Sudetendeutsche Partei und der Nationalsozialismus. In: Nationalsozialismus in der Region. Beiträge zur regionalen und lokalen Forschung und zum internationalen Vergleich. Hrsg. von Horst Möller u. a. München 1996, 274.

Auch wenn [...] die SdP im Mai 1938 in Karlsbad ein offenes Bekenntnis zum Nationalsozialismus abgelegt habe, so sei ihr weltanschauliches Wollen doch keineswegs so klar ausgerichtet gewesen wie das der NSDAP. "Nach Ansicht Hitlers hätten sich die Sudetendeutschen vor allem deswegen für die SdP entschieden, weil sie sie als beste Vertretung ihres „Deutschtums“ angesehen hätten³. Ein Bericht des Sicherheitsdienstes der SS (SD) aus dem Juli 1938 übermittelt die Kritik eines überzeugten sudetendeutschen NS-Anhangers, die in dieselbe Richtung zielte. Ein ausführliches Zitat scheint hier lohnend. Nach dem „Anschluß Österreichs“ hätten „politische Chamäleons, mit widerlichen Jahrmarktsmanieren die nationalsozialistische Weltanschauung“ angeboten und sie „meistbietend“ vergeben: „Die ‚Rundschau‘ (Herausgeber Konrad Henlein)“ habe Aufsätze über den Nationalsozialismus veröffentlicht. Dabei sei die „Balkenüberschrift ‚Unsere nationalsozialistische Weltanschauung‘ [...] an sich schon vielsagend. Hier turnt ein K[ameradschafts]B[und]-Schreiberling allwöchentlich einmal um den Wesenskern der nationalsozialistischen Idee herum und rührt einen Gemeinschaftsbrei, der es den roten, schwarzen und reaktionären Mitgliedern der SdP ermöglichen soll, den Nationalsozialismus auszulegen.“ Bezeichnend dafür sei die Reaktion des sudetendeutschen politischen Katholizismus. Der Prälat Hilgenreiner, früher Abgeordneter der Christlich-Sozialen Volkspartei im Tschechoslowakischen Parlament, habe in Henleins „Karlsbader Bekenntnis“ eine „deutsche Weltanschauung“ und nicht Nationalsozialismus im Sinne Rosenbergs gesehen und erklärt: „Der Politiker, der in einer großen Bewegung die Worte oft vorfindet und sie nicht ohne weiteres ändern kann, muß zusehen, was darunter in der jeweiligen Lage verstanden wird. Aus dieser Betrachtung heraus haben wir Katholiken nichts angewendet, als sich Henlein für seine Bewegung zur ‚Nationalsozialistischen Weltanschauung‘ bekannte: So wie er sie öffentlich erklärt hat, ist sie einwandfrei.“⁴

Die von Boyer und Kučera konstatierte „Familienähnlichkeit“ zwischen SdP und NSDAP wird man aber dennoch allemal bestätigen können. Deutlich verweist darauf auch eine Aussage Josef Suchys, selbst ein wichtiger Vertreter des Kameradschaftsbundes, der nach dem Anschluß zunächst „Schulungsleiter“ in der NSDAP-Gauleitung Sudetenland wurde. Suchy erklärte 1937, „daß die Sudetendeutsche Partei an dem Schnittpunkt des reichsdeutschen Nationalsozialismus und des Austro-Faschismus stehe“⁵.

Ausgerechnet Suchy gehört aber andererseits zu jenen SdP-Politikern, die 1939 in einer groß angelegten „Säuberungsaktion“ aus ihren Ämtern entlassen, teilweise verhaftet und nicht zuletzt wegen ihrer Mitgliedschaft im Kameradschaftsbund in Dresden vor Gericht gestellt wurden. Dies wiederum läßt auf größere Divergenzen schließen oder zumindest darauf, daß wenigstens die Nationalsozialisten ihrerseits den Kameradschaftsbund als gegnerische und zu bekämpfende Organisation betrachteten.

³ Aussage von Henleins Stellvertreter als Gauleiter, Hermann Neuburg, vor tschechoslowakischen Untersuchungsbehörden nach Kriegsende. Archiv ministerstva vnitra [Archiv des Innenministeriums], Prag, 301-139-3, Bl. 9.

⁴ SD-„Lagebericht aus CSR“ vom 18.7.1938. Zentrum für die Aufbewahrung historisch-dokumentarischer Sammlungen (künftig ZfdAhdS) Moskau, 500-1-967 I, Bl. 31.

⁵ „CSR-Lagebericht des SD-Oberabschnitts Elbe“, März 1937. ZfdAhdS Moskau, 500-1-891, Bl. 324.

Um die Spannung zwischen offensichtlicher Nähe der Kameradschaftsbündler zu nationalsozialistischen Vorstellungen einerseits, die Kritik aus dem nationalsozialistischen Lager an den Mitgliedern des von Spann inspirierten Zusammenschlusses und die spätere Verfolgung einiger von ihnen durch das NS-Regime andererseits aufzulösen, muß meines Erachtens wieder stärker eine Frage in den Mittelpunkt der Debatte gerückt werden, die zuletzt etwas vernachlässigt wurde: Die Frage nach der außen- bzw. volkstumpolitischen Zielsetzung der SdP, nach ihrer Stellung zwischen den bestimmenden und unvereinbaren Polen sudetendeutscher Politik, zwischen Anschluß an das Reich einerseits und einer wie immer gearteten Autonomie innerhalb der ČSR andererseits.

Die momentan geführte Diskussion, so wichtig sie ist, dreht sich nur noch in relativ geringem Maße um diese für die historische Einordnung der SHF/SdP letztlich doch entscheidende Frage. Damit unterscheidet sie sich auch auffällig von der von den Zeitgenossen Henleins geführten Diskussion über Wesen und Ziele der SHF/SdP. Verfolgt man diese, so stellt man bald fest, daß es dabei relativ wenig um das Demokratieverständnis der SHF/SdP, ihr äußeres Erscheinungsbild oder etwa um die Bedeutung der ständestaatlichen Vorstellungen Spanns und ihre Auswirkung auf die SHF/SdP ging. Als entscheidend wurde vielmehr die Frage erachtet, wie diese zum Tschechoslowakischen Staat stand, ob ihren Loyalitätsbekundungen ihm gegenüber Glauben geschenkt werden sollte oder ob man diese als taktische Winkelzüge einer unter dem Damokles-Schwert des Verbots stehenden Partei ansehen mußte. Diese Frage bestimmte die innerparteilichen Zwistigkeiten, letztlich aber auch die Diskussion im tschechischen Lager und die Haltung des Dritten Reiches gegenüber der SHF/SdP.

Die sudetendeutschen Nationalsozialisten, die Henlein und die Kameradschaftsbündler immer wieder kritisierten, taten dies kaum wegen deren möglicherweise ständestaatlicher Konzepte oder wegen fehlenden „Engagements“ in der „Judenfrage“. Den wirklichen Kern der Auseinandersetzungen zwischen den Parteien in der Partei faßte schon 1933 der deutsche Gesandte in Prag, Koch, treffend zusammen: „Von Nationalsozialisten mit dem Blick auf ein Groß-Deutschland wird den Kameradschaftsbündlern vorgeworfen, daß sie den ‚sudetendeutschen Menschen‘ analog dem ‚österreichischen Menschen‘ schaffen wollen, daß sie also nicht zum Reich streben, sondern vom Reiche fort. Damit wäre der Weg zu einer Art Verschweizerung offen.“⁶

Am Begriff des „Sudetendeutschen Stammes“ läßt sich der innerparteiliche Konflikt festmachen. Die Sudetendeutschen stellten als eigenständige Volksgruppe zunächst ein ähnliches Konstrukt dar wie die „Tschechoslowaken“ – dieses „als Einheit gedachte Sprachvolk“, dessen fiktionalen Charakter nicht erst die Trennung im Jahre 1993 offenbarte⁷. Eine einheitliche sudetendeutsche Mundart hat es beispielsweise

⁶ Koch an das Auswärtige Amt (AA) v. 8. 11. 1933. Deutsche Gesandtschaftsberichte aus Prag. Innenpolitik und Minderheitenprobleme in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Teil IV. Vom Vorabend der Machtergreifung in Deutschland bis zum Rücktritt von Präsident Masaryk 1933–1935. Berichte des Gesandten Koch, der Konsuln von Bethusy-Huc, von Druffel, von Pfeil und des Gesandtschaftsrates von Stein. Ausgewählt, eingeleitet und kommentiert von Heidrun und Stephan D o l e z e l. München 1991, 87f.

⁷ Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 4: Der tschechoslowakische Staat im Zeitalter der modernen Massendemokratie und Diktatur. Hrsg. v. Karl B o s l. Stuttgart 1970, VIII. Dort auch der Begriff der Fiktion.

nie gegeben. Je nach dem Gebiet, an das die von Deutschen bewohnten Gebiete Böhmens, Mährens und Mährisch-Schlesiens grenzten, sprach man etwa bayerisch, fränkisch, sächsisch oder schlesisch. Auch eine gemeinsame Bezeichnung, Kennzeichen für ein Zusammengehörigkeitsgefühl für die in den böhmischen Ländern lebenden Deutschen, gab es zunächst nicht. Entweder sprach man von Deutsch-Böhmen bzw. Deutsch-Mähren oder ganz einfach von Österreichern. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts wurde der Begriff „sudetendeutsch“ geprägt.

Populär wurde dieses Wort aber erst allmählich nach dem Untergang des Habsburgerreichs und der Gründung der Tschechoslowakischen Republik 1918. Die Nachkriegswochen markieren hierbei den Übergang: zwei der überwiegend von Deutschen bewohnten Provinzen, die sich an Deutsch-Österreich und mit diesem zusammen an das Deutsche Reich anschließen wollten, nannten sich „Deutschböhmen“ und „Sudetenland“⁸. In den folgenden Jahren setzte sich die Bezeichnung „Sudetenland“, ursprünglich „eine eher akademische Formel“⁹, für alle überwiegend von Deutschen besiedelten Randgebiete der ČSR immer weiter durch.

In der Tschechoslowakischen Republik hatten sich die Lebensbedingungen der Deutschen plötzlich und fundamental verändert. Sie hatten ihre bis dahin normale und gesicherte Stellung innerhalb der Donaumonarchie verloren. Sie waren nun mit einem Bevölkerungsanteil von etwa 23 % eine Minderheit in dem neuen Staat, den sie mehrheitlich wohl nicht gewollt hatten. Durch die Zertrennung der „traditionellen Fäden nach Wien“¹⁰, durch die völlig neuartige Situation, war auch stärker „das Bedürfnis gegeben, diese Deutschen [...] mit einem gemeinsamen Namen zu bezeichnen“¹¹. Ein „vielstämmiges deutsches Konglomerat“ gewann gleichsam „in Frontstellung zu Prag zunehmend an nationaler Identität“¹².

Aber erst die Sudetendeutsche Heimatfront Konrad Henleins nahm den jungen Begriff in ihren Namen auf und erhob ihn gleichsam zum politischen Programm. In seiner vielbeachteten Rede vor der Presse in Prag am 8. Oktober 1933, also unmittelbar nach Gründung der SHF, sprach Henlein insgesamt sechsmal vom „sudetendeutschen Stamm“¹³. Dieser Ausdruck, der zunächst zum festen Repertoire Henleins und

⁸ Seibt, Ferdinand: Deutschland und die Tschechen. Geschichte einer Nachbarschaft in der Mitte Europas. München 1993, 12.

⁹ Prinz, Friedrich: Geschichte Böhmens 1848–1948. München 1988, 376.

¹⁰ Alexander, Manfred: Phasen der Identitätsfindung der Deutschen in der Tschechoslowakei, 1918–1945. In: Nation. Nationalismus. Postnation. Beiträge zur Identitätsfindung der Deutschen im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. v. Harm Klüeting. Köln-Weimar-Wien 1992, 125.

¹¹ Wir Sudetendeutschen. Hrsg. v. Wilhelm Pleyer. Salzburg 1949, 202.

¹² Prinz: Geschichte Böhmens 376. Zum Begriff der sudetendeutschen Identität, mit seinen zahlreichen Implikationen auch für die aktuelle politische Diskussion über das deutsch-tschechische Verhältnis, siehe Hahnová, Eva: Sudetoněmecký problém. Obtížné loučení s minulostí [Das sudetendeutsche Problem. Schwieriger Abschied von der Vergangenheit]. Praha 1996, 40ff.

¹³ Ein Exemplar der „Rede vor den Vertretern der Presse am 8. Oktober 1933 im Hotel ‚Blauer Stern‘ zu Prag“ befindet sich in der Staatlichen Wissenschaftlichen Bibliothek Reichenberg (Liberec), Sammlung Henlein. Vgl. auch das Memorandum über „Sudetendeutsche Politik – Lage und Folgerungen“ (1933), das mutmaßlich aus Henleins Feder stammt. Dort heißt es: „Das Sudetendeutschtum hat sich weder in Österreich noch zu Beginn des tschechoslowa-

seiner engsten Mitarbeiter gehörte, löste alsbald eine heftige Diskussion aus. Der Vorwurf der Gegner des Stammesbegriffs lautete, daß es sich dabei um einen Beleg für Separatismus handele. Mit der Schaffung eines sudetendeutschen Stammes würde die Entfremdung vom deutschen „Mutternvolk“ betrieben. In einer Denkschrift an das Reichsministerium des Innern vom 1. November 1938¹⁴ und in einem Rundschreiben vom 14. Juli 1939¹⁵ faßte Rudolf Lodgman v. Auen, jener Politiker, der 1918 den Anschluß der sudetendeutschen Gebiete an Deutsch-Österreich und den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich betrieben hatte, seine Kritik zusammen: Er habe die von Henlein am 8. Oktober 1933 „verkündete Umwandlung der sudetendeutschen Bevölkerung in einen sudetendeutschen ‚Stamm‘, dessen Wohl unlösbar verbunden ist mit dem Wohle des Gesamtstaates [gemeint war von Henlein die Tschechoslowakische Republik, R. G.] als schlimmsten ‚Separatismus‘“ betrachtet, der ihm die Zusammenarbeit mit Henlein unmöglich gemacht habe¹⁶.

Die für Henlein weitaus gefährlicheren Gegner als Lodgman befanden sich jedoch in den eigenen Reihen: die radikalen Nationalsozialisten der nach der gleichnamigen Zeitschrift benannten Gruppe „Aufbruch“, die von der SHF/SdP aus der Erbmasse der 1933 aufgelösten Deutschen Nationalsozialistischen Arbeiterpartei (DNSAP) übernommen worden waren. In der Ausgabe des „Aufbruch“ vom 19. Mai 1938 heißt es – bemerkenswerterweise schon im Imperfekt – über den Konflikt: „Kompromißlos und unerbittlich kämpften wir vor allem gegen alle separatistischen Tendenzen, die innerhalb und außerhalb der sudetendeutschen Einheit am Werke waren. Wir haben die Versuche, mit Hilfe einer sudetendeutschen Stammesideologie unsere Volksgruppe von Vaterland und Mutternvolk abzuspalten, erfolgreich bekämpft.“

Dabei hatte Henlein selbst schon in der bereits erwähnten Rede 1933 und auch danach immer wieder die Verbundenheit mit „der gesamten deutschen Kulturgemeinschaft“ und die „geistig-seelische Verbundenheit“ der Sudetendeutschen mit dem deutschen Volk über die Grenze der ČSR hinaus betont¹⁷. Im „Deutschen Haus“ in Prag hielt er am 23. Februar 1936 eine vielbeachtete Rede zum Thema „Sudetendeutschtum und gesamtdeutsche Kultur“, in der er es ablehnte, „eine sudetendeutsche Sonder-

kischen Staates als geschlossene Einheit empfunden. [...] erst aus der gemeinsamen Not entstand innerhalb des Sudetendeutschtums das Gefühl einer schicksalsmäßigen Zusammengehörigkeit, seiner unauflöselichen Verbundenheit. So erwuchs allmählich jene Einheit des sudetendeutschen Stammes [...]“. Státní ústřední archiv (Staatliches Zentralarchiv, künftig SÚA) Prag, SdP, Kart. 3. Der Text der Prager Rede ist ebenfalls abgedruckt in Konrad Henlein spricht. Reden zur politischen Volksbewegung der Sudetendeutschen. Hrsg. v. Rudolf Jahn, 2. Aufl. Karlsbad-Leipzig 1937. Bemerkenswerterweise wurde hier der Begriff „sudetendeutscher Stamm“, da er zu diesem Zeitpunkt nicht mehr opportun war, durch „Sudetendeutsche“, „sudetendeutsche Volksgruppe“ oder „Sudetendeutschtum“ ersetzt.

¹⁴ Bundesarchiv (künftig BA) Berlin, R 18/5420.

¹⁵ Státní oblastní archiv (künftig SOA) Leitmeritz (Litoměřice), Nachlaß Lodgmann von Auen, Kart. 9.

¹⁶ E b e n d a. Daß ausgerechnet Lodgmann von Auen, der nach dem Krieg erster Vorsitzender der Sudetendeutschen Landsmannschaft wurde, damals die Schaffung eines sudetendeutschen „Stammes“ und später auch die des Sudetengaus ablehnte, zeigt, in welchem Maße die sudetendeutsche „Identität“ ein Produkt der Nachkriegszeit ist, das vor allem aus der gemeinsamen Erfahrung der Vertreibung herrührt.

¹⁷ Rede Henleins vom 8. Oktober 1933 in Prag, S. 13 (Wie Anm. 13).

kultur zu züchten“¹⁸. Es liegt daher zunächst einmal die Schlussfolgerung nahe, daß es sich bei der Diskussion um den Stammesbegriff um ein Mißverständnis oder um eine „akademische“ Auseinandersetzung gehandelt habe, zumal auch schon der sudetendeutsche Nationalsozialist Hans Knirsch 1919 von den Deutschen in der ČSR als „Stamm“ und sein „Parteigenosse“ Rudolf Jung sogar von der „sudetendeutsche[n] Nation“ gesprochen hatte¹⁹.

Auch Henlein und die Kameradschaftsbündler wußten, daß die Sudetendeutschen keine „biologisch[e]“ Einheit waren. Sie waren aber der Ansicht, sie seien dies in politischer Hinsicht. Das Ziel müsse sein: „Selbstdisziplinierung und Selbsterziehung des Sudetendeutschums, einheitliche Durchorganisation unseres Stammes in politischer, religiöser, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht.“²⁰ Das aber wäre auf eine Schwächung der Verbindungen zum Deutschen Reich, auf die Schaffung bzw. Festigung des sudetendeutschen „Stammes“ hinausgelaufen. Gerade dies lehnten die „Großdeutschen“ und Nationalsozialisten jedoch ab.

Daß es sich nicht um eine Begriffsdebatte ohne politische Bedeutung oder um ein Mißverständnis zwischen um die Macht rivalisierenden Gruppen handelte, wird vor allem dann deutlich, wenn man die konkrete Politik Heinleins und der Sudetendeutschen Partei in den ersten Jahren ihrer Existenz betrachtet. Solange der Kameradschaftsbund innerhalb der SHF/SdP das Übergewicht hatte, wurde eine Autonomiepolitik verfolgt, die auf eine Regelung der sudetendeutschen Frage innerhalb des tschechoslowakischen Staatsverbandes abzielte – zu einem Zeitpunkt, da die „Alt-Nationalsozialisten“ schon lange für den Anschluß an das Reich kämpften.

In diesem Punkt unterschätzen meines Erachtens Boyer und Kučera die Eigenständigkeit der SHF/SdP. In seiner berühmten Rede von Böhmischem Leipa am 21. Oktober 1934 erklärte Henlein, daß für ihn der Nationalsozialismus an der Grenze der ČSR haltmache und daß sie SHF zur loyalen Zusammenarbeit mit den Tschechen in einem gemeinsamen Staat bereit wäre²¹. Daß dies nicht nur vor allem für die tschechische Öffentlichkeit bestimmte Propaganda-Phrasen waren, belegt das Protokoll der Sitzung der SHF-Hauptleitung vom 24. September 1934. Hier wurde beschlossen, die „Bewegung“ auf eine Autonomie-Regelung „einzuschwören“: „Anschließend an die progammatische Erklärung hat sofort die Schulungsarbeit und kleine Versammlungstätigkeit einzusetzen. Vor allem Schulung der Amtswalter. Tenor: endgültiger Bruch

¹⁸ Henlein, Konrad: Sudetendeutschtum und gesamtdeutsche Kultur. Berlin [1936], 2. Die Rede wurde ebenfalls veröffentlicht unter dem Titel „Die deutschen Kulturaufgaben in der Tschechoslowakei“. Bücherei der Sudetendeutschen, 1. Reihe, 7. Heft. Karlsbad-Leipzig 1936, 11.

¹⁹ Knirsch hatte am 16. 11. 1919 gesagt: „Wir fordern als untrennbarer Stamm der deutschen Nation [...] das volle Selbstbestimmungsrecht [...]“, Jung formulierte 1927: „Alle Staatsbürger [der ČSR, R. G.] deutscher Volkszugehörigkeit bilden die sudetendeutsche Nation.“ Zitiert nach Jung, Rudolf: Das deutsch-tschechische Problem und die gegenwärtigen Forderungen der sudetendeutschen Volksgruppe. Monatshefte für Auswärtige Politik 5 (1938), 807f.

²⁰ Denkschrift [1933] über „Sudetendeutsche Politik – Lage und Folgerungen“ (wie Anm. 13).

²¹ Vgl. dazu Bericht Kochs an das Auswärtige Amt vom 22. 10. 1934. Gesandtschaftsberichte aus Prag, Teil IV, 155ff. Zusammenfassend bezeichnete Koch Heinleins Ausführungen als „Verzichtleistung der heute stärksten sudetendeutschen Gruppe auf den großdeutschen Gedanken“. Ebenda 158.

mit der großdeutschen Idee, Aufräumen mit dem Gedanken, daß das sudetendeutsche Gebiet von Hitler von Deutschland aus erobert werden könnte.“²² „Die Henleinfront“, konstatierte folgerichtig auch der SD, „wird immer stärker ‚aktivistisch‘“²³. Henleins Loyalitätsbekundungen gegenüber der ČSR waren nicht nur Taktik. Dies festzustellen heißt aber noch lange nicht, Henlein eine demokratische Gesinnung zuzugestehen. Der SHF blieb 1934 schlichtweg nichts anderes übrig, als sich um einen Ausgleich mit den Tschechen zu bemühen.

Ein bisher unbekanntes Dokument bestätigt diese Interpretation und damit auch die Ergebnisse Smelers bezüglich dieses Aspekts der SHF/SdP-Geschichte. Es handelt sich dabei um eine Gedächtnisniederschrift über eine Besprechung Henleins u. a. mit den sudetendeutschen „Alt-Nationalsozialisten“ Hans Krebs und Anton Kreissl, die am 20. Februar 1943 im Gästehaus des Regierungspräsidiums Aussig stattfand. Henlein hatte das Treffen anberaumt, „um über diejenigen Dinge zu sprechen, die sich zwischen ihm und die Männer [...] des ‚Aufbruchs‘ bisher hindernd gestellt“ hätten. Er legte zunächst seinen politischen Werdegang dar und sagte, er „habe zu Beginn der SHF keine Fühlung mit dem Führer genommen, da er der Meinung war, daß sich das Sudetendeutschtum von selbst auf die Beine stellen müsse“. Erst dann habe er „dem Führer die Bewegung zur Verfügung stellen“ wollen. Der Zusatz klingt nach Rechtfertigung Henleins, der nach dem Anschluß immer wieder versuchte, sich und seine Partei als von Anfang an nationalsozialistisch und auf den Anschluß ausgerichtet darzustellen. Entscheidend ist hier die Feststellung Henleins, daß die SHF/SdP keineswegs sofort nach ihrer Gründung mit dem Dritten Reich zusammenarbeitete. Genauere Angaben über den Zeitpunkt, ab wann das so war, machte Henlein leider nicht. Im hier vorliegenden Zusammenhang sind besonders die Ergänzungen Hans Krebs' zu Henleins Ausführungen von Belang. Hitler habe ihm, sagte Krebs, damals Regierungspräsident von Aussig,

den Auftrag erteilt, jedwede offizielle Verbindung mit den Sudetendeutschen zu unterlassen und der Führer habe Krebs gesagt, daß er unter keinen Umständen außenpolitisch mit den anderen Staaten wegen der volksdeutschen Frage in Konflikt kommen solle, daß er dieses Problem auf eine andere Weise lösen würde. Inzwischen habe aber der Führer seinen Stellvertreter Hess beauftragt, notwendige Entscheidungen bezgl. der Volksdeutschen unmittelbar zu treffen, damit der Führer außer jedem Obligo bleibe. Hess habe nun den Fehler gemacht, die Verantwortung nicht selbst zu beantragen, sondern habe damit den Prof. Steinacher vom VDA betraut. Steinacher betrieb nun eine eigene Politik, indem er das Wort Dr. Goebbels „Der Nationalsozialismus ist keine Exportware“ dahingehend auslegte, daß der Bereich des Nationalsozialismus sich mit den Staatsgrenzen decke und daß sich die Volksdeutschen im Ausland nicht nur mit den Gedanken des Nationalsozialismus nicht befassen dürfen, daß im Gegenteil für die deutsche Volksgruppe im Ausland der Nationalsozialismus direkt schädlich sei und zur Zerstörung der Volksgruppen [...] führen müsse. Diese gänzlich falsche Auslegung der nationalsozialistischen Grundsätze trieb aber Steinacher noch weiter, in dem er in den deutschen Volksgruppen der einzelnen Länder, wie im Sudetenland [...] usw. gerade diejenigen Gruppen geistig und mit finanziellen Mitteln stärkte, die bereit waren, [gegen] den Nationalsozialismus in den deutschen Volksgruppen anzukämpfen. Im Sudetengau war das eben der KB²⁴.

²² SÚA Prag, SdP, Karton 6.

²³ „Stimmungs- und Lagebericht für die Grenznachrichtenstelle beim SD-Oberabschnitt Mitte (Tschechoslowakei)“ vom 15. 10.–20. 12. 1934, ZfdAhdS Moskau, 500–1–959, Bl. 27.

²⁴ Gedächtnisniederschrift über die Besprechung vom 20. 2. 1943, SOA Leitmeritz, Außenstelle Brüx (Most), Gauselbstverwaltung, Karton 1, 4/3/2. Hans Krebs gehörte zu jenen,

Auch die Kritik Rudolf Lodgman von Auens zielte in diese Richtung. Der „Geist“ des Kameradschaftsbundes habe, so befand er noch nach dem Münchener Abkommen, „niemals im Dienste der alldutschen Idee gestanden; daß er schließlich, von der Dynamik des Nationalsozialismus überrannt, im Alldeutschland und dem Nationalsozialismus landete, war seine Tragik oder sein Glück, ist aber keinesfalls sein Verdienst“²⁵.

Smelser ist es gelungen, schlüssig zu zeigen, daß Henlein erst im Herbst 1937 selbst endgültig auf die Linie der Anschlußbefürworter einschwenkte. Erst ab diesem Zeitpunkt sollte man auch die SdP als „Fünfte Kolonne“ Hitlers bezeichnen und Henlein als dessen williges Werkzeug. Im März 1938 versprach er dem Diktator, von der Regierung in Prag immer so viel zu fordern, daß diese seine Forderungen unmöglich erfüllen könne²⁶.

Selbst zu diesem Zeitpunkt gab es innerhalb der SdP sogar noch Vertreter des Kameradschaftsbundes, die für eine Autonomieregelung plädierten. „Gefährlich“, so ein SD-Lagebericht aus dem Sommer 1938, sei die „Propaganda“ der „Kameradschaftsbündler [...], mit der sie öffentlich für den Gedanken werben, daß sich das Sudetendeutschtum mit der Autonomie zufriedengeben solle“²⁷. Dies waren freilich nur noch Rückzugsgefechte: inzwischen verfolgte auch die SdP-Führung das Ziel des Anschlusses. Der Übergang zu dieser Position erfolgte fließend. Wann sich das Blatt zwischen Autonomie und Anschluß gewendet hatte, dürfte kaum jemals genau zu bestimmen sein. Henleins Denkschrift an Hitler vom November 1937 ist jedenfalls ein wichtiger Markstein dieser Entwicklung.

Daß es die SdP-Führung mit ihrer lange Zeit erhobenen Forderung nach Autonomie ernst gemeint hatte, zeigt indes auch die Entwicklung nach dem Anschluß. Wie zuvor Arthur Seyss-Inquart in Österreich, so hoffte auch Konrad Henlein auf einen „evolutionären“ Anschluß der sudetendeutschen Gebiete²⁸. In meiner Dissertation werde ich zeigen, daß sein Ziel der Autonomie in gewisser Weise auch nach dem Abkommen von München bestehen blieb. Henlein und die SdP-Führung hatten erwartet,

die bis zuletzt die Kameradschaftsbündler nicht als ideologisch Gleichgesinnte anerkennen wollten. Noch in seinem Prozeß nach Kriegsende erklärte er den tschechoslowakischen Untersuchungsbehörden – ein sicherlich für seine eigene Position nicht eben vorteilhaftes Vorgehen – die Differenzen zwischen ihm und Henlein hätten daher gerührt, daß er, Krebs, Nationalsozialist gewesen sei, „während Henlein zur Gruppe Kameradschaftsbund gehörte.“ SOA Prag, Prozeß gegen Hans Krebs und Konsorten, Protokoll Hans Krebs, Bd. 5, S. 100.

²⁵ Denkschrift an das Reichsministerium des Innern vom 1. 11. 1938 (wie Anm. 14).

²⁶ Vortragsnotiz mit Bericht Henleins über seine Audienz bei Hitler am 28. März 1938. Akten zur deutschen auswärtigen Politik. Serie D (1937–1945). Bd. II: Deutschland und die Tschechoslowakei (1937–1938). Baden-Baden 1950, 158.

²⁷ SD-„Lagebericht CSR“ Nr. 4 v. 20. 7. 1938. ZfdAhdS Moskau, 500–1–959, Bl. 153.

²⁸ Noch am Tag des deutschen Einmarschs in Österreich rief ausgerechnet der doch für diese Entwicklung in hohem Maße mitverantwortliche Seyss-Inquart: „[Es] ist entsetzlich, wir schlittern ja mit vollen Segeln in den Anschluß hinein!“ Aufzeichnungen des ehemaligen Sicherheitsdirektors für Oberösterreich, Revertera, v. April 1946. Abgedruckt in: „Anschluß“ 1938. Eine Dokumentation. Hrsg. v. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes. Wien 1988, 328. Zum Begriff des evolutionären Anschlusses vgl. Rosar, Wolfgang: Deutsche Gemeinschaft. Seyss-Inquart und der Anschluß. Wien-Frankfurt-Zürich 1971, 341.

daß man ihnen die Eingliederung und Regierung des neuen „Reichsgaus“ weitgehend überlassen würde. Immer wieder kam es, z. B. in der Personalpolitik und in wirtschaftlichen Angelegenheiten, zu Auseinandersetzungen mit Berlin, das ganz andere Vorstellungen hatte als Reichenberg. Diese Konflikte mit der Reichsführung – wie schon in den Jahren zuvor war auch jetzt der Sicherheitsdienst der SS unter Heydrich der mächtigste Gegner Henleins innerhalb des NS-Apparates – führten schließlich so weit, daß Henlein 1940 um sein Amt als Gauleiter fürchten mußte. In der Frage, wie die Beziehungen zwischen dem Sudetengau und dem seinem Anspruch nach streng zentralistischen Dritten Reich geregelt werden sollten, bestanden also *vor* und *nach* dem Münchener Abkommen schwerwiegende Meinungsverschiedenheiten zwischen Henlein und dem von ihm repräsentierten Flügel der SdP einerseits und der Regierung in Berlin andererseits. Daraus zu folgern, die Kameradschaftsbündler hätten generell in einem ideologischen Gegensatz zur NSDAP und zum Dritten Reich gestanden, ginge fehl. Den beschriebenen Dissens anzuerkennen ermöglicht jedoch, die interpretatorische Spannung zwischen der offenkundigen Nähe des Kameradschaftsbundes zu vielen Komponenten der nationalsozialistischen Weltanschauung und ihrem Konflikt mit den sudetendeutschen „Alt-Nationalsozialisten“ bzw. dem NS-Regime zu erklären und zur Bestimmung des politisch-ideologischen Standortes der SHF/SdP beizutragen.

CHRONIK

ZWEI INTERDISZIPLINÄRE BOHEMISTEN-TREFFEN 1997

Die deutschsprachige Forschung zu den böhmischen Ländern, der Tschechoslowakei bzw. der Tschechischen und der Slowakischen Republik befindet sich seit Anfang der neunziger Jahre in einem beachtlichen Aufschwung. Nicht nur in Geschichte, Zeitgeschichte, Kunstgeschichte, Germanistik, Slawistik, Volkskunde und Geographie, sondern vor allem auch in den Politik- und Sozialwissenschaften wurden und werden neue Forschungsprojekte unterschiedlichen Umfangs begonnen und durchgeführt, die oft regional vergleichend, vor allem aber überwiegend mit historischen Bezügen arbeiten. Nicht zuletzt im engeren Bereich der Geschichtswissenschaften wurden zahlreiche Vorhaben, hier häufig im Rahmen von Magisterarbeiten oder Dissertationen, begonnen. Dieses breite Spektrum der Themen führt zu einer hohen Spezialisierung, die nur punktuell durch Fachtagungen überbrückt werden kann. Dies war der Anlaß für das Collegium Carolinum 1997 zwei Veranstaltungen durchzuführen, wobei mit dem Münchner Bohemisten-Treffen möglicherweise eine neue Tradition gegründet wurde, während in der Reihe der inzwischen traditionellen Nachwuchstagungen des Herder-Instituts in Marburg erstmals eine derartige Veranstaltung allein Forschungen der böhmischen Länder und der Slowakei galt.

Das Ziel des „Ersten Münchner Bohemisten-Treffens“, das vom Collegium Carolinum in seinen Räumen in der Hochstraße am 4. März 1997 veranstaltet und von Robert Luft konzeptionell und organisatorisch vorbereitet wurde, war es, geplante oder laufende Forschungsvorhaben im Bereich der deutschsprachigen Bohemistik vorzustellen und den fachwissenschaftlichen Kontakt bzw. interdisziplinären Austausch innerhalb der Fachrichtung Bohemistik herzustellen und zu intensivieren. Bohemistik wird dem Institutverständnis entsprechend dabei – über den engeren sprachwissenschaftlichen Sinne hinaus – als interdisziplinäre, überwiegend historisch orientierte Beschäftigung mit dem Raum der böhmischen Länder bzw. Tschechiens sowie auch der Slowakei verstanden.

Am Vormittag der ganztägigen Veranstaltung, die vom stellvertretenden Vorsitzenden des Collegium Carolinum, Hans Lemberg, eröffnet und im ersten Teil geleitet wurde, stellten drei Forscher neue Ergebnisse von langjährigen, weitgehend abgeschlossenen Forschungsvorhaben vor. Unter dem Obertitel „Innere Krisen und internationale Verflechtungen in den dreißiger und vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts“ wurden politische und ökonomische Aspekte der tschechoslowakischen Geschichte zwischen 1933 und 1948 behandelt.

In seinem Beitrag „Die Tschechoslowakei und die Weltwirtschaftskrise“ verglich Christoph Boyer (Dresden) in ökonomischer und wirtschaftspolitischer Hinsicht die tschechoslowakische Situation mit der Deutschlands bzw. ostmitteleuropäischer

Staaten und kam zu dem Ergebnis, daß die ČSR, trotz unterschiedlicher Strategien, mehr Gemeinsamkeiten mit Deutschland aufwies als mit seinen östlichen Nachbarn und daher nicht einem osteuropäischen Typus des Krisenverlaufs zugeordnet werden könne. Peter Heumos (München) stellte aufgrund des Briefwechsels west- und ostmitteleuropäischer Sozialisten und Sozialdemokraten das Thema „Die europäische sozialistische Bewegung und die Anfänge des Kalten Krieges 1945–1948“ vor. Er konnte zeigen, daß spätestens ab 1947 britische wie französische oder belgische Politiker die Polarisierung zwischen USA und UdSSR als kaum überwindbar hinnahmen und gegen festere sozialistisch-kommunistische Bündnisse waren. Entscheidend habe aber die Deutschland-Frage bzw. die Frage der Zusammenarbeit mit der SPD die Strategien der Parteien in Ost und West beeinflusst. Im Mittelpunkt des Referats von Roland J. Hoffmann (München) über das Thema „Februar 1948: Widerstand in der Heimat oder Exil? Flucht und Emigration im Kalkül Edvard Beneš“ stand die Frage, ob Beneš und andere nach dem kommunistischen Staatsstreich und der Verschärfung des Ost-West-Konflikts ein „drittes tschechoslowakisches Exil“ samt Exilregierung geplant hätten. Zumindest für den Staatspräsidenten war dies 1948 offenbar aber – nicht zuletzt aufgrund seines Gesundheitszustands – keine realistische politische Alternative.

Der zweite Teil des Bohemisten-Treffen, geleitet von Robert Luft, hatte stärker Workshop-Charakter. In fünf Kurzreferaten wurden geplante, begonnene und laufende Forschungsvorhaben (von der Dissertation bis zum Großprojekt mit mehreren Mitarbeitern) aus den Bereichen Geschichte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sowie Germanistik und Soziologie hinsichtlich Problemstellung, Aufbau, Methoden und Quellen skizziert. Zu den präsentierten Großprojekten zählten das internationale Wiener Forschungsvorhaben „Soziale Strukturen in Böhmen in der frühen Neuzeit (1500–1800)“ (Markus Cerman, Wien), das deutsch-tschechische literarhistorische Projekt „Der Bohemismus-Diskurs 1809–1867“ (Steffen Höhne, Jena) sowie die Berliner soziologischen Feldforschungen „Industriebetriebliche Restruktion und sozialer Wandel. Zur Transformationsgeschichte eines tschechischen Maschinenbaukonzerns nach 1989“ (Dirk Tänzler, Berlin). Desweiteren wurden die Einzelprojekte „Konfessionalität im demokratischen Nationalstaat. Katholische und tschechoslowakische Kirche in der Ersten Republik, (Martin Schulze Wessel, Halle an der Saale) und „Wirtschaftsbeziehungen im sächsisch-böhmischen Raum 1918–1945“ (Matthias Roeser, Dresden) eingehend diskutiert. Das Themenspektrum der schriftlich vorgestellten Arbeitsvorhaben reichte von der Erfassung hussitologischer Handschriften und den Wechselbeziehungen zwischen den böhmischen Ländern und Australien über die Ereignisse vom 4. März 1919, den deutsch-tschechischen Schüleraustausch in der Ersten ČSR und die Reform- und Modernisierungsdiskurse in der ČSSR und DDR vor 1968 bis zu Konfliktregulierungsmechanismen bei der Spaltung der Tschechoslowakei 1992.

Insgesamt zeigt sich dabei ein zunehmendes Forschungsinteresse an Fragen des 20. Jahrhunderts. Neuerdings werden nun auch – wie die Exposés weiterer Arbeitsvorhaben zeigen (eine Liste der Referate und präsentierten Exposés bzw. die Exposés selbst können beim Collegium Carolinum angefordert werden) – erfreulicherweise zeitgeschichtliche Themen in größerem Umfang bearbeitet. Die rege Diskussion zu den

einzelnen Forschungsprojekten, die weit über den angesetzten Abschlußtermin hinaus in den Abend hinein fortgesetzt wurden, verdeutlichte das große Interesse an dem Münchener Bohemisten-Treffen, zu dem etwa 80 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus dem ganzen Bundesgebiet sowie aus Österreich und Tschechien nach München gekommen waren.

Im Oktober 1997 folgte eine weitere Veranstaltung mit ähnlicher Zielsetzung, die sich vorwiegend an Doktorandinnen und Doktoranden der historischen Bohemistik wendete. Zusammen mit dem Herder-Institut e. V. lud das Collegium Carolinum 17 junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu einer Nachwuchstagung über „Geschichte der böhmischen Länder und der Slowakei“ vom 15. bis 17. Oktober nach Marburg ein. Dieses Arbeitsgespräch war im Grunde eine tiefgehende Fortbildungsveranstaltung zur böhmisch-mährischen und slowakischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, wobei sich auch hier ein Schwerpunkt auf den Jahrzehnten von 1918 bis 1948 feststellen läßt. Intensiv und in erfrischend offener Atmosphäre wurden unter Leitung von Marlis Sewering-Wollanek (Marburg) und Robert Luft (München) für alle Arbeiten Ansatz, Methode, Quellenlage und Ergebnisse bzw. Einordnung diskutiert.

Vorgestellt wurden stadthistorische Arbeiten für die Zeit von der Jahrhundertwende bis in die zwanziger Jahre zu Brünn/Brno (Hans-Christian Forth, Köln) und Preßburg/Poszony/Bratislava (Christoph Reckhaus, Köln), eine politische Biographie zu Karel Kramář (Martina Winkler, Berlin), kulturhistorische Interpretationen zur Beziehung von Nationalkunst und kultureller Nationsbildung bei den Tschechen zwischen 1860 und 1914 (Christopher Storck, Köln), zum Mythos der Stadt Prag in der Prager deutschen Literatur der Jahrhundertwende (Susanne Christine Fritz, Tübingen) sowie eine buchhandelshistorische Studie zum Aufbau eines getrennten tschechischen Buchhandelssystems vor 1918 (Stephan Niedermeier, Leipzig). Für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg wurden Arbeiten präsentiert zum deutschen Aktivismus (Jörg Kracik, Berlin) und speziell zur nationalen Politik des Bundes der Landwirte (Silke Sobieraj, Freiburg), zum antidemokratischen Denken und der völkischen Ideologie der sudetendeutschen Zeitschrift „Die junge Front“ (Wilfried Jilge, Potsdam), zu den sächsisch-nordböhmischen Wirtschaftsbeziehungen im Grenzgebiet bis 1938 (Matthias Roeser, Dresden), der russischen Emigration in der Ersten ČSR (Isabel Jochims, Köln) und zur politischen Entwicklung Karl Hermann Franks und der von ihm verfolgten Besatzungspolitik im Protektorat Böhmen und Mähren (René Küpper, Köln).

Besonderes Interesse findet auch die direkte Nachkriegszeit mit Studien zur tschechoslowakischen Außenpolitik 1946/47 (Rüdiger Alte, Marburg) und zur Rolle traditioneller Politikmuster bei den sächsisch-böhmischen und bayerisch-böhmischen Beziehungen in den Jahren ohne deutsche Zentralregierung (Regine Just, Saarbrücken), während die kommunistische Epoche einzig mit dem Thema Beziehungen zwischen der DDR und ČSSR 1961–1968 (Wolfgang Schwarz, Regensburg) vertreten war. Aktuelle Fragen widmeten sich schließlich die Arbeiten zur Rolle Bayerns als Schirmland der Sudetendeutschen bis in die sechziger Jahre (Erik Franzen, Köln) und zu den deutsch-tschechischen politischen Beziehungen zwischen 1989 und 1997 (Anne Bazin, Paris).

In einem öffentlichen Vortrag im Rahmen der Nachwuchstagung thematisierte Ferdinand Seibt am böhmischen Beispiel „Kreuzwege in der Geschichte und in der Historiographie“ und schlug damit den Bogen von den verhinderten polnisch-böhmischen Großreichsbildungen im 11. Jahrhundert über die politischen und mentalitätshistorischen Weichenstellungen der Hussitenzeit und der Ständerevolution des 17. Jahrhunderts bis zu den weitreichenden Wegscheiden der zwanziger und dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts.

Mit diesen beiden Veranstaltungen im Jahr 1997, die ihrer Zielsetzung entsprechend eine Publikation nicht erforderlich machen, hat das Collegium Carolinum einen entscheidenden Schritt getan, um seiner Aufgabe unter den seit 1989 gewandelten Bedingungen nachzukommen, den Austausch von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie die Zusammenarbeit und Koordination bei Forschungen zu den böhmischen Ländern und der Slowakei zu fördern. Insbesondere wird durch diese Aktivitäten auch die fachliche Betreuung von bohemistischen Abschlußarbeiten an den Universitäten ergänzt. Neben den jährlichen Bad Wiesseer Fachtagungen des Collegium Carolinum sollen die Münchner Bohemisten-Treffen in Zukunft den verschiedenen Disziplinen der Bohemistik Gelegenheit zu einem Gedankenaustausch ohne thematische Beschränkung geben und den informellen Kontakt insbesondere unter jüngeren Wissenschaftlern verstärken. Anfang März 1998 wird daher das „Zweite Münchner Bohemisten-Treffen“ zu geplanten und laufenden Forschungsvorhaben zu Geschichte und Kultur der böhmischen Länder und der Slowakei stattfinden.

München

Robert Luft

DIE SPRACHENFRAGE IN DEN BÖHMISCHEN LÄNDERN

Sprach- und Nationalitätenaspekten kam zwischen 1848 und 1948 in Politik, Publizistik und Öffentlichkeit der böhmischen Länder ein hoher Stellenwert zu. Das 4. Aussiger Kolloquium – traditionell Themen der deutschen Geschichte in Böhmen gewidmet – galt diesmal „Der Sprachenfrage und ihrer Lösung in den böhmischen Ländern nach 1848“. Am 24. und 25. April 1997 trafen sich auf Einladung des Instituts für slawisch-germanische Studien der J. E. Purkyně Universität Aussig und des Lehrstuhls für deutsche und österreichische Studien der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Karls-Universität Prag etwa vierzig Wissenschaftler und Interessierte aus Böhmen, Mähren, Österreich und Deutschland zur Diskussion.

Einleitend umriß Hans Peter Hye (Wien) kompetent die rechtliche Entwicklung der Sprachenfrage in Zisleithanien, ausgehend vom berühmten Sprachenartikel der Verfassung von 1867, und konstatierte das hohe Niveau in Theorie und Praxis für diesen Rechtsbereich in der Habsburgermonarchie. Zugleich stellte er für Böhmen einen Zusammenhang zwischen der Funktionsfähigkeit des Landtags und der Schärfe des Streits um Sprachenfragen her. Für Jiří Rak (Prag) war die rechtliche Komplexität gerade der Grund, daß die böhmische Öffentlichkeit die ganze Problematik nicht verstand und stets radikaler war als die Politiker, wie er in seinen Thesen zur Lösung der Sprachenfrage in Böhmen ausführte. Auf den Zusammenhang von Politisierung und Nationalisierung und auf die Rolle der Presse in diesem Prozeß wies Christian Scharf

(Romrod) in seinem Beitrag zu den Auseinandersetzungen während der Hohenzwarter Ausgleichskrise von 1871 hin. Am ungarischen Beispiel stellte Eva Ivanová (Prag) eine dominant-zentralistische Sprachenpolitik am Ende des 19. Jahrhunderts vor.

Die Eskalationsstufen der Badeni-Unruhen im Wiener Reichsrat von 1897 zeichnete Hannelore Burger (Wien) nach und machte den Verlust des Sinns für Plurikulturalität für die sich daran anschließende Entwicklung zur nationalen Separierung verantwortlich. Marie Macková (Landskron) wies an lokalen Quellen die machtpolitischen Interessen von Jungtschechen und Schönerianern nach, bei deren kommunalpolitischen Auseinandersetzungen die Sprachenfrage in den Hintergrund trat. Jiří Malý (Brünn) analysierte politische und sprachnationale Interessen bei der Entstehung des Mährischen Ausgleichs, der 1905 keinesfalls die Sprachenfrage abschließend lösen wollte, sondern nur zur Verringerung der politischen Reibungsflächen im Lande beitragen sollte. Malý unterstrich damit die These von Hye, daß jegliche Blockadepolitik die Sprachenfrage anheizte. Ein plastisches Beispiel für die Schärfe der Sprachenkämpfe und der sprachpolitischen Verachtung der anderen Seite vermittelt Eduard Mikušek (Leitmeritz), der die umfangreiche Sammlung von deutschnationalen Obstruktionspostkarten des Leitmeritzer Kreismuseums eindrucksvoll vorstellte.

Den verpaßten Chancen einer Nationen übergreifenden Zusammenarbeit in der Prager Revolution von 1848 ging Manfred Püschner (Dresden) detailliert nach. Am Beispiel des Pilsener Realgymnasiums in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts untersuchte Stefan Michael Newerkla (Wien) vom sprachdidaktischen Gesichtspunkten aus Diglossie bei Schülern und in Klassenverbänden. Robert Luft (München) lenkte die Aufmerksamkeit auf bilinguale und bikulturelle bzw. anationale Lebensbereiche, Institutionen und Personengruppen der böhmischen Länder, die als „national utraquistisch“ bezeichnet wurden und die aufgrund der allgemein üblichen Orientierung am nationalen Antagonismus heute weitgehend aus dem Blickfeld der historischen Betrachtung gefallen sind.

Das einzige Referat, das sich mit der Situation nach 1918 beschäftigte, galt den parlamentarisch-politischen Auseinandersetzungen um das tschechoslowakische Sprachengesetz von 1920 und die Sprachenverordnung von 1926. Jaroslav Kučera (Prag) analysierte detailliert die Phasen und die Interessen der beteiligten tschechischen Parteien und Politiker.

Die von Alena Míšková (Prag) und Kristina Kaiserová (Aussig) organisierte Veranstaltung machte deutlich, daß die Sprach- und Denkkategorien des „Sprachkampfes“ im 19. und 20. Jahrhundert noch immer zahlreiche historische Darstellungen prägen, andererseits ein Verständnis der Entwicklungen nur durch neue Fragestellungen möglich sein wird. Insbesondere für das 19. Jahrhundert und die Situation in den böhmischen Ländern sind hierzu noch weitere Studien notwendig.

DIE DEUTSCHE UND DIE TSCHECHOSLOWAKISCHE WIRTSCHAFT IN DER ZWISCHENKRIEGSZEIT

Vom 11. bis zum 13. April 1997 fand in Prag eine internationale Tagung zum Thema „Die deutsche und tschechoslowakische Wirtschaft in der Zwischenkriegszeit“ statt, die unter der Schirmherrschaft der gemeinsamen deutsch-tschechisch-slowakischen Historikerkommission von Boris Barth (DAAD-Dozent, Karls-Universität, Prag) und Eduard Kubů (Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Prag) unter der Mitwirkung der Akademie der Wissenschaften (Prag) in der Villa Lanna in Prag veranstaltet wurde. Finanziell wurde die Tagung durch die Thyssen-Stiftung, durch das tschechische Außenministerium und den DAAD sowie durch ein Forschungsprojekt zur deutsch-tschechoslowakischen Wirtschaftsgeschichte gefördert, das derzeit am Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Prag beheimatet ist.

Der Konferenz lag die Beobachtung zugrunde, daß in der bisherigen historischen Forschung die Zeit der nationalsozialistischen Besetzung der Tschechoslowakei und die Vertreibung der Sudetendeutschen eindeutig im Mittelpunkt des wissenschaftlichen und öffentlichen Interesses stand, während die ökonomische Normalität der Zwischenkriegszeit vordergründig wenig Aufmerksamkeit erregte. Dennoch wurde seit Jahren sowohl in Deutschland als auch in der Tschechischen Republik und in der Slowakei intensiv zu diesem Themenkomplex geforscht, ohne daß die Ergebnisse wechselseitig wirklich zur Kenntnis genommen wurden. Gleichzeitig ließ auch der wissenschaftliche Austausch im personellen und institutionellen Bereich ebenso zu wünschen übrig, wie die wechselseitige Information über laufende Forschungsprojekte, so daß gleich mehrere institutionelle Defizite zu konstatieren waren. Die Tagung war dahingehend konzipiert, daß erstens das Bewußtsein für die wechselseitigen historischen Probleme geschärft, zweitens umfassende inhaltliche und methodische Bilanzen gezogen, drittens ein internationaler Diskussionsprozeß in Gang gesetzt und viertens gleichzeitig neue Forschungsbereiche ausgelotet werden sollten. Es versteht sich von selbst, daß in zahlreichen Detailfragen die Sichtweisen auf ähnliche Probleme auch nach der Tagung – häufig vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Forschungstraditionen – noch erheblich differieren, doch ist dies keineswegs als negativ einzuschätzen: Entscheidend ist, daß der wissenschaftliche Austausch zu diesem Thema einen erheblichen Schritt nach vorne gekommen sein dürfte.

Aus den Beiträgen von Vlastislav Lacina (Prag), der sich mit der Nostrifizierung beschäftigte, von Ivan Jakubec (Prag), der sich die äußerst komplexen Verkehrsfragen und die schwierigen bilateralen Verhandlungen zu den Frachttarifen zum Thema stellte, von Horst Wessel (Düsseldorf), der eine Fallstudie zur Firma Mannesmann und zum Werk in Komotau bearbeitete, und von Jaroslav Pátek (Prag), der die Kartelle in der chemischen Industrie untersuchte, ging hervor, daß das Verhältnis der beiden Staaten im ökonomischen Bereich weit unkomplizierter war, als im Vergleich zu anderen europäischen Staaten. Die Privatwirtschaft ließ sich nicht in das Korsett politischer Vorgaben zwingen, sondern orientierte sich im wesentlichen an betriebswirtschaftlichen Kosten-Nutzen-Analysen, die ein gutes nachbarschaftliches Verhältnis nahelegten, wobei offen blieb, ob und inwieweit eventuell doch politische Erwägungen Einfluß auf singuläre Entscheidungen hatten. In Europa kam es nur in Portugal

und in der Tschechoslowakei nicht zur Enteignung reichsdeutschen Eigentums, obwohl die Pariser Vorortverträge den Zugriff darauf ermöglicht hätten. Die Nostrifizierung, die im wesentlichen durch fiskalische Erwägungen bestimmt wurde und für die kein adäquater deutscher Terminus existiert, wurde gegenüber den reichsdeutschen Gesellschaften in der Regel nicht durchgeführt, wozu auch – etwa bei der Firma Mannesmann – eine geschickte Unternehmenspolitik beitrug. Der kaufmännische Aspekt, der sich allein mit nationalen und staatlichen Kategorien ohnehin nicht fassen läßt, wurde auch mehrfach von Christoph Boyer (Dresden) unterstrichen, der das Verhältnis zwischen den in der Tschechoslowakei lebenden deutschsprachigen Staatsbürgern und den Tschechen in den Interessenverbänden untersuchte. Eine Polarisierung entlang der parteipolitischen und sprachlichen Konfliktlinien in der Tschechoslowakei fand während der zwanziger Jahre zu keinem Zeitpunkt statt. Konsens bestand bei allen Tagungsteilnehmern darin, daß die ökonomischen bilateralen Beziehungen der Zwischenkriegszeit, sofern es überhaupt möglich ist, diesen Terminus zu verwenden, mit nationalen Kategorien überhaupt nicht erfaßt werden können. Allerdings wurde auch deutlich, daß die reichsdeutsche Privatindustrie seit der Mitte der dreißiger Jahre ihr Verhalten zu ändern begann und im Vergleich zur Weimarer Zeit aggressivere Methoden der Interessenwahrnehmung entwickelte, wobei die Ursachen hierfür unterschiedlich bewertet wurden.

Josef Faltus (Bratislava) analysierte die Stellung der slowakischen Wirtschaft für die Volkswirtschaft der Tschechoslowakei im Blick auf die Verflechtungen mit dem Deutschen Reich und kam zu dem Fazit, daß diese quantitativ kaum Bedeutung gewinnen konnte, sieht man vom Agrarsektor (Holz) ab. In seinem von L'ubomir Lipták (Bratislava) verlesenen Referat, verglich L'udovit Hallon (Bratislava) die deutschen Konzepte einer systematischen Elektrifizierung des Landes mit den tschechoslowakischen und kam zu dem Ergebnis, daß es viele Gemeinsamkeiten gab, wobei sich die tschechoslowakische Politik zwar nach dem deutschen Beispiel ausrichtete, jedoch eine Vereinnahmung durch das deutsche Kapital zu vermeiden suchte.

Kontrovers wurde die Frage behandelt, ob und inwieweit die private Industrie „Mitteleuropa-Konzepte“ entwickelte. Boris Barth (Düsseldorf/Prag) verneinte dies generell und gestand ökonomische Mitteleuropa-Pläne nur in extremen Situationen – wie am Ende des Ersten Weltkrieges und auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise – zu, weil die deutsche Wirtschaft prinzipiell am Weltmarkt orientiert blieb. Demgegenüber vertrat Drahomír Jančík (Prag), am Beispiel der Wirtschaftskonkurrenz in Jugoslawien und Rumänien während der dreißiger Jahre, die These, daß die Außenwirtschaftspolitik beider Staaten unter dem Primat der Außenpolitik stand, wodurch die Marktbeziehungen in Südosteuropa letztlich zugunsten des Deutschen Reiches deformiert wurden. In diesem Bereich besteht trotz der dichten Literaturlage sicherlich weiterer Forschungsbedarf.

Dietmar Petzina (Bochum) beschäftigte sich mit den unterschiedlichen wirtschaftspolitischen Strategien, die in den beiden Ländern während der Weltwirtschaftskrise verfolgt wurden. Vor dem Hintergrund der Borchard-Kontroverse legte er in einer kontrafaktischen Argumentation dar, daß Brünnings harte Deflationspolitik mittelfristig keineswegs aussichtslos gewesen sei, weil bereits im Spätsommer 1932 der Tiefpunkt der Krise in Deutschland erreicht wurde. Die wirtschaftspolitische Krisen-

bekämpfung habe in nahezu allen Ländern erst zu einem Zeitpunkt eingesetzt, als sich die Folgen der Krise im nationalen Kontext bereits abzuschwächen begannen. Eduard Kubů konzentrierte sich auf den deutsch-tschechoslowakischen Zahlungskonflikt von 1933, den er entdramatisierte: Es habe sich nicht – wie in Teilen der Literatur und der Quellen teilweise angenommen – um einen „Wirtschaftskrieg“ gehandelt, sondern um eine zwar scharfe, aber für die Zeit typische wirtschaftspolitische Auseinandersetzung ohne politische Hintergründe.

Einen breiten Raum nahm auf der Tagung die Diskussion der Finanzverhältnisse ein. Keith Ulrich (Essen) zeigte die Bedeutung der multinationalen Banknetzwerke für die Finanzierung der tschechoslowakischen Privatwirtschaft auf. Deutsche Privatbanken finanzierten tschechoslowakische Unternehmen dadurch, daß sie über ihre Kontakte, die zu verschiedenen Banken in mehreren europäischen Ländern bestanden, US-amerikanisches Kapital mobilisierten. Kontrovers blieb, ob es möglich sei, die quantitative Dimension dieser Verflechtungen jemals empirisch zu bestimmen. In ihrem gemeinsamen Referat untersuchten Jiří Šouša (Prag) und Jiří Novotný (Prag) die Marktbeziehungen der kleinen und mittelgroßen tschechischen Banken nach Deutschland. Drei verschiedene Typen von Banken verfolgten jede für sich ganz unterschiedliche Unternehmensstrategien, so daß eine Generalisierung kaum möglich ist; der bilaterale Umgang mit deutschen Instituten war durch weitgehende Kulanz gekennzeichnet.

Christopher Kopper (Göttingen) unterzog die Arisierungspolitik der Deutschen und der Dresdner Bank, die sich in diesem Falle kaum voneinander unterschied, nach dem Münchner Abkommen einer detaillierten Analyse. In enger Zusammenarbeit mit dem SD und der Gestapo wurden – in der NS-Terminologie als jüdisch angesehene – Firmen „arisiert“, wobei die Arisierungsgewinne deutlich höher lagen als im sogenannten Altreich. Lutz Budraß (Bochum) legte eine Fallstudie zur deutschen Luftleistungsindustrie in den Jahren 1938/39 vor und zeigte, daß bereits direkt nach dem Münchener Abkommen die tschechische Industrie informell in die deutsche Rüstung eingebaut wurde, um Lieferengpässe im Ju 88-Programm zu überbrücken. Unter ökonomischen Aspekten war das Fazit der Besetzung von Prag 1939 in diesem Falle negativ, da nun in den Rüstungsprogrammen Reibungsverluste auftraten.

In ihrem umfassenden analytischen Schlußbericht mahnte Alice Teichová (Cambridge) eine saubere Begrifflichkeit an, besonders bezüglich des inflationär gebrauchten Terminus der „deutschen“ Wirtschaft. Sie konstatierte einen eindeutigen Forschungsschwerpunkt, der auf den zwanziger Jahren liege, während die dreißiger Jahre vor dem Münchener Abkommen weit weniger bearbeitet würden, was ein Manko sei. Als Perspektive bezeichnete sie es als unerlässlich, verstärkt regionale grenzübergreifende Wirtschaftsräume zu untersuchen, womit sie bei Dietmar Petzina auf lebhaft Zustimmung stieß.

Schließlich war den tschechischen und slowakischen Kollegen von deutscher Seite ein großer Dank dafür auszusprechen, daß sie sich – mit Rücksicht auf diejenigen deutschen Kollegen, die des Tschechischen nicht mächtig sind – aus eigener Initiative und ohne Ausnahme dazu bereit erklärten, sich auf der Konferenz der deutschen Sprache zu bedienen. Die Publikation des Konferenzbandes ist für den Sommer 1998 vorgesehen.

EINE VERGLEICHENDE TAGUNG ZU BEVÖLKERUNGSTRANSFERS

Lange und umsichtig ist von Historikerinnen und Historikern der Universität Triest eine Tagung vorbereitet worden, die – wohl zum ersten Mal – die Verdrängung der 200 000 bis 250 000 italienischen Exulanten um 1945 aus Istrien, Fjume und Dalmatien in Vergleich gesetzt hat zu den in der Quantität erheblich größeren, in der Schwere des Schicksals jedoch tatsächlich vergleichbaren Bevölkerungstransfers im ostmitteleuropäischen Bereich. Daß diese Tagung über „Bevölkerungs-Zwangstransfers in den beiden Nachkriegszeiten [d. i. nach den beiden Weltkriegen]: Ostmitteleuropa, balkanisch-ägäische und istrisch-dalmatinische Region“ zeitlich unmittelbar im Anschluß an ein vierzehntägiges „Welttreffen der Exulanten aus Istrien, Fiume und Dalmatien“ stattfand und von einigen Teilnehmern außerhalb des wissenschaftlichen Bereichs wohl als Teil dieses politisch brisanten Vertriebenen-Treffens empfunden wurde, war von den Veranstaltern nicht beabsichtigt und den auswärtigen Gästen zuvor nicht bekannt.

Diese zeitliche Nähe zur politischen Veranstaltung brachte auch einige Farbe in die Diskussion, deren wissenschaftlicher Charakter aber dadurch nicht ernsthaft beeinträchtigt wurde. Im Gegenteil mag es scheinen, als hätte diese Tagung dem Thema des Bevölkerungstransfers wieder einiges von seiner öffentlichen Würde wiedergegeben, die tags zuvor mit einem aufsehenerregenden Eklat der von anderswoher bekannten Art aufs Spiel gesetzt worden war (Niederpfeifen eines Ministers schon zu Beginn seiner Rede, in der er von positiver Zusammenarbeit zwischen Italien und Slowenien bzw. Kroatien zu sprechen sich anschickte).

Die Tagung fand vom 15. bis 17. September 1997 in dem Kongreßsaal des schönen Museums Revoltella in Triest statt. Im Programm wurde zunächst das Augenmerk auf die richtungweisende und immer wieder als Paradigma herangezogene Konferenz von Lausanne 1923 gerichtet, in der Massenflucht und -vertreibung von Griechen aus Kleinasien kanalisiert wurde in einem erzwungenen Bevölkerungsaustausch. Dieser galt fortan als Prototyp eines solchen Verfahrens, das seit 1938/39 auch in Mitteleuropa mehr und mehr nachgeahmt wurde. Die über das klassische Werk von Ladas deutlich hinausführenden Beiträge von Zafer Toprak (Istanbul) und Giorgos Kritikos (Firenze), haben einen Vergleich mit den Vertreibungs-, Um- und Aussiedlungsvorgängen in Ostmitteleuropa nach dem Zweiten Weltkrieg ermöglicht; aus historiographischer Perspektive beleuchtete das Thema Fikret Adanir (Bochum); Theofanis Stavrou (Minnesota) untersuchte die Einwirkungen des Bevölkerungsaustausches auf Griechenland; Marco Dogo (Triest) analysierte das christlich-muslimische Verhältnis im Zeitalter des Nationalstaats.

Die ostmitteleuropäische Szene wurde von Referenten aus Polen und Deutschland behandelt, wobei es vor allem um die Formierung der deutschen Vertreibungspläne während des Zweiten Weltkriegs (Detlef Brandes, Düsseldorf und Hans Lemberg, Marburg) sowie um den Bevölkerungsaustausch im polnisch-ukrainischen Bereich ging (Marek Waldenberg, Krakau) und um die Aufarbeitung der Thematik nach dem Zweiten Weltkrieg in der polnischen und deutschen Historiographie (Włodzimirz Borodziej, Warschau und Bernd Faulenbach, Bochum). Eher marginal und

flankierend zu dieser Region wirkten Beiträge von Alexandre Popović (Paris) über die Türken in den Balkanstaaten nach dem Ersten Weltkrieg oder Karl-Peter Schwarz (Wien) über das gegenwärtige Verhältnis zwischen Ungarn und Slowaken.

Es liegt auf der Hand, daß ein besonderer Nachdruck während dieses Symposions auf der gar nicht einmal so großen, dafür aber in den Flucht- und Vertreibungsphänomenen sehr variantenreichen Region zwischen Triest und Dalmatien lag – hier beeindruckte die Massierung von Fachleuten (die nicht alle genannt werden können) und von Forschungsergebnissen. Zu der breiten Varianz von Aspekten gehörten allgemeine, problemorientierte Überblicke (Marina Cattaruzza und Raoul Pupo), die Migrationsströme (Pio Nodari), die Schwierigkeiten der Quantifizierung (Carlo Donato) oder die Behandlung des Themas in Schulbüchern (Fulvio Salimbeni; alle hier Genannten von der Universität Triest). Recht breit wurde die Historiographie zum Thema abgehandelt (neben den oben genannten Antonio Sema, Triest, oder Luciano Giuricin, Rovinj). Besonders intensive Einblicke gaben Fallstudien über die „epurazione“ zu Ende des Krieges in Fiume/Rijeka (Orietta Moscarda, Rovinj) oder Capodistria/Koper (Robert Spazzali, Triest).

Dabei wurde deutlich, daß im vorliegenden Falle einige Besonderheiten vorliegen, die die istrisch-dalmatinische Szene doch in manchen von der in Ostmitteleuropa unterscheiden läßt, vor allem:

1. die Vorstufe im Partisanenkampf schon bald nach der Zerschlagung Jugoslawiens 1941 mit den Greuelszenen der in die „Foibe“ (Karsthöhlen) gestürzten Opfer,
2. das mögliche Fehlen eines Plans zum Bevölkerungstransfer – ursächlich waren vor allem örtliche Initiativen, Italiener wurden drangsaliert und „hinausgeekelt“ – jedenfalls gibt es kaum Quellen über eine solche Planung der „ethnischen Reinigung“ von jugoslawischer Seite,
3. die Verquickung von politischer und ethnischer „epurazione“, also Säuberung nach dem Zweiten Weltkrieg und
4. die starke Einwirkung der Kommunistischen Partei Jugoslawiens, die ohne die im volksdemokratischen Ostmitteleuropa vorhandenen Hemmungen „revolutionär“ agierte und deren Brutalität sich im Zeichen des Bruches zwischen Tito und Stalin auch gegen solche italienische Kommunisten richtete, die zuvor nach Jugoslawien übergesiedelt waren, um dort „den Sozialismus aufzubauen“, sich aber nun auf der falschen Seite der „Kominformisten“ und damit in Lagern wie dem auf der Insel Goli Otok wiederfanden;
5. schließlich eine bemerkenswerte Kleinräumigkeit des Exodus: Viele Exulanten leben heute noch in Reichweite ihrer Heimatdörfer und -städte, nur jenseits einer hier noch greifbaren Grenze.

Die Situation ist um so komplizierter, je unklarer in weiten Bereichen beispielsweise Istriens die ethnischen Verhältnisse waren, die mit der Dualität „italienisch-slawisch“ nur unzureichend zu erfassen sind.

Im Kontrast zur gegenwärtigen mitteleuropäischen Situation, wo das Vertreibungsthema dem freimütigen Diskurs zwischen polnischen, tschechischen, deutschen und anderen Fachleuten offensteht, herrscht im hier behandelten Fall noch große Zurück-

haltung, die „Gegenseite“ mit einzubeziehen: Im Symposium traten beispielsweise nur zwei Sloweninnen auf (Marta Verginella, Ljubljana und eine nicht im Programm genannte Diskussionsrednerin).

Am Rande der Veranstaltung kamen auch Zeitzeugen zu Wort, eingebettet in wissenschaftliche Analysen und komparative Einordnungen solcher Zeugenberichte; am breitesten wohl in der anthropologisch-typologischen Deutung von Exodus-Berichten bis zurück zum Ur-Exodus der Bibel (Pamela Ballinger, Stanford).

Dank zahlreicher Sponsoren ist die von der Universität Triest wissenschaftlich verantwortete und vom rührigen *Institutio Regionale per la Cultura Istriana* (Triest) getragene Veranstaltung ein beachtenswertes Ereignis in der Serie der gewiß nicht mehr seltenen Tagungen zur Geschichte von Zwangsmigrationen im 20. Jahrhundert. Für die genannte Region war das Symposium ein Markstein; es hat sicher zur Überwindung eines Tabus beigetragen, das bislang in, aus deutscher Perspektive, bemerkenswerter Weise über die Vertreibungs- und Exodus-Problematik in der italienischen Szene verhängt schien; Ernesto Galli della Loggia (Perugia) führte das darauf zurück, daß in Italien – anders als in der Bundesrepublik Deutschland – die Kommunisten in ganz anderer Weise in die Anfänge der Republik eingebaut waren; Flüchtlinge aus dem kommunistischen Jugoslawien paßten also auch nicht in die Szene und standen jahrzehntelang politisch im Abseits; das verhinderte die Aufarbeitung ihres Schicksals.

Marburg an der Lahn

Hans Lemberg

GESCHICHTE EUROPAS NACH DEM ZWEITEN WELTKRIEG

„Politische Mythen im Nachkriegseuropa“ heißt eine schon 1993 erschienene Abhandlung des amerikanischen Historikers Tony Judt¹, die inzwischen zum bekanntesten Text der heute international florierenden Reinterpretation der europäischen Nachkriegszeit avanciert ist. Tony Judt sah damals, knapp ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, die Zeit gekommen, den Krieg und seine Folgen endlich als geschichtliches Ereignis zu untersuchen: bis dahin habe Europa im Banne eines Mythos gestanden, „dessen Konstruktion schon in Gang kam, bevor der Krieg noch zu Ende war“:

Jedermann hatte ein Interesse an dieser Angelegenheit, das von der Begleichung privater Rechnungen bis zu dem sich abzeichnenden internationalen Gleichgewicht der Weltmächte reichte. In der Tat waren die Jahre 1945 bis 1948 nicht nur der Zeitraum, in dem Europa geteilt wurde und gleichzeitig die erste Phase seines Wiederaufbaus begann; sie waren auch, und eng damit zusammenhängend, die Periode, in der die Nachkriegserinnerung Europas Gestalt gewann².

Ebenso, wie sich in der Tschechoslowakei nach Kriegsende erst allmählich die Stimmung einer gedemütigten Gesellschaft von Menschen, die sich ihrer Kollaboration mit den Deutschen peinlich bewußt waren („irgendeine Sünde haben wir nahezu alle“³), in die Fiktion eines Volkes im Widerstand verwandelte („vom ersten Augen-

¹ Politische Mythen im Nachkriegseuropa. Transit 6/1993, 87–120.

² E b e n d a 90.

³ Dnešek 1 (1946) 142.

blick an stand das ganze Volk im Widerstand gegen die Besatzer, weil Faschismus etwas grundlegend Gegensätzliches zu unserem nationalen Charakter und unserer Natur ist“⁴), wurde auch in ganz Europa der Mythos vom „Widerstand“ geboren: aus der deutschen Schuld für den Krieg mit seinen Leiden und Verbrechen wurde eine globale Schuldzuweisung an Deutschland und ein vermeintlicher moralischer Freispruch für alle anderen konstruiert:

So entstanden zwei Arten von Erinnerung: die Erinnerung an die Dinge, die die Deutschen im Krieg „uns“ angetan hatten, und die ganz anders geartete Erinnerung an die (ganz ähnlichen) Dinge, die „wir“ den „anderen“ angetan hatten (unter Ausnutzung einer Situation, die die Deutschen freundlicher-, wenn auch unbeabsichtigterweise geschaffen hatten). Zwei moralische Diskurse, zwei unterschiedliche Argumentationsweisen, zwei verschiedene Vergangenheiten. Unter diesen Umständen ging die störende Erinnerung an die Dinge, die wir *während* des Krieges (das heißt, unter deutschen Auspizien) den anderen angetan hatten, gnädigerweise verloren⁵.

Und eben diesem Prozeß und den daraus abgeleiteten Zerrbildern über die Kriegs- und Nachkriegsgeschichte gingen Tony Judt und seine Mitarbeiter seit den frühen neunziger Jahren nach. In Zusammenarbeit des Wiener Instituts für die Wissenschaften vom Menschen mit dem Remarque Institute an der New York University und mit der Unterstützung der Volkswagen-Stiftung konstituierte sich 1991 eine Arbeitsgruppe unter der Leitung von Tony Judt, István Deák, Jan Gross und Drago Roksanđić und rief ein Forschungsvorhaben ins Leben, an dem sich Historiker, Soziologen und Wirtschaftswissenschaftler aus Europa und den USA um eine kritische Überprüfung der europäischen Nachkriegsgeschichte bemühten. In drei großen Abschnitten beschäftigten sie sich mit drei thematischen Schwerpunkten: „Widerstand und Kollaboration in Europa 1939–1945“, „Legalität und Legitimation: Politische Justiz im Zeichen des Zweiten Weltkriegs“ und schließlich „Erinnerung, Anpassung, Überwindung: das Erbe des Zweiten Weltkriegs in Europa“⁶.

Eines der vordringlichsten Ziele dieses Forschungsvorhabens ist es gewesen, den historischen Zugang zu Ost- und Westeuropa auf eine umfassend komparative und integrative Forschungsebene zu heben. Dabei hat es sich gezeigt, daß trotz der vielen offenkundigen Unterschiede zwischen der kommunistischen und der freien Historiographie, gemeinsame Denkmuster und Entwicklungstendenzen feststellbar sind. Das Spannungsfeld zwischen erinnerter und Realgeschichte ließ Gemeinsamkeiten entstehen, die es erlauben, über die gemeinsamen europäischen Perspektiven zu sprechen und dementsprechend auch vergleichend zu diskutieren. Viel wichtiger als die national spezifischen Ausprägungen der „Nachkriegsmythen“, erwies sich die Spannung zwischen teleologischer Erzählungen und bloß retrospektiver Geschichtsschau in den einzelnen nationalen Mythologien und Historiographien.

Über die Tschechoslowakei wurde im Rahmen dieses Projekts relativ wenig diskutiert, obwohl alle diese erörterten Fragen angesichts der gegenwärtigen Spannungen zwischen Deutschland und Tschechien im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stehen. Vielleicht läßt sich aber hier auch die Ursache für diesen Umstand ausmachen:

⁴ Ebenda 504.

⁵ Ebenda 93.

⁶ IWM-Newletter 52 (1995/1996) 8–11.

die Leiter und Organisatoren dieses Forschungsprojekts waren sehr um einschlägige Beiträge bemüht, aber in der Bohemistik scheint das Interesse an einer distanzierteren Entmythologisierung der Nachkriegsgeschichte noch – wohl der fortdauernden politischen Brisanz wegen – gering zu sein.

Wenn man die aus diesem Projekt hervorgegangenen Anregungen für die gegenwärtigen deutsch-tschechischen Diskussionen kurz skizzieren möchte, dann drängt sich vor allem das dringliche Gebot auf, mit Hilfe gesamteuropäischer Vergleiche die strikt national isolierenden Perspektiven zu überwinden. Weder die tschechische Kollaboration noch der tschechische Widerstand während des Krieges unterschieden sich signifikant vom Verhalten anderer Völker. Auch die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei wäre undenkbar, wenn sie nur die Tschechen allein gewünscht hätten; schließlich war die Tschechoslowakei 1945 ein besetztes Land. Das deutsche Besatzungsregime im Protektorat Böhmen und Mähren war brutaler als in den westlichen Ländern, aber weniger gewaltsam als im östlichen Europa. Einmalig war die Tatsache, daß nach dem Kriegsende nahezu ein Drittel der Bevölkerung der böhmischen Länder entrechtet und vertrieben wurde, aber die tschechische politische Justiz nach Kriegsende war mitnichten einmalig. Die gegenwärtigen deutsch-tschechischen Kommunikationsschwierigkeiten scheinen anhand derart umfassender Vergleiche, wie sie in diesem Forschungsprojekt angestrebt wurden, vielmehr die Folge des Kalten Krieges zu sein als etwa der „schmerzvollen Erinnerungen“, wie heute allorts beteuert wird: die Folge jener politischen Entwicklungen, die im Frühjahr 1948 aus den westlichen Besatzungszonen Deutschlands einen „Verbündeten“ und aus der nun kommunistischen Tschechoslowakei einen „Feindstaat“ machten. Erst danach konnte sich nämlich in Deutschland die Anti-Potsdam-Rhetorik und ihre institutionale Verankerung entwickeln, und erst dann endeten in der Tschechoslowakei alle Debatten um die ohnehin schon seit 1938 außer Kraft gesetzten rechtsstaatlichen Prinzipien. Angesichts der sich in den neunziger Jahren überall in Europa allmählich durchsetzenden kritischen Auseinandersetzung mit der *Nachkriegsgeschichte* wird man im deutsch-tschechischen Dialog noch vieles nachholen müssen, aber dies könnte sich als fruchtbar erweisen.

München

Eva Hahn

INTERNATIONALES SEMINAR IN OLMÜTZ

An der Pädagogischen Fakultät der Palacký-Universität in Olmütz fand im Herbst vergangenen Jahres ein internationales Seminar über die Bedeutung des deutschen Gymnasiums für die multikulturelle Entwicklung Mährens und Schlesiens statt, an dem Fachleute aus der Tschechischen Republik, aus Polen und der Bundesrepublik Deutschland teilnahmen. Das Seminar stand unter dem Patronat des Dekans der Fakultät, František Mezihorák. An seiner Vorbereitung und Organisation beteiligte sich ein Forscherteam unter Leitung von Václav Kovaříček. Die Mitglieder dieses Teams beschäftigten sich schon seit einigen Jahren mit der Problematik des tschechischen und des deutschen Schulwesens und trugen ihre Forschungsergebnisse im Rahmen des Seminars vor, das sich – angesichts der Breite des Themas – auf den Zeitraum 1848–1938 beschränkte.

Die Tagung wurde mit einem methodologisch ausgerichteten Beitrag von Václav Kovaříček zur Problematik des böhmisch-deutschen Schulwesens eröffnet. Kovaříček stellte anschließend die Mitglieder des Forscherteams vor und würdigte ihre wissenschaftliche Arbeit. Im ersten Teil des Seminars wurden die unmittelbar auf das Tagungsthema bezogenen Referate vorgetragen. Milena Krobotová informierte über die deutschen Schulen in Olmütz aus der Sicht der Chronik von Johann Alexius Eckberger (Charakteristische Beyträge zur Kenntniß der Hauptstadt und Gränzfestung Olmütz), die 1787 geschrieben wurde. Die Referentin befaßte sich vor allem mit den Kapiteln der Chronik über das Lyzeum, das Gymnasium und ihren Mitteilungen über Primärerziehung.

Iva Jedličková von der Pädagogischen Fakultät in Königgrätz referierte über die Entwicklung der mährischen und schlesischen Gymnasien in den Jahren 1850–1867 und analysierte in einem relativ kurzen Zeitraum im Detail die österreichische Schulpolitik am Beispiel der Situation der deutschen Gymnasien und ihrer Schüler. Gert Giebel aus Günzburg gab einen Überblick über die Entwicklung der deutschen Mittelschulen in Olmütz. Giebels Eltern hatten beide an Olmützer Schulen unterrichtet, er selbst war Schüler einer Olmützer Schule. In seinem Referat ging Giebel im einzelnen auf die vier deutschen Schulen ein, die früher in Olmütz existierten: das Gymnasium, die Oberschule (die 1925 unter dem Namen „Deutsches Staatsrealgymnasium“ zusammengelegt und 1939 in „Oberschule für Jungen“ und „Oberschule für Mädchen“ umbenannt wurden), die Handelsakademie und die Lehrerbildungsanstalt. Giebel sprach die Überzeugung aus, daß Forschung in diesem Bereich zur Annäherung und Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen beitragen könne. Libuše Podlahová beschäftigte sich mit drei Problemkreisen: den pädagogischen und wissenschaftlichen Publikationen der Lehrer an deutschen Gymnasien in ausgewählten mährischen Regionen in den Jahren 1852–1928 (herangezogen wurden dabei das Deutsche Staatsrealgymnasium und die Realschule in Olmütz, die beiden Landesrealschulen in Sternberg und das Landesrealgymnasium in Schönberg); den deutschen Gymnasien in den Erinnerungen ausgesiedelter Sudetendeutscher (Ergebnisse einer Erhebung über Ansichten, Einstellungen und Erinnerungen von Absolventen ehemaliger deutscher Gymnasien in Mähren) und der deutschen Realschule in Jägerndorf als Vorgängerin des tschechischen Gymnasium in diesem Ort. Miroslav Janů widmete sich der Frage der deutschen Fachschulen in Mähren und stellte in seinen informativen Ausführungen auch ein Verzeichnis der deutschen Fach- und Industrieschulen in Mähren zwischen 1850 und 1938 zusammen. Über deutsche Fachzeitschriften und -verlage und ihre Mitarbeiter in Böhmen, Mähren und Schlesien in den Jahren 1900–1938 referierte Michaela Prášilová, die die wichtigsten Tendenzen der Entwicklung der deutschen pädagogischen Literatur in diesem Zeitraum herausarbeitete.

Weitere Beiträge galten einzelnen Schulen oder regionalspezifischen Problemen. Jan Mazurek, Prodekan der Universität Mährisch Ostrau, informierte über Arthur Könnemann und dessen Musikinstitut in Troppau. Die sprachliche Problematik thematisierten Helena Jodasová, die sich mit Fragen eines böhmisch-deutschen pädagogischen Wörterbuches auseinandersetzte, und Josef Jodas, der lexikalische Bohemismen im österreichischen Deutsch der Gegenwart untersuchte. Vladimír Krejčí sprach über das Lehrerinstitut in Troppau. Zu einem besseren Verständnis des Schulwesens

in Polen trugen die Referate von Zenon Jasiński von der Oppelner Universität (Das deutsche Schulwesen in Polen. Traditionen und Entwicklungsperspektiven) und von Anna Kozłowska (Das deutsche Schulwesen in Polen 1945–1963) bei.

Zum Gelingen des Seminars trug auch bei, daß sich drei Studenten der Pädagogischen Fakultät der Palacký-Universität mit wertvollen Beiträgen zu Wort meldeten: Tomáš Sedlár untersuchte die Entwicklung des deutschen Gymnasiums in Gaya, Monika Blažková lenkte die Aufmerksamkeit auf die deutschen Mädchengymnasien und Helena Hřebcová zeigte in ihrem Referat auf, welchen Quellenwert die Almanache tschechischer und deutscher Schulen für die Erforschung der Geschichte dieser Schulen besitzen.

Alle Teilnehmer des Seminars erhielten mehrere Publikationen, die die Ergebnisse eines Forschungsprojekts zur Geschichte des deutschen Schulwesens in Mähren zusammenfassen. Das Olmützer Seminar hat nicht nur den Stand des Wissens über das tschechische und deutsche Schulwesen in Mähren und Schlesien beträchtlich erweitert, sondern regte auch neue Betrachtungsweisen des Zusammenlebens beider Nationen in den böhmischen Ländern an. Wegen des großen Interesses der in- und ausländischen Teilnehmer des Seminars sind weitere wissenschaftliche Begegnungen dieser Art geplant.

Olmütz

Milena Krobotová

NEUE LITERATUR

Magocsi, Paul Robert: Historical Atlas of East Central Europe. Cartographic design by Geoffrey J. Matthews.

University of Toronto Press, Toronto 1993, 218 S.

Der erste Blick auf Paul Magocsis Historischen Atlas Ostmitteleuropas verblüfft, ist auf dem Umschlag doch eine politische Karte Südosteuropas und Italiens vor dem Ersten Weltkrieg dargestellt. Dabei handelt es sich nicht um ein Versehen des Verlegers, wie aus der Einleitung Magocsis hervorgeht. Als Teil der vielbändigen *History of East Central Europe*, die von dem Verlag der Universität Washington publiziert wird, orientiert sich der Atlas an dessen Ostmitteleuropa-Definition. Diese erscheint ausgesprochen willkürlich: Sie umfaßt das Gebiet zwischen der deutschen und italienischen Sprachgrenze im Westen und der Grenze der Sowjetunion im Osten. Magocsi hat die Unsinnigkeit dieser Definition zu korrigieren versucht, indem er die ostdeutschen sowie die ukrainischen und weißrussischen Gebiete einbezieht. Das Darstellungsgebiet des Atlas erstreckt sich nun auf Ostmittel- und Südosteuropa; eine konsistente historische Erklärung der gewählten Definition bleibt der Herausgeber dem Leser in der Einleitung aber schuldig.

Die Karten illustrieren nicht nur die politische Geschichte der Region, sondern auch die demographische und wirtschaftlich-industrielle Entwicklung; sie nehmen auch die Kirchengeschichte und kulturelle Tendenzen auf. Der Atlas deckt in fünfzig Karten, die von ausführlichen Kommentaren begleitet werden, die Zeit vom 5. Jahrhundert bis zur Gegenwart ab. Im ganzen handelt es sich angesichts der chronologischen und thematischen Breite und der Zuverlässigkeit der Darstellung um ein ausgezeichnetes Hilfsmittel, das in Zusammenarbeit Magocsis mit einer Reihe von Spezialisten entstanden ist.

Einen historischen Atlas Ostmitteleuropas und Südosteuropas herauszugeben heißt die Büchse der Pandora zu öffnen, sofern es um die Benennung von Orten, Regionen, Gewässern und Gebirgen geht. Magocsi versucht, hier einem festen Schema zu folgen, das aber zu kompliziert und widersprüchlich ist, um zu überzeugen. Wann immer eine englische Form existiert, wird diese gewählt. Sonst gilt bei Städten die sprachliche Form, die der gegenwärtigen politischen Herrschaft entspricht, bei Regionen wiederum verfährt der Autor nach historischen Gesichtspunkten. Eine Reise durch „Ostmitteleuropa um 1480“ führt dementsprechend von „Brunswick“ über „Brandenburg“ mit der „Neumark“ und dem Zusammenfluß von „Oder“ und „Warta“ nach „Royal Prussia“, in das Gebiet des „Teutonic Order“ mit den Städten „Stemark“ (Tannenberg) und „Kaliningrad“. Die Karte der Napoleonischen Feldzüge läßt Schlachten in „Allenstein“, „Eylau“ und „Friedland“ stattfinden, der Friede mit Alexander I. aber wird in „Sovetsk“, besser bekannt als Tilsit, geschlossen. Die Böhmisches Länder werden in dem Atlas etwas stiefmütterlich behandelt, so gibt die

sonst vorzügliche kartographische Darstellung der Gegenreformation für fast alle Jesuitenkollegs in Böhmen und Mähren wie auch für die Slowakei an, deren Gründungsjahr sei unbekannt. Die einzige speziell bohemistische Karte stellt die „Tschechoslowakei im 20. Jahrhundert“ dar; dabei handelt es sich um eine Projektion der Nationalitätenverhältnisse auf die politischen Grenzen von 1918. Sparsamer als sonst kommt die kartographische Darstellung hier mit zwei Farben aus: eine für die „überwiegend tschechischen und slowakischen Gebiete“ und eine für die „nicht überwiegend tschechischen und slowakischen Gebiete“. Dem Nationalitätenproblem der Tschechoslowakei wird die Karte weder im Detail, etwa in bezug auf Sprachinseln oder ethnisch gemischte Industriegebiete, noch „im großen und ganzen“ gerecht. Wenn diese Karte dennoch etwas illustriert, so ist es die Gefahr, durch anschauliche, suggestive Hilfsmittel historische Verhältnisse unzulässig zu reduzieren.

Halle (Saale)

Martin Schulze Wessel

Dějiny českého státu v dokumentech [Geschichte des Tschechischen Staates in Dokumenten¹]. Hrsg. v. Zdeněk Veselý.

Victoria Publishing, Praha 1994, 543 S.

Dieses auf Glanzpapier gedruckte und mit zahlreichen Abbildungen ausgestattete Buch wurde mit dem Preis „Das schönste tschechische Buch des Jahres 1994“ ausgezeichnet. Es ist in der Tat ein sorgfältig und sowohl graphisch wie drucktechnisch gelungenes Buch. Dies unterstützt den ersten Eindruck, es handle sich eher um einen „Repräsentationsband“ als um eine interessante geschichtswissenschaftliche Publikation. Seine lobende Kurzbeschreibung im *Český časopis historický* schloß der Rezensent vielleicht gerade deshalb mit dem Hinweis darauf, die Intention des Verfassers sei gelungen (was immer die Intention gewesen sein mag . . .) und das Buch werde, seiner Meinung nach, außer von „anderen Interessenten“ vor allem von „Pädagogen aller Stufen“ begrüßt werden². Bei genauerem Hinsehen ist dieses Buch jedoch heute viel zu wichtig, um nur für ein „volkspädagogisches Hilfsmittel“ gehalten zu werden.

Es liegen hier über 120 entweder vollständig oder in großen Teilen wiedergegebene Quellentexte zur Verfassungsgeschichte des böhmischen Staates vor, von der aus der Cosmas-Chronik übernommenen Geschichte über die Ankunft der Tschechen bzw. dem Bericht Prokops über die Slawen aus dem 6. Jahrhundert bis zur Verfassung der Tschechischen Republik aus dem Jahre 1992. Wir haben es hier mit der ersten derartigen Zusammenstellung von wichtigsten staatsrechtlichen Dokumentationen zu tun, da ihre schon allein umfangmäßig kleineren Vorgänger nie so recht staatsrechtliche Dokumente von „national“ wichtigen Quellentexten zu unterscheiden vermochten. Und gerade darin liegt das eigentlich historisch Besondere dieses Bandes.

¹ So die deutsche Übersetzung des Titels in der deutschsprachigen Zusammenfassung (S. 542); „tschechisch“ wird hier im Sinne der älteren Gepflogenheiten der deutschen Sprache als Synonym von „böhmisch“ benutzt.

² *Český časopis historický* 93 (1995) 312.

Veselý vermied es, literarische, publizistische, politische und Rechtsquellen zu vermischen, wie es beispielsweise in dem Buch *Minulost našeho státu v dokumentech* (Die Vergangenheit unseres Staates in Dokumenten) geschah, das das Zentrale Staatsarchiv in Prag 1971 mit einem Vorwort von Josef Polišenský, aber ohne Angabe des bzw. der Bearbeiter, herausgegeben hat. Dort war das Ethnisch-Nationale mit dem Verfassungsrechtlichen verwechselt worden, und offensichtlich waren die Herausgeber von der Bestrebung geleitet worden, den „Kampf um tschechische nationale Rechte“ einerseits und sozialpolitische Aspekte andererseits, auf Kosten der staatsrechtlichen Entwicklungen in den Vordergrund zu stellen. Der vorliegende Band ist nicht ethnisch bestimmt, sondern der Tradition des böhmischen Landespatriotismus verpflichtet, und gerade der Vergleich der beiden Bücher illustriert mit aller Anschaulichkeit, wie falsch es ist, den „Dokumenten“ einen Wahrheitsgehalt zuzuschreiben, ohne die Aussagekraft ihrer Auswahl zu reflektieren.

Die von Veselý sorgfältig ausgewählten Dokumente illustrieren die komplexen Zusammenhänge, in denen sich die Geschichte der Böhmisches Krone abgespielt hat; das beschränkt sich nicht nur auf die sogenannten tschechisch-deutschen, utraquistisch-katholischen oder böhmisch-habsburgischen Konflikte. Zahlreiche Dokumente waren bisher nur einem beschränkten Kreis von Fachleuten bekannt, einige erscheinen hier überhaupt zum erstenmal in tschechischer Übersetzung (z. B. die Urkunde zur Erhebung des Prager Bistums zum Erzbistum oder das Dekret Maria Theresias über die Abschaffung der böhmischen Hofkanzlei).

Zur neuesten Geschichte werden die Benutzer vor allem die Friedensverträge der neuentstandenen Tschechoslowakei mit Deutschland, Österreich, Ungarn und den alliierten Siegermächten von 1919/20, die Verfassung von 1920, mehrere Schlüsseldokumente aus der Zwischen- und Kriegszeit sowie einige der heute viel zitierten Beneš-Dekrete begrüßen. Leider fehlt das Kaschauer Regierungsprogramm, das, obwohl nur ein Regierungsprogramm, immerhin die Grundlage der sogenannten nationaldemokratischen Revolution von 1945 und daher der gesamten nachfolgenden Entwicklung in der Tschechoslowakei bildete und heute nach wie vor als die Grundlage der geltenden Rechtsordnung gilt. Insgesamt bietet der vorliegende Band eine heute so dringend benötigte und vom Herausgeber hervorragend kommentierte Übersicht historischer Quellen zur böhmischen Verfassungsgeschichte und damit auch zu der gerade heute viel diskutierten Entwicklung des tschechischen nationalen Bewußtseins.

Begreift man das nationale Bewußtsein nicht rein ethnisch, sondern im Sinne jener Tradition, die einem „Landesbegriff“ und einer „Staatsideologie“ verpflichtet war, die sich – nach Karl Bosl – in Böhmen schon sehr früh als „von der Person des Königs weitgehend unabhängig“ entwickelten und im Ringen um die „ständische Repräsentation“ als ein gesamteuropäisch gewichtiger „Modellfall Böhmen und Mähren“³ behaupteten, wird man in diesem Buch ein nützliches Hilfsmittel zu heutigen Debatten über das „Zweivölkerland“⁴ finden; für die Vertreter der ethnisch bestimmten

³ Bosl, Karl: Ständische Bewegung und ständische Repräsentation in Europa. Der Modellfall Böhmen und Mähren. In: Ders.: Menschen und Gesellschaft in der Geschichte Europas. München 1972, 141–156.

⁴ Diesen Begriff verwendet u. a. Peter Moraw in Böhmen und Mähren. Hrsg. von Friedrich Prinz. Berlin 1993, 266 (Deutsche Geschichte im Osten Europas).

Formen nationaler Identität kann es eine ernstzunehmende Quelle von ideologiefreien Informationen zu der viel diskutierten Frage werden, warum „andere“ die böhmische Geschichte „anders“ sehen.

München

Eva Hahn

Tobjański, Zbigniew: Czesi w Polsce [Tschechen in Polen].

Towarzystwo Społeczno-Kulturalne Czechów i Słowaków w Polsce, Kraków 1994, 233 S.

Die Tschechen, die sich in den vergangenen drei Jahrhunderten sowie im jetzigen Jahrhundert in Polen niedergelassen haben, sind bisher in der Forschung lediglich als eine Randerscheinung behandelt worden. In dem vorliegenden Buch wird zum ersten Mal versucht, ihr Schicksal in einem breiten Rahmen darzustellen. Dabei stand Z. Tobjański vor keiner einfachen Aufgabe; da die tschechischen Ansiedler größere und kleinere Zentren in weit voneinander gelegenen Regionen der einstigen Polnischen Republik gebildet hatten, verlangte das Aufspüren des in mehreren Archiven, Institutionen sowie in private Hände verstreuten Quellenmaterials viel Zeitaufwand. Der Autor bewies dabei erheblichen Einfallsreichtum. Er verwertete Quellen aus zehn polnischen Staatsarchiven, aus zwölf Gemeindearchiven sowie aus vier Archiven der evangelisch-reformierten Gemeinde, durchforschte zahlreiche polnische und tschechische Zeitschriften und schrieb 39 Interviews mit den Vertretern der tschechischen Minderheit in Polen nieder. Die Liste der von ihm benutzten Arbeiten ist lang und enthält 229 wissenschaftliche Beiträge. Diese Bibliographie ist jedoch nicht vollständig. Es fehlen einige wichtige Arbeiten, u. a. über die Niederlassungstätigkeit der Tschechen in Großpolen sowie über die polnisch-tschechischen Beziehungen¹.

Das Buch ist chronologisch-sachlich geordnet. Die ersten vier Kapitel schildern die Einwanderung sowie die Tätigkeit der Tschechen in Schlesien, Zentralpolen und Wolynien im 18., 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Im fünften Kapitel wird von dem Autor die Stärke, Verbreitung, Lage und sozial-kulturelle Tätigkeit der tschechischen Minderheit im Polen der Zwischenkriegszeit besprochen; das sechste Kapitel behandelt ihre Schicksale während des Zweiten Weltkrieges und in den folgenden Dezennien nach dem Krieg (bis etwa 1980). Gegen diese Gliederung ist kaum etwas einzuwenden. Allerdings wäre es vielleicht besser gewesen, die Schicksale der Tschechen im Zweiten Weltkrieg und nach 1945 in zwei getrennten Kapiteln zu besprechen. Schade auch, daß der Autor die Situation der tschechischen Minderheit sowie die Tätigkeit der Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Tschechen und Slowaken in Polen in den letzten Jahren nicht dargestellt hat.

In der Einleitung erklärt der Verfasser, daß ihm die erhaltenen Quellen nicht erlaubt hätten, das Problem der tschechischen Ansiedlung in Polen gleichmäßig vorzuführen. Charakteristisch für dieses Problem sei „die überwältigende Anhäufung von Details“

¹ Hier sind vor allem zu nennen D w o r z a c z k o w a, Jolanta: *Reformacja i konterreformacja w Wielkopolsce [Reformation und Gegenreformation in Großpolen]*. Poznań 1995 (eine Sammlung der Artikel und Berichte dieser Verfasserin aus den Jahren 1965–1991). – K a m i ń s k i, Marek Kazimierz: *Polsko-czechosłowackie stosunki polityczne 1945–1948 [Polnisch-tschechoslowakische politische Beziehungen 1945–1948]*. Warszawa 1990.

über die einen und „entmutigende Leere und Mangel an grundlegenden Informationen“ über andere tschechische Siedlungszentren. Ausgiebig und interessant charakterisierte der Autor die tschechischen Siedlungen in Schlesien, Mittelpolen (u. a. in Łódź, Warschau, Żyrardów) und Wolynien. Über die Einwanderung der Tschechen in Großpolen im 16.–17. Jahrhundert finden sich dagegen lediglich allgemeine und nicht immer präzise Angaben. Zur Schilderung dieses Problems hätten die erwähnten Arbeiten von Jolanta Dworzaczkowa herangezogen werden können, das gleiche gilt auch für neuere Arbeiten über das Leben der Tschechen in Łódź². Fast vollständig wurde Galizien ausgelassen, wohin die österreichischen Behörden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts viele tschechische Beamten geschickt hatten (auf S. 103–104 wird nur eine kurze Charakteristik der Tätigkeit der *Beseda* in Krakau gegeben). Dem Inhalt des Buches hätte somit eher der Titel „Die Niederlassungstätigkeit der Tschechen in Polen im 18.–20. Jahrhundert“ entsprochen.

Andererseits muß betont werden, das sich Zbigniew Tobjański nicht nur auf Angaben über die Zahlenstärke und die sozial-berufliche Struktur der tschechischen Kolonisten in den einzelnen Städten und Regionen beschränkt, sondern genau ihre Wohnverhältnisse, den Gesundheitszustand, die Konfession, das Bildungsniveau und das kulturelle Leben schildert. Trotz der hier aufgezeigten Mängel zeichnet sich das Buch durch seinen Faktenreichtum aus. Der Leser kann durchaus viele überraschende Dinge erfahren, z. B. daß sich im von vielen Tschechen bewohnten Żelów (südlich von Łódź) sogar die Juden der tschechischen Sprache allgemein bedienten, oder die erstaunliche Tatsache, daß sich im Polen der Zwischenkriegszeit 57 % der Tschechen zum russisch-orthodoxen Glauben bekannten (es waren fast ausschließlich tschechische Kolonisten in Wolynien, die – um Privilegien behalten zu dürfen – unter dem Druck russischer Behörden zu diesem Glauben in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts bzw. zu Beginn des 20. Jahrhunderts konvertiert waren).

Insgesamt läßt sich der Arbeit von Z. Tobjański ein innovativer Charakter nicht absprechen. Obwohl sie einige Mängel hat, bereichert sie das bisherige Wissen über die tschechische Minderheit in Polen und schließt eine bisher bestehende Lücke in der polnischen Geschichtsschreibung.

Poznań

Witold Molik

² J a n c z a k, Julian: *Ludność Łodzi przemysłowej 1820–1914* [Bevölkerung im industriellen Lodz]. Łódź 1982. – P y t l a s, Stefan: *Skład narodowościowy przemysłowców łódzkich do 1914 r.* [Nationalitätenstruktur Lodzer Industrieller bis 1914]. In: P u ś, Wiesław/L i s z e w s k i, Stanisław (Hrsg.): *Dzieje Żydów w Łozi 1820–1944. Wybrane problemy* [Geschichte der Juden in Lodz 1820–1944. Ausgewählte Probleme]. Łódź 1991, 55–78.

Urkundenregesten zur Tätigkeit des deutschen Königs- und Hofgerichts bis 1451. Hrsg. v. Bernhard Die st e l k a m p. Bd. 8: *Die Zeit Karls IV. (1360–1364).* Bearb. v. Ronald N a u m a n n.

Böhlau, Köln-Weimar-Wien 1996, 439 S.

Die Reihe, herausgegeben im Rahmen eines von der Akademie der Wissenschaften und Literatur Mainz verwalteten Editionskomplexes zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich und betreut von hervorragenden Rechtshistorikern, verdient Beachtung

weit über ihr unmittelbares Anliegen hinaus. Hier geht es vornehmlich um Rechtspflege, gewiß, in bestimmten Bereichen, und eine Edition in kleinen Schritten mag auch nicht leicht die Gelegenheit zu einem generalisierenden Überblick geben: von Karl IV. beispielsweise ließe sich jetzt gerade erst, nach der vorangehenden Edition von Friedrich Battenberg, die runde Hälfte seiner Regierungszeit als römisch-deutscher König überblicken, und die andere Hälfte wird vielleicht noch Jahre auf sich warten lassen. Dennoch: von der Personengeschichte bis zu subtilen Einblicken in die Personalpolitik reichen die Konsequenzen auf der allgemeinen, von der Gerichtsorganisation über Prozeßformalien bis zur aktiven juristischen Wirksamkeit der Einsichten auf der anderen Seite. Und im ganzen entfaltete sich ein gutes Stück spätmittelalterlicher Reichsverwaltung, gerade unter der Ägide jenes Herrschers, der wie keiner seiner Vorgänger und unmittelbaren Nachfolger um die Modernisierung des archaischen Reichskörpers bemüht war, mit seinen Mitteln der Mobilisierung neuer und alter Rechtsfunktionen, mit den zeitgenössischen Möglichkeiten eines unklaren römischen Traditionalismus.

Der Band umfaßt, nach den üblichen Beilagen, die Regesten von 489 Ausfertigungen der königlichen Kanzlei aus der Tätigkeit des königlichen Hofgerichts. Rechts- und damit Friedenswahrung zählte bekanntlich zur vornehmsten Aufgabe eines Königs in den mittelalterlichen, „vorstaatlichen“ Jahrhunderten, und so haben die Zeitgenossen Karls ihren Herrscher vornehmlich auch an dieser Tätigkeit einer der wenigen Reichsinstitutionen gemessen, wenn auch die königliche Aufgabe viel weiter in die große Politik griff. Deshalb ist der Herrscher auch nominell Absender und Adressat des Schriftverkehrs. Im ganzen erweist sich die wachsende institutionelle Tätigkeit. Die Register sind hilfreich aufgegliedert – und doch taucht bei ihnen spätestens die Frage nach dem Nutzen elektronischer Datenverarbeitung für den gesamten Editions-komplex auf. Man sollte ihr nicht aus dem Weg gehen – zumal sie dem Interessenten sowohl zur Buch- als auch zur Diskettenedition verhelfen könnte und ihm damit auch einen selbständigen Umgang mit den Regesten möglich machte.

München

Ferdinand Seibt

Dotzauer, Winfried: Überlegungen zur Goldenen Bulle Karls IV. unter besonderer Berücksichtigung des rechtlichen Hintergrundes. In: Landesgeschichte und Reichsgeschichte. Festschrift für Adolf Gerlich zum 70. Geburtstag.

Franz Steiner, Stuttgart 1995, 165–195 (Geschichtliche Landeskunde. Veröffentlichungen für geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz 42).

In einem „bescheidenen Beitrag“ mit „schlichtem Bemühen“ (S. 193) folgt Winfried Dotzauer noch einmal vornehmlich den Analysen und Erwägungen Bernd-Ulrich Hergemöllers über die Goldene Bulle, denn es gelte ein „diskursives Hin- und Herbewegen . . . Solange die neuerliche Auseinandersetzung noch als offen zu bezeichnen ist“. Ohne die Befürwortung definitiver Schlüsse in der Fachdiskussion wird man seinen Beitrag mit intellektueller Freude lesen, wie denn ein jedes geistreiches und in vielen Facetten wohlbegründetes Gedankenspiel. Meist geht es dabei um ein „Hinbewegen“ zur Einsicht in den Kompromiß, als welchen Hergemöller bekanntlich die Goldene Bulle interpretierte. Das „Her-“ neuerer, diesem Interpretationsgefüge abträg-

licher Erwägungen, kommt dabei zu kurz. Freilich liegt das auch in der Natur der Sache. Mit anderen Worten: Dotzauer unterstreicht noch einmal mit seinen Erwägungen die Berechtigung von Hergemöllers Thesen. Er ergänzt ihn aber auch. Keine Diskussion also, sondern ein Diskussionsbeitrag in lebendiger Gedankenführung bei weiträumigem, aber doch deutlich akzentuiertem Spiel der Möglichkeiten. Das alles im Rahmen einer diplomatischen und nicht erfolglosen Nachkalkulation der Politik am Hof und vornehmlich an der kaiserlichen Kanzlei in Auseinandersetzung mit einzelnen ständischen, namentlich kurfürstlich-geistlichen Widersachern. Vielleicht verdiente gerade diese, die besondere Ebene juristisch-geistlicher Gelehrsamkeit Beachtung in dem Schachspiel, das man das seit Hergemöller aufzubauen weiß und mit den diplomatischen Kulissen von Nürnberg und Metz umgibt.

In jedem Fall wird dabei ein anziehendes Stück diplomatischer Aktionen aufgrund gewachsener Rechtskenntnis und bei besonderer Aktivität römisch-rechtlich Gelehrter deutlich, auf kaiserlicher Seite mit den Namen von Johann von Neumarkt und Lupold von Bebenburg verbunden, bei ihren Gegenspielern leider wenig faßbar und ohnehin auch nach besonderen Interessen verschiedener Dienstherren gespalten. Den Städten fehlt es hier, wie man weiß, noch an den rechten Anwälten – und an realer Macht nach der Auflösung des Schwäbischen Städtebundes durch den Kaiser 1354 wohl auch. Die Hanse blieb draußen.

Dotzauer hat die Interpretation der Goldenen Bulle auf gewandte Weise als ein Gedankenspiel in Erinnerung gebracht. Sie war es noch nicht in gleicher Hinsicht für die Zeitgenossen, wie das spärliche Echo der Chronisten zeigt, kaum das Levolt von Northoff sie mit tieferem Verständnis bedachte. In den Köpfen der Mitlebenden blieb viel eher das große Zeremoniell in Erinnerung, und wer weiß, womöglich wäre dieses Bruchstück einer im übrigen ungeschriebenen Verfassungsgeschichte, wie in allen alten Reichen, ohne Wenzels Prunkhandschrift auch in unserer Zeit nicht so sehr in das Interesse der Forschung gerückt. Was diese Vereinbarung tatsächlich fortan bis zum Jahr 1806 in Wirklichkeit bedeutete, geht auf eine kleinere Kuhhaut.

Eine kleine Korrektur, die ich aber wohl einem wackeren Geschichtsverein schulde: Man hat sich in unseren Zeiten auf die Schreibung Rhens am Rhein geeinigt.

München

Ferdinand Seibt

Polišenský, Josef/Kollmann, Josef: Valdštejn. Ani císař ani král [Wallenstein. Weder Kaiser noch König].

Academia, Praha 1995, 224 S.

Seit dem Erscheinen der umfänglichen Wallenstein-Biographien von Golo Mann und Josef Janáček sind Jahrzehnte ins Land gegangen, ohne daß der Versuch gemacht wurde, Leben und Wirken des „Friedländers“ von neuem geschlossen darzustellen¹. Nun liegt ein Buch vor, weit kürzer und mit dem Vorsatz geschrieben, ein eher „nüchternes Bild von Wallensteins mährischen Anfängen“ zu zeichnen, ebenso von seiner „Karriere als Kriegerunternehmer“. Noch mehr: die Gestalt eines jener Tschechen

¹ Wallenstein. Sein Leben erzählt von Golo Mann. Frankfurt/M. 1971. – Janáček, Josef: Valdštejn a jeho doba [Wallenstein und seine Zeit]. Praha 1978.

vorzuführen, „welche Weltgeschichte mitgestalteten“ (S. 216). Die beiden Verfasser waren an einem großen Editionsunternehmen beteiligt, den siebenbändigen *Documenta Bohemica Bellum Tricennale illustratia*², und Josef Polišenský ist seit langem mit zahlreichen Arbeiten zur Geschichte der Frühen Neuzeit hervorgetreten.

Nach einer Einführung, in der die wichtigste Literatur und die neuen Quellen sowie die darin gefaßte „Wallensteinfrage“ kritisch gewertet werden, folgt eine Skizze des politisch-gesellschaftlichen Bedingungsgefüges, aus der der große Protagonist emporstieg und für das die Herrschaft Kaiser Rudolfs II. Signaturen gesetzt hat. Im ersten Kapitel erfährt der Leser manches Neue über die Lebenswelten des Adels, eingeschlossen die weitverzweigte Sippe der Waldsteins und – ganz ausführlich – den Ehrgeizigsten aus ihrer Mitte. Stationen seines (zunächst für seinesgleichen üblichen) Lebens werden mit Sorgfalt und (bei unsicherer Überlieferung) Zurückhaltung markiert: erste Ehe, Hofdienst, Pilgerreise und erster militärischer Einsatz für den 1617 zum böhmischen König und zwei Jahre später zum Kaiser gewählten Ferdinand II. Er bleibt an dessen Seite in Zeiten der Bedrängnis wie des Triumphes, erweist sich später im Angesicht der schwedischen Gefahr „habsburgischer“ als der Kaiser selbst, bis dieser ihn im Zusammenspiel mit einer wachsenden Zahl von Feinden der Vernichtung preisgibt. Im Hinblick auf die viel erörterten Wechselbeziehungen Kaiser-General (Vasall) bemühen sich die Verfasser um Objektivität, zeigen ihren „Helden“ aber meist in vorteilhaftem Licht.

Als „einer der letzten (privaten) Kriegsunternehmer“ agierte Wallenstein seit dem „Böhmisch-pfälzischen“ Krieg und in den wachsenden Handlungsräumen des europaweiten Konflikts. Die Autoren führen den überzeugenden Beweis, daß Spanien, wo sich am Hofe die „Kriegspartei“ durchsetzte, die entscheidende Macht (und nicht Bayern) zur Rettung des Kaisers vor dem Ansturm der Ständerebellion war. Den verschlungenen Weg Wallensteins in diesen Wirren zu verfolgen, gelingt den Autoren ebenso wie ihn als harten Liquidator des ständischen und bäuerlichen Aufruhrs zu charakterisieren. Als solcher trage er, so das von nationaler Tradition eingefärbte Urteil, Mitschuld daran, daß nach dem Siege Habsburgs bedeutende Potenzen der eigenständigen tschechischen geistig-kulturellen Entwicklung nicht mehr zum Tragen kamen und „fortschrittliche Tendenzen“ im ökonomischen Bereich abbrechen.

Nach der „Prager Victoria“ wird er zu deren erfolgreichstem Nutznießer bis zu jener Ebene, auf der vor allem in Emigrantenkreisen der Gedanke seines Königtums umgeht. Logisch, nach der Weltsicht des Adels, folgt die Mobilmachung von Neidern und Feinden. Doch bei Wallenstein sehen die Autoren jene Dialektik besonders ausgeprägt, die derart schwindelnden Karrieren eigen ist: Es wachsen die hinabziehenden Kräfte und Gefahren.

Den größten Raum im Buch, etwa 100 S., nimmt das erste Generalat ein, während dessen Wallenstein im mitteleuropäischen Maßstab als Feldherr und Politiker agiert. Zu Recht erscheint er nun als eine der Zentralgestalten des weiträumigen niederdeutschen Krieges, mit Tilly rivalisierend und kooperierend. Als eigenständiger politischer Kopf erweist sich Wallenstein in seinem diplomatischen Meisterstück, bei dem er das Ziel nicht zuletzt durch Geheimverhandlungen erreicht – dem Lübecker

² *Documenta Bohemica Bellum Tricennale illustratia*. 7 Bde. Praha 1971–1981.

Frieden mit Christian IV. von Dänemark. Er überwindet den am Wiener Hof herrschenden Geist des blinden Triumphes und gelangt zu einem Ausgleichsfrieden. Die Verfasser sehen hinter dem Ergebnis aber auch den objektiven Umstand, daß des Kaisers Friedensneigung in dem Maße wuchs, wie er sich für Spanien im Mantua-Konflikt verstrickte. Die Ablehnung des Restitutionsedikts als verfehlten Schritt kaiserlicher Politik erklären die Autoren wohl aus Wallensteins Befriedungspolitik, aber auch aus Sorge darum, daß ihm das magdeburgisch-halberstädtische Versorgungsterrain für seine Armee verlorengehen könnte.

Seit Schillers Drama ist es ein anregender Gedanke geblieben, Wallenstein als Friedenssucher und -stifter zu sehen. Dieser Sicht folgen die Verfasser so weit, daß daraus ein Leitmotiv des Buches entsteht. Geradezu als Credo des Denkens und Handelns erscheint wiederholt der Vorsatz, in Mitteleuropa Konflikte zu dämpfen und Frieden zu schaffen, um gemeinsam kreuzzugartig gegen die Türken zu ziehen. Die Verhältnisse liefen dem Plan zuwider, und so wurde er nie Wirklichkeit. Oder war er überhaupt nur einer der zahlreichen Schemen oder Schibboleths, mit denen Herrscher, Politiker und Höfe umgingen? Vom Gegenspieler Wallensteins, Gustav Adolf, ist bekannt, daß er es meisterhaft verstand, Gewaltpolitik mit religiösen Bewegungskräften zu verflechten und sich als Restitutor von Freiheit und Frieden im Reich zu stilisieren. Ihm schenkte die (protestantische) Welt mehr Glauben als Wallenstein, der den allgemeinen Frieden durch Taten anstrebte – wieder ein Paradoxon seiner Laufbahn?

Aus den vielen neuartigen Interpretationsversuchen, die durch große Sachkenntnis legitimiert sind, sei die Frage nach der Motivation zur Übernahme des zweiten Generalats herausgegriffen. Die Triebfeder Wallensteins, mittels (erpreßter) höchster Machtausstattung am Kaiser Rache zu nehmen, lassen die Verfasser nicht gelten. Es wäre vielmehr zum größten, voraussehbaren Schaden für den Kriegsherrn ausgegangen, hätte er nicht wiederum eine schlagkräftige Armee geschaffen. In der Tat vermochte er es, die bis dahin größte Bedrohung des Kaisers und seiner Verbündeten abzuwenden – die wachsende Macht der Schweden im Reich. Aus dieser leiten die Autoren aber auch die stärksten individuellen Motive Wallensteins ab, erneut der Nothelfer Bayerns und Habsburgs zu sein: Sein Herzogtum Mecklenburg hatten die Schweden besetzt, und in ihrem Gefolge rückten die böhmischen Exulanten an, ihre konfiszierten und von Wallenstein wohlfeil erworbenen Güter zurückzufordern.

Nachdem die kaiserliche Armee den Schweden den Vormarsch in die Erblande verlegt hatte, führte Wallenstein aus legitimer eigener Vollmacht und von starker Position aus Verhandlungen mit Kursachsen und Schweden, um wiederum einen Weg zum Frieden zu finden. Die Verfasser wenden sich aber gegen die Annahme, der Generalissimus habe mit den Schweden gemeinsame Sache machen wollen, und auch später, als sein Leben bedroht war, habe er nicht die Absicht gehabt, bei ihnen Schutz zu suchen. Sein Ziel sei Sachsen gewesen, wohin er in einem seiner letzten Briefe Geldmittel aus seinen friedländischen Quellen zu transferieren suchte (S. 205 f.).

Die „conjuratio“-Konstruktion deuten die Verfasser zugunsten Wallensteins: Nicht er habe gegen seinen Herrn konspiriert, sondern allen Indizien nach gab es eine

Verschwörung gegen ihn, die zum politisch motivierten Mordauftrag und zu dessen handgreiflichen Vollstreckung durch untreue Offizieren führte. Diese Vorgänge sind neuerdings aus juristischer Sicht durch Christoph Kampmann besser erhellt worden³.

Greifswald

Herbert Langer

³ Kampmann, Christoph: Reichsrebellion und kaiserliche Acht. Münster 1992.

Golz, Reinhard/Korthaase, Werner/Schäfer, Erich (Hrsg.): Comenius und unsere Zeit. Geschichtliches, Bedenkenswertes und Bibliographisches.

Schneider, Hohengehren 1996, 376S.

Es fällt nicht leicht, diesen umfangreichen Sammelband zu rezensieren, da er aufgrund seiner Konzeption, von den zahlreichen Publikationen über Comenius abweicht, die zum 400. Jahrestag der Geburt dieses Pädagogen und Denkers erschienen sind. Der Sammelband ist zugleich dem 100. Geburtstag Dmitrij Tschizewskijs gewidmet, des bedeutenden Comeniologen und Entdeckers der wichtigsten Schrift von Comenius „De rerum humanarum emendatione consultatio catholica“ (Consultatio), die Tschizewskij um die Mitte der dreißiger Jahre in der Bücherei eines Waisenhauses in Halle fand. Den äußeren Anlaß zur Herausgabe des Sammelbandes bildete die Übernahme der Züricher Ausstellung über Comenius nach Magdeburg und die damit verbundenen wissenschaftlichen und öffentlichen Aktivitäten der Magdeburger Universität. Die Zielsetzung der Publikation findet in dem Titel „Comenius und unsere Zeit“ ihren Ausdruck.

Die Autoren des Bandes bewegen sich in verschiedenen thematischen Bereichen: Zum einen wollen sie die Ideen von Comenius darlegen, die für unsere Zeit und vor allem im Hinblick auf Fragen der Erziehung noch immer bedeutungsvoll sind, zum anderen befassen sie sich mit der Rezeption und der Kontinuität seines Einflusses in Deutschland und Europa und schließlich ziehen sie eine Bilanz dessen, was wir über Comenius wissen, zumal nach den vielen Konferenzen und Veröffentlichungen, die seinem 400. Geburtstag galten. Was die Rezeption und Lebenskraft des Werkes von Comenius betrifft, so richtet sich die Aufmerksamkeit der Autoren verständlicherweise in erster Linie auf Sachsen-Anhalt. Das protestantische Deutschland war ein Gebiet, in dem seine Werke systematisch herausgegeben und gelesen wurden, und er auch in einer Zeit Anerkennung fand, als er durch die harte und ungerechte Kritik Pierre Bayles aus der „Republik“ der europäischen aufgeklärten Gebildeten ausgewiesen worden war. Leibniz bezeugte Comenius seinen Respekt, und an der Renaissance seines Werkes hatte Herder seinen Anteil. Das protestantische Deutschland bot den aus ihrer Heimat vertriebenen Mitgliedern der Brüdergemeinde ein Zuhause, und er selbst betrachtete Deutschland als seine breitere Heimat und schrieb einige seiner Werke in deutscher Sprache.

In den Sammelband wurden auch einige ältere Übersetzungen von Texten aufgenommen, die als solche das Interesse am Werk von Comenius in späteren Zeiten dokumentieren; zu diesen Übersetzungen gehört die Betrachtung „Sind die menschlichen Dinge verderbt ...“ aus der Panorthosia, einem Teil der Consultatio, die „Ein-

ladung aller Menschen zur friedlichen Beratung ...“ und die didaktische Schrift „*Mathetica*, d. h. Lehrkunst“. Wiederabgedruckt sind in dem Band die „Magdeburgische Schulordnung von 1658“, die unter dem Einfluß der von Comenius für das Schulwesen entwickelten Prinzipien entstand, ferner ein grundlegender Text für die moderne Comenius-Renaissance, nämlich Herders „Der menschenfreundliche Comenius“ aus der 1795 erschienenen Schrift „*Briefe zur Beförderung der Humanität*“, sowie Tschizewskijs Bericht über den Fund der *Consultatio*, der ursprünglich 1936 im mährischen Römerstadt herausgegeben werden sollte. Auch der in dem Sammelband abgedruckte Vortrag von Karl Weidel (Oberstudiendirektor und Probst des Klosters Unserer Lieben Frauen in Magdeburg) aus dem Jahr 1932 zählt zu den Quellen der Comenius-Rezeption in Deutschland.

In den Beiträgen, die sich mit dem Denken von Comenius beschäftigen (D. Wartenberg, W.-D. Legal, F. Hofman), wird die noch immer lebendige christlich-reformatorische Idee und vor allem seine optimistische Anthropologie neuplatonischen Ursprungs hervorgehoben, die die Grundlage seiner Konzeption der gesellschaftlichen und menschlichen „allseitigen Verbesserung“ (*všenápava*) und den Gegensatz zum anthropologischen Pessimismus des Machiavellismus und der Theorie der „Staatsraison“ bildet. Hier zeigt sich, wie zutreffend Ferdinand Seibts Beobachtung ist, daß Comenius erst durch die Veröffentlichung der *Consultatio* zu einem der bedeutendsten politischen Denker des 17. Jahrhunderts geworden ist.

Die Studie M. Cipros hat auf der Grundlage einer Analyse Hunderter von modernen pädagogischen Enzyklopädien gezeigt, daß Comenius der meistgenannte Klassiker der neuzeitlichen Pädagogik ist. Daß er kein „toter und musealer“ Klassiker ist, belegen die Beiträge der Pädagogen I. Netzel, R. Winkel und E. Schäfer für den vorliegenden Sammelband. In einem fiktiven Gespräch mit dem Titel „Interview einer Pädagogin des 20. Jahrhunderts mit J. A. Comenius“ hat Katja Riedel eine Reihe sehr konkreter Fragen zur Schule der Gegenwart, zu den Schülern, den Lehrern und der Art des Unterrichts gestellt und bei Comenius überraschend lebendige und scharfsinnige Antworten gefunden. Eine ganze Reihe aktueller schulischer Projekte bezieht sich ausdrücklich auf sein Werk.

R. Golz befaßt sich mit der Rezeption unter den Aspekten der Regionalität und der Internationalität und deutet damit eine Forschungsrichtung an, die die allgemeinen kulturellen Verhältnisse, die jeweiligen Anforderungen an die Bildung und die konfessionelle und religiöse Situation berücksichtigen muß. In der Zeit, als Comenius weiterhin „vergessen“ war, lebten seine Ideen nicht nur im protestantischen Deutschland, sondern vor allem in Rußland fort. H. Gehrig weist nach, daß seine Schriften zwar in Schweizer Bibliotheken vorhanden waren, jedoch nur minimalen Einfluß auf Pestalozzi ausübten.

Außerordentlich nützlich sind die Beiträge über die gegenwärtige comeniologische Forschung und ihre Ergebnisse. J. Daun und R. Golz untersuchen und kommentieren das Interesse der Forschung an Comenius in Rußland. Dort reichen die Wurzeln dieses Interesses bis ins 18. Jahrhundert zurück, als die Reformer des Schulwesens auf ihn zurückgriffen. Dabei wurde auch betont, daß Comenius Slawe war. Untersuchungen zu seinem Werk erschienen auch in der sowjetischen Ära, und zwar nicht nur im russischen Teil der Sowjetunion, sondern auch in den sowjetischen Republiken. In den

letzten Jahren akzentuiert die russische Forschung wieder seine humanistische und demokratische Botschaft, doch sind daneben eine Reihe heuristisch interessanter und kritischer Studien erschienen.

Werner Korthaase, der Direktor der Otto-Suhr-Volksschule in Berlin-Neukölln, ein unermüdlicher Erforscher und Popularisierer des Werkes von Comenius, hat sich der mühevollen Aufgabe unterzogen, das gesamte Spektrum der Comeniologie der letzten Jahre zusammenzufassen und eine detaillierte Bibliographie der Forschungsergebnisse und der Editionen zu erstellen. Dieser in mehrere thematische Bereiche untergliederte Überblick zeigt sehr anschaulich, daß Comenius eine hinreichend große Zahl an Texten hinterlassen hat, die zum Gegenstand permanenter Interpretation und Re-Interpretation geworden sind. Diese Texte betreffen fast alle Wissensgebiete des 17. Jahrhunderts, und ihre Interpretationen machen deutlich, daß Comenius endgültig zu einer Symbolgestalt der europäischen Kultur geworden ist. Korthaase führt in seinem Überblick auch Dutzende von Konferenzen, Symposien und Gedenkveranstaltungen an, die aus Anlaß des 400. Jahrestages seiner Geburt in aller Welt stattfanden. Der Magdeburger Sammelband ist als Beitrag zur Forschung und als Quelle der Information ein weiteres Zeugnis der Lebensfähigkeit des Werkes von Comenius und seines festen Platzes in der europäischen Kultur.

Brno

Josef Válka

Seidel, Robert: Späthumanismus in Schlesien. Caspar Dornau (1577–1631). Leben und Werk.

Max Niemeyer, Tübingen 1994, VII u. 534 S. (Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext 20).

„O vos Helvetii, hac in parte felices! Deus vobis hanc pacem benedicat, servet, augeat. Concordia si inter vos florebit, tamdiu nullum firmius habebitis monumentum.“ (S. 109) Die kurzen Sätze, die einem Schreiben Dornaus an Caspar Waser vom 13. Dezember 1605 entnommen sind, spielen auf die seit der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert zunehmenden konfessionellen Streitigkeiten innerhalb des Protestantismus an, die immer wieder ein politisches Aktionsprogramm gegen die Angriffe von katholischer Seite zunichtemachten. Schon seit einem Jahr unterrichtete der aus dem Vogtland stammende humanistische Intellektuelle Caspar Dornau (1577–1631), der 1602–03 während seines kurzen (ersten) Aufenthaltes in Görlitz zum ersten Mal die innerprotestantischen Spannungen kennengelernt hatte, seinen Züricher Freund in regelmäßigen Abständen über die sich überschlagenden Ereignisse in Ungarn. Dort war die Auseinandersetzung zwischen Landesherrschaft und Städteopposition zu einem bewaffneten Aufstand unter Führung des siebenbürgischen Adligen Stefan Bocskai eskaliert. Die Verantwortung für das Blutvergießen in Ungarn lag für Dornau zweifelsohne bei den katholischen Scharfmachern des Wiener Hofes und deren politisch-konfessioneller Speerspitze, den Jesuiten; der auf seine „alten Freiheitsrechte“ pochende Adel dagegen habe lediglich, so Dornau, „im Schoß der reformierten Kirche Zuflucht“ gesucht (S. 110).

Auch in späteren Briefen und Traktaten trat Dornau, eine in vielen Zügen schillernde Persönlichkeit, als Anwalt der Ständerechte und Religionsfreiheit in Ungarn

und Böhmen auf. Dies belegt sowohl seine staatspolitische Schrift „Menenius Agrippa“ – sie erschien 1615 im Frankfurter Wechsel-Verlag, einer hugenottischen Exulanten-Druckerei, die in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts zu einer wichtigen Schaltstelle im Kommunikationsnetz des internationalen Calvinismus avancierte – als auch die unter dem Pseudonym Adrianus Vaposcus erschienene Gedenkschrift auf die am 21. Juni 1621 in Prag hingerichteten Aufständischen, in der Ferdinand II. als „Tyrann“, „Schlächter“ und „Antichrist“ gegeißelt wurde.

Über das Leben, den Wirkungskreis und das Selbstverständnis des vor allem als Pädagoge und Präceptor bekannten Caspar Dornau wußten wir bisher überraschend wenig, obwohl sein Name in den weitläufigen Beziehungsgeflechten innerhalb der mitteleuropäischen *respublica literaria* keineswegs unbekannt ist. Das lag zum einen sicherlich an der überaus schwierigen Quellenlage, den vergleichsweise spärlichen, methodisch nicht immer überzeugenden Vorarbeiten zum Späthumanismus in Schlesien und der mitunter nicht leicht zusammenzuführenden Verbindungslinien im Zeitalter der Konfessionalisierung. Zum anderen aber dürfte es an der Widersprüchlichkeit der Persönlichkeit Dornaus selbst gelegen haben, der sich einer einfachen Beurteilung und Einordnung immer wieder entzieht. Es ist das große Verdienst Robert Seidels, in seiner grundsoliden, quellennahen und auf hohem Niveau argumentierenden Studie, einen überraschend vielseitig begabten, weit über den schlesischen Raum hinaus denkenden und wirkenden Intellektuellen vorgestellt zu haben, der, trotz seines im Geist der Irenik stehenden pädagogischen Schaffens, deutlich zum Calvinismus neigte und nach 1600 vom Gelehrten und Schulmann zum politisch Handelnden und Diplomaten wurde.

Die umfangreiche Monographie Seidels entstand an der von Wilhelm Kühlmann geleiteten Arbeitsstelle zur Erforschung des schlesischen Späthumanismus am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg. Sowohl Kühlmann als auch Klaus Garber ist sie in literatursoziologischer und geistesgeschichtlicher Hinsicht in hohem Maß verpflichtet. Im Ergebnis ist nicht nur ein an den einzelnen Lebensstationen orientiertes Lebensbild eines späthumanistischen Gelehrten entstanden, sondern geradezu eine Typologie des Gelehrten um 1600. In zwölf Kapiteln beleuchtet Seidel den Werdegang Dornaus, der mit Prag, Basel, Heidelberg und dem reformierten Westeuropa die höfischen und akademischen Zentren eines irenisch ausgerichteten Protestantismus kennengelernt hatte, im Laufe der Jahre weitreichende Beziehungen zu böhmisch-mährischen Adels- und Gelehrtenkreisen entwickelte und sich schließlich die letzten 24 Jahre seines Lebens in Schlesien niederließ. Zu Dornaus Korrespondenzpartnern zählten Johannes Kepler und Jacob Zwinger ebenso wie Johann Jacob Grynaeus und Philippe DuPlessis-Mornay. „Die zwölf vorausgehenden Kapitel sollten gezeigt haben“, heißt es am Ende der Studie, „daß über Dornau differenzierter zu urteilen ist, als es in einem Epicedium angestrebt wird. Ein gewisses Maß von nicht harmonisierbarem Nebeneinander der Arbeitsbereiche, der Interessensphären, der Publikationen, wohl auch der politischen und konfessionellen Überzeugungen bleibt freilich bestehen in der Monographie über einen Mann, der in seinen Schriften nicht zuletzt den Anforderungen des Tages zu entsprechen suchte.“ (S. 396).

Seidels Studie besticht vom ersten bis zum letzten Kapitel sowohl durch die Originalität ihrer Fragestellungen als auch durch die überzeugend vorgetragene Ausführung

ihrer Antworten. Durch eine Fülle ertragreicher Exkurse – etwa zur Rolle der Medizin um 1500, zur Stellung des Gelehrten in der städtischen Gesellschaft oder zur Schulrhetorik und Muttersprachendiskussion – gelingt es dem Autor, ein überaus anschauliches Bild der lebensweltlichen, bildungsgeschichtlichen und gesellschaftspolitischen Hintergründe zu zeichnen. Auch eine andere Leistung dieses Werkes gilt es in besonderer Weise hervorzuheben. Seidel vermag erstmals ein Verzeichnis sämtlicher Werke und Lebenszeugnisse Caspar Dornaus zu liefern, das sowohl die selbstständig erschienenen Schriften, die von diesem verfaßt, initiiert oder herausgegeben wurden (auch Schulprogramme, Redectus, Disputationsdrucke usw.) umfaßt, als auch Gelegenheitsgedichte, Stammbucheinträge, Briefe von und an Dornau sowie sämtliche Schriften, die auf Ereignisse in dessen Leben Bezug nehmen bzw. dessen Namen im Titel tragen. Mit seiner Studie über Caspar Dornau ist Seidel damit weit mehr als nur ein Beitrag zum Späthumanismus in Schlesien gelungen.

Leipzig

Joachim Bahlcke

Eickels, Christine van: Schlesien im böhmischen Ständestaat. Voraussetzungen und Verlauf der böhmischen Revolution von 1618 in Schlesien.

Böhlau, Köln - Weimar - Wien 1994, VII u. 564 S., 14 Abb. (Neue Forschungen zur Schlesischen Geschichte 2).

Als Forschungsobjekt ist die Geschichte Schlesiens nach dem Zweiten Weltkrieg zweifelsohne zu einer Domäne der polnischen Geschichtswissenschaft geworden. Die besonderen Schwierigkeiten der ostdeutschen Landesgeschichtsforschung, deren Grundlagen durch den Untergang Preußens und des Reiches verlorengingen, erklären zumindest zum Teil die Berührungsängste von deutscher Seite, sich näher in Themen und Probleme der schlesischen Geschichte zu vertiefen. Grundsätzlich ist es daher zu begrüßen, daß in den vergangenen Jahren gleich an mehreren deutschen Universitäten Zentren zur Erforschung Schlesiens aufgebaut bzw. bevorzugt Themen der schlesischen Vergangenheit für Magister- und Doktorarbeiten vergeben worden sind. Auch die vorliegende Arbeit, die 1991/92 unter dem Titel „Schlesien unter dem ‚Winterkönig‘ Friedrich V. von der Pfalz. Vorgeschichte, Verlauf und Folgen der Böhmisches Revolution von 1618 in Schlesien“ an der Fakultät Geschichts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften der Universität Stuttgart als Dissertation eingereicht wurde, entstand vor dem Hintergrund eines solchen Forschungsschwerpunktes: des von Norbert Conrads geleiteten, kürzlich auf sein zehnjähriges Bestehen zurückblickenden Projektbereichs Schlesische Geschichte, an dem seit 1992 die Reihe „Neue Forschungen zur Schlesischen Geschichte“ herausgegeben wird. *Neue Forschungen*, die ihrem selbstgesteckten Anspruch nach Innovation und Überwindung nationalgeschichtlicher Perspektivenverengung gerecht werden wollen, werden heute freilich nicht – gleichsam ohne Umweg über die wissenschaftlichen Ergebnisse und Impulse der polnischen und tschechischen Historiographie seit 1945 – nahtlos an Fragestellungen, Darstellungsmuster und Interpretationslinien der alten traditionellen schlesischen Landeskunde aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert anknüpfen können. Insofern wird schlesische Geschichte heute zu Recht als Gegenstand der vergleichenden Ostmitteleuropa-Forschung gesehen.

Zur Fragestellung, Anlage und Intention der vorliegenden Studie vermerkt die Verfasserin in ihrer Einleitung: „Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, zunächst die Forschungsliteratur zur verfassungsrechtlichen und konfessionellen Entwicklung Schlesiens vom Trienter Konzil bis zur böhmischen Revolution kritisch zu sichten, aufzuarbeiten und die dabei gewonnenen Ergebnisse unter vergleichender Heranziehung der Verhältnisse in Böhmen zusammenzustellen. Darauf aufbauend soll versucht werden, anhand der archivalischen und gedruckten Quellen sowie der zum Teil recht entlegenen Literatur, den Gang der Ereignisse in den Jahren 1618–1621 darzustellen und zu untersuchen, in welcher Weise die schlesischen Fürsten und Stände an der böhmischen Revolution beteiligt waren“ (S. 3). Der einleitend formulierte Frageansatz scheint genau in die Richtung einer Einbettung historischer Entwicklungen in Schlesien in den ostmitteleuropäischen Kontext: hier also in den Zusammenhang des im 16. und frühen 17. Jahrhundert ungemein starken böhmischen Ständestaates bzw. den der werdenden Habsburgermonarchie, abzu zielen. Eine weiter gefaßte, über die Darstellung der Entwicklungsabläufe hinausgehende systematische Fragestellung wird nicht formuliert und ist, liest man gleich im Anschluß die nur die bekannten Entwicklungsphasen und Eckdaten der schlesischen Reformations- und Verfassungsgeschichte wiederholende Zusammenfassung (S. 482–488), auch nicht intendiert.

Im Aufbau der Studie folgt einem ersten, als Überblick gedachten Block über die Verfassungsentwicklung Schlesiens 1526–1609 (S. 8–52) bzw. die Konfessionsverhältnisse in Böhmen und Schlesien vom Ende des Trienter Konzils bis zur böhmischen Revolution (S. 53–99) der eigentliche Hauptteil, der in vier Kapitel untergliedert wird: die böhmische Revolution von 1618 (S. 100–185), die Auswechslung des böhmischen Königs (S. 186–227), der Regierungsantritt des Pfälzers in den Ländern der böhmischen Krone (S. 228–314) sowie schließlich die Phase vom Prager Generallandtag bis zur Schlacht am Weißen Berg (S. 315–400). Im abschließenden Kapitel werden, angefangen vom kaiserlichen Strafgericht nach der Niederlage der Stände bis hin zum Prager Frieden, die politischen und verfassungsrechtlichen Folgen des Epochenjahres 1620 erörtert (S. 401–481).

Die anfänglichen Erwartungen des Lesers werden allerdings über weite Strecken nicht erfüllt. Wer die schlesische landeskundliche Literatur vor allem des 19. Jahrhunderts kennt, wird faktographisch, vor allem aber an Neubewertungen der historischen Zusammenhänge wenig Neues finden. Zahlreiche traditionelle Urteile (und Vorurteile) über die vermeintlichen Spannungen zwischen Deutschen und Tschechen einerseits, zwischen Lutheranern und Utraquisten andererseits werden immer wieder kritiklos übernommen. Eine eigene Position wird nur selten, etwa während der besonders dichten Darstellung der Ereignisse 1618–1620, deutlich. Die der politischen Geschichte entlehnten Zäsuren, die von Eickels zur Abgrenzung ihrer einzelnen Abschnitte setzt, werden nicht hinterfragt. Gerade für das schlesisch-böhmische Verhältnis und die Frage der ständisch-konfessionellen Annäherung zwischen beiden Ländern hätten sich durchaus andere Einschnitte angeboten. Den tatsächlichen Spannungen und Machtkämpfen, den unterschiedlichen Interessen zwischen den Ständen des Hauptlandes Böhmen und jenen des Nebenlandes Schlesien, der wechselnden Rolle und politischen Durchsetzungskraft der Landesherrschaft im ersten Jahrhundert der Habsburgerherrschaft und nicht zuletzt den komplizierten konfessionellen Gruppen-

bildungen und Abgrenzungseffekten wird die Darstellung nicht gerecht. Dazu trägt allerdings auch bei, daß zu selten einmal klare Schwerpunkte bei der faktographisch erschöpfenden Darstellung gesetzt werden. Durchaus anregende Einzelbeobachtungen verlieren sich in der Fülle des Mitgeteilten, das zu einem erheblichen Teil aus den Standardwerken der älteren Landeskunde geläufig ist.

Die Tatsache, daß nur wenige wirklich neue Einsichten und Zusammenhänge präsentiert werden, hängt zwangsläufig mit der von van Eickels herangezogenen Quellenauswahl und Literatur zusammen. Entgegen der einleitenden Ankündigung beschränkt sich die Auswertung der Forschungsliteratur auf die deutschsprachige Literatur. Die tschechische Geschichtsforschung wird in diesem Werk über den böhmischen Ständestaat ebenso ausgeklammert wie die polnische, sieht man von wenigen, meist übersetzten Titeln ab. Bei den gedruckten Quellen sind nicht einmal die auch in deutscher Sprache vorliegenden, zahlreiche Silesiaca enthaltenden Böhmisches Landtagsverhandlungen von 1526–1611 ausgewertet worden, geschweige denn die einschlägigen tschechischen Editionen über die ständische Formierung in den Jahren 1618–1620. Dieser Befund steht im Gegensatz zum allerersten Satz der Einleitung: „Die Beteiligung Schlesiens an der böhmischen Revolution von 1618–1620 hat seit der Edition der Fürstentagsakten durch Hermann Palm und Julius Krebs im letzten Jahrhundert und den in diesem Zusammenhang entstandenen Aufsätzen in der Forschung nur noch wenig Beachtung gefunden“ (S. 3). Was das Hinzuziehen ungedruckter Quellen betrifft, so wurden zwar Archive in Wien, Prag, München, Dresden und Innsbruck aufgesucht – die Archive in Schlesien selbst jedoch, und hier besonders das Staatsarchiv Breslau und das Erzbischöfliche Diözesanarchiv Breslau, wurden überraschend nicht konsultiert. Einzelne Ausführungen van Eickels zur Quellenlage, insbesondere zu den vermeintlichen Archivalienverlusten im Zweiten Weltkrieg sowie zur Benutzbarkeit einzelner Bestände, sind nicht korrekt. Auch hier offenbart sich ein Gegensatz zu den Ausführungen der Autorin in ihrer Einleitung: „Das Fehlen einer umfassenden Darstellung der Beteiligung Schlesiens an der böhmischen Revolution ist nicht zuletzt auf die vergleichsweise ungünstige Quellenlage zurückzuführen“ (S. 4). Am Ende legt man die zunächst durch ihren Umfang und durch ihre Aufmachung einnehmende Studie, die ganz an die positivistische Betrachtungs- und Vorgehensweise der alten schlesischen Landeskunde anschließt und wie diese weitgehend im Deskriptiven verharret, unbefriedigt aus der Hand.

Leipzig

Joachim Bahlcke

Kremer, Stephan: Herkunft und Werdegang geistlicher Führungsschichten in den Reichsbistümern zwischen Westfälischem Frieden und Säkularisation. Fürstbischöfe – Weihbischöfe – Generalvikare.

Herder, Freiburg-Basel-Wien 1992, 496 S. (Römische Quartalsschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte, Supplementheft 47).

In seiner Bonner theologischen Dissertation verfolgt Stephan Kremer das Ziel, unter sozialwissenschaftlichen Fragestellungen eine kollektive Biographie jener 618 Prälaten zu erstellen, die in der Zeit zwischen dem Westfälischen Frieden und dem

Untergang der Reichskirche in den 26 reichsständischen Bistümern als Diözesanbischöfe, Weihbischöfe oder Generalvikare wirkten. Seine gediegene, methodisch und konzeptionell vorbildliche Studie knüpft an das 1978 von Erwin Gatz begründete Projekt „Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder“ an, von dem bisher die Bände 1648–1803 (1990) und 1785/1803–1945 (1983) im Druck vorliegen. Die quantifizierende Untersuchung des Sozialprofils und Karriereverlaufs des genannten Personenkreises, in der alle relevanten Faktoren – ständische und regionale Herkunft; Konfessionswechsel; Ausbildung; Mitgliedschaft in Domkapiteln und Kollegiatstiften; Weihe zum Priester und Eintritt in einen Orden; Ämter und ausgeübte Tätigkeiten; Ernennung zum Fürstbischof, Weihbischof bzw. Generalvikar – detailliert analysiert werden, ermöglicht erstmals einen Einblick in das Gesamtphänomen der geistlichen Führungsschicht der *Germania Sacra*.

Im Gegensatz zur französischen und angloamerikanischen Kirchengeschichtsforschung fehlten für die Geschichte der Reichskirche in der frühen Neuzeit bislang, sieht man von den einschlägigen Studien vor allem über Dom- und Stiftskapitel oder Klosterkonvente einmal ab, sozialgeschichtliche Studien weitgehend. Im Ergebnis vermag Kremer eine Fülle gemeinsamer Grundstrukturen im Ablauf der einzelnen Karrieren herauszuarbeiten, die hier nur zum Teil Erwähnung finden können. So war für die Wahl zum Fürstbischof die Zugehörigkeit zu dem im jeweiligen Bistum als stiftsmäßig anerkannten Adel unerlässlich. Das adelige Standesbewußtsein prägte das Denken und Wirken der späteren Kirchenfürsten grundlegend. Diese Sozialisationsphase war ungleich konstanter als die daran anschließende eigentliche Karrierephase, bei der Faktoren wie Universitätsstudium und Bildungsniveau lediglich in Ausnahmefällen ein Kriterium für die Wahl darstellten. Da die Fürstbischöfe zu über 80 % aus dem jeweiligen Domkapitel hervorgingen, war dagegen die Aufnahme als vollberechtigtes Mitglied in den Kreis der Domherren von zentraler Bedeutung für die geistliche Karriere.

Noch uneinheitlicher als im Fall der Fürstbischöfe zeigt sich das Sozialprofil der Weihbischöfe und Generalvikare, die aber untereinander erstaunlich viele Parallelen aufwiesen. Die Tatsache, daß sowohl unter den *vicarii in pontificalibus* als auch unter den *vicarii in spiritualibus* Angehörige des stiftsmäßigen Adels und solche des Bürgertums in etwa gleichem Umfang vertreten waren, widerlege, so der Autor, für die katholische Kirche die in der Eliteforschung oft geäußerte These von der sozialen Homogenität und Geschlossenheit der Führungsschichten in der vorindustriellen Gesellschaft. Kremer betont das Ausmaß der durchaus vorhandenen sozialen Mobilität, wobei er sorgfältig die Werdegänge bürgerlicher bzw. adeliger Weihbischöfe und Generalvikare differenziert.

Die statistischen Ergebnisse Kremers, die im Text durch Graphiken und Tabellen illustriert werden, ragen aufgrund der engen Verzahnung geistlicher mit politisch-weltlichen Aufgaben beim fürstbischöflichen Amt sowie dessen wirtschaftlicher Aspekte naturgemäß auch in das Kräftefeld der Reichs-, Länder-, Familien- und Kirchenpolitik hinein. Insofern ist seine Kollektivbiographie der geistlichen Führungsschicht in den Reichsbistümern von beachtlichem Erkenntniswert für die gesamte Frühneuzeit-Forschung. Kremers Resultate belegen zugleich frühere Einzelbeobachtungen, daß sich erst mit dem Wegfall der politischen und wirtschaftlichen Macht-

stellung der Diözesanbischöfe und der Domkapitel in der Säkularisation das Ideal des Konzils von Trient in stärkerem Umfang unter den deutschen Ordinarien durchsetzen konnte.

Leipzig

Joachim Bahlcke

Die Protokolle des österreichischen Ministerrates 1848–1867. Abteilung I: Die Ministerien des Revolutionsjahres 1848 (20. März 1848–21. November 1848). Bearb. und eingeleitet v. Thomas Kletečka.

ÖBV Pädagogischer Verlag, Wien 1996, LXVII + 728 S.

Der vorliegende Band kommt aus der von Waltraud Heindl geleiteten Redaktion des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts und wurde von Thomas Kletečka, der bereits an den Bänden 6 und 7 der V. Abteilung der Ministerratsprotokolle mitgewirkt hat, umsichtig bearbeitet¹. Mit 127 Ministerratsprotokollen, die insgesamt 1080 Tagesordnungspunkte aufweisen, wird die Anfangsphase des Ministerrats mit den vielfältigen Formierungsschwierigkeiten von der März- bis zur Oktoberrevolution des Jahres 1848 dokumentiert. Aufgrund der problematischen politischen Ausgangslage überrascht es kaum, daß der Ministerrat, der sich unmittelbar in der Anfangsphase durch Demissionen Kolowrats, Kübecks, Taaffes und Zaninis mit Personalschwierigkeiten auseinandersetzen hatte, seine Sitzungen fast täglich abhielt. So wechselte in der behandelten Zeitspanne fünfmal der Vorsitz sowie die Besetzung der jeweiligen Ministerresorts. Auch die Tagesordnungsstruktur der jeweiligen Minister ratsitzungen läßt auf den ersten Blick auf eine gewisse „Ungewandtheit“ in der inhaltlichen Zusammenstellung derselben schließen. So kamen beispielsweise in den Sitzungen am 22. 5. 1848 (S. 291–302) und 15. 9. 1848 (S. 626–633), aber auch in anderen, innenpolitische Angelegenheiten sowohl aus dem zis- wie auch aus dem transleithanischen Bereich der Monarchie (Aufstände in Lombardo-Venetien, Verfassung und Wahlgesetz in Triest, Pfingstaufstand in Prag, Bürgerkrieg in Ungarn) zusammen mit außenpolitischen Geschäften, mit Belangen der Personalpolitik (Amtsenthebungen und -bekleidungen, Beförderungen militärischer Art) und selbstverständlich aus Aspekten der Steuer-, Sozialpolitik u. v. m. zur Sprache. Auf den zweiten Blick kann man jedoch die Themenfülle der sich drastisch entwickelnden politischen Lage im Kaiserreich zuschreiben, die die Auslassung einiger Belange zugunsten anderer nicht zuließ. Zu den zentralen Themen, die das Ministerium in diesem Zeitraum beschäftigen, gehören die Definierung der eigenen Machtsphäre, die Erlassung einer Wahlgesetzordnung, die Bildung und Auflösung des Sicherheitsausschusses der Stadt Wien, Reaktionen auf den Aufruhr in Lombardo-Venetien und die revolutionären

¹ Die Protokolle des österreichischen Ministerrates 1848–1867. Abteilung V: Die Ministerien Erzherzog Rainer (4. Februar 1861–26. Juni 1865) und Mensdorff (26. Juni 1865–27. Juli 1865), Bd. 6: 4. Mai 1863–12. Oktober 1863. Bearb. v. Thomas Kletečka und Klaus Koch, mit einem Vorwort von Helmut Rumppler (ÖBV Pädagogischer Verlag, Wien 1989, LXIII und 423 S.), Bd. 7: 15. Oktober 1863–23. Mai 1864. Bearb. v. Thomas Kletečka und Klaus Koch, mit einem Vorwort von Helmut Rumppler (ÖBV Pädagogischer Verlag, Wien 1992, XLIX und 438 S.).

Unruhen in Galizien, Friedensverhandlung mit Sardinien, der Prager Pfingstaufstand und sein Ende durch das Eingreifen Windischgrätz, die Robotaufhebung in den einzelnen Kronländern und neue Arbeitsprogramme zur erhofften Senkung und eventuellen Beseitigung der drastisch hohen Arbeitslosigkeit.

Zunehmend in den Mittelpunkt rückten die Bestrebungen Ungarns, die Monarchie in einen aus zwei weitgehend unabhängigen Teilstaaten existierenden Staatenbund umzuwandeln. Eine nationale ungarische „Staatswerdung“ mußte jedoch auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen, u. a. da die ungarische Reichshälfte über mehrere nichtmagyarische Nationalitäten verfügte, die andere Positionen vertraten. Eines der zahllosen Beispiele stellte die Beschwerde der Balkankonferenz – der Stände von Kroatien, Dalmatien und Slawonien – an den Kaiser vom 11. Mai 1848 (S. 238) dar. Die ausbleibende Lösung der Nationalitätenfrage bewog auch die Wallachen und Rumänen in Siebenbürgen, eine Petition (vom 17. Mai 1848) an den Kaiser zu richten, in der sie die „fortdauernde Sonderung von Ungarn“ forderten.

Intensiv behandelt wurde vom Ministerrat die Aufteilung der österreichischen Staatsschuld und die Übernahme eines Teiles durch das Land Ungarn. Der Ministerrat, vor allem Innenminister Baron Pillersdorf, war sehr bemüht, diese Angelegenheiten möglichst rasch zu regeln. Er hat ihr im März und Anfang April viel Aufmerksamkeit gewidmet, da für den 9. April die Schließung des ungarischen Landtages angesetzt war. Im Tagesordnungspunkt III vom 11. April 1848 wurde beschlossen, die Geldanweisungen zur Finanzierung der in Ungarn befindlichen Truppen einzustellen, weil Ungarn den Verband mit dem Zentralstaat in finanzieller Beziehung aufgelöst habe und keine Zahlungen mehr an die k. k. Kasse leiste. Folglich sollte Ungarn die Staatsschuld in der Form der Truppenverpflegung tilgen (S. 56).

Auch der Anspruch auf die Militärgewalt und die Übernahme der Militärgestüte in Ungarn durch das ungarische Ministerium beschäftigten den Wiener Ministerrat. Bereits Mitte April 1848 versuchte der ungarische Minister Fürst Esterházy, zwei ungarische Regimenter aus Galizien in die Militärgrenze zu beordern und *vice versa* zwei slawische nach Galizien zu schicken, um in der Militärgrenze den ungarischen Rückhalt zu verstärken. (S. 77, 86). In der Folge kam es zu diversen Truppenverlegungen, die der Verstärkung der ungarischen Nationalität im gesamten Königreich Ungarn dienen sollten. So ist beispielsweise dem Protokoll der Ministerratssitzung vom 22. August 1848 (S. 590) die Abschiebung von 500 italienischen Soldaten aus Szeged zu entnehmen.

In diesem Zusammenhang seien auch die politischen und militärischen Aktionen des kroatischen, dem Wiener Hof loyal ergebenen Banus Baron Jellačić und seine Boykottabsichten gegenüber der Politik der ungarischen Regierung erwähnt. Jellačić forderte vehement die Unterordnung der kroatisch-slawonischen Angelegenheiten unter das österreichische Kriegsministerium (Jellačićs Forderungen vom 8. Juli 1848), mittels des kroatischen Banus. Auch während Jellačić, der von ungarischer Seite als Rebell angesehen wurde, das Scheitern der Verhandlungen über einen friedlichen Ausgleich zwischen Kroaten und Ungarn (S. 598) einräumte, plädierte der österreichische Ministerrat für Vermittlungsgespräche auf nichtungarischem Boden. Andernfalls betrachte er diese Situation als – auf diplomatischem Wege – unlösbar (S. 532). Nachdem in Pest der Bürgerkrieg ausgebrochen und die ungarische Regierung zurückgetreten

(11. 8. 1848) war, überschritt Jellačić am gleichen Tag mit seinen Truppen die ungarische Grenze. Der österreichische Ministerrat signalisierte daraufhin dem ungarischen Ministerium eine intensive Verhandlungsbereitschaft, um zumindest die Pragmatische Sanktion aufrechtzuerhalten und damit die Staatseinheit zu retten (S. 635, 638).

In anderen Kronländern blieb die politische Bühne keineswegs ruhiger; so kam es in Böhmen zum Prager Pfingstaufstand, der durch den Fürsten Windischgrätz niedergeschlagen wurde. Durch diese Ereignisse wurden die Ministerratssitzungen der darauffolgenden Zeit entscheidend geprägt. Auch die Einführung des Standrechts in Galizien am 14. Juni 1848, allgemein die polnische Nationalbewegung und das national-liberale Programm der Polen in Galizien, die revolutionäre Situation in Lombardo-Venetien sowie die Blockade von Triest und deren Aufhebung wurden zu Behandlungsgegenständen der Wiener Regierung.

Die Verhandlungen zwischen dem österreichischen und ungarischen Ministerium verliefen auf zwei Wegen – schriftlich oder mündlich. Der österreichische Ministerrat bevorzugte ihrer Schnelligkeit wegen stets die letztere Alternative, zumal einige ungarische Minister fast permanent in Wien residierten. Die Diskussion über ungarische Themen wurde im Ministerrat in der Regel durch Kompromißbereitschaft geprägt. Die die ungarischen Angelegenheiten betreffende Beschlußfassung wurde meistens einstimmig befürwortet und oft durch Innovationsvorschläge, die beiden Seiten nützlich erschienen, ergänzt. Die Devise des österreichischen Ministerrats, die sich durch seine Sitzungen wie ein roter Faden zieht, lautet: die Aufrechterhaltung der staats-einheitlichen Monarchie in jedweder für zeitgenössische Verhältnisse akzeptablen Form.

In bewährter Weise bereitet auch dieser Band die vielschichtige Quellenbasis systematisch und geschlossen auf. Hilfreich sind das chronologisch-regestenartige Verzeichnis der Protokolle und Beilagen (1. April 1848 – 3. Oktober 1848), das chronologische Verzeichnis der Teilnehmer am Ministerrat sowie das knapp 50 Seiten umfassende gemeinsame Sach-, Orts- und Personenregister. Auch für diesen in der Protokollreihe bereits 17. Band wurden – ergänzend zu den im Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien – Archivbestände der Staats- bzw. Landesarchive in Budapest, Brünn, Krakau, Lemberg und Prag herangezogen. Aufgrund von Aktenverlusten konnten die meist in der Ergebnisform verfaßten Protokolle für die Edition nicht vollständig rekonstruiert werden. Auf lückenhafte Passagen, die aufgrund fehlender Quellen bei einigen Tagesordnungspunkten nicht vermieden werden konnten, wird stets durch Fußnoten hingewiesen. Der sehr ausführlich angelegte Anmerkungsapparat ist mit zahllosen Querverweisen sowie Hinweisen auf z. B. biographische Angaben zu Personen, einschlägige ergänzende Literatur und andere Quellen, die aus Platzmangel nicht abgedruckt werden konnten, ausgestattet. Mit der Edition der österreichischen Ministerratsprotokolle 1848 ist nicht nur die Anfangsphase dieses Gremiums und damit die Umwandlung des Habsburgerreiches in einen Verfassungsstaat dokumentiert, sondern gleichzeitig eine wichtige historische Phase in der Entwicklung Mittel-, Ostmittel- und Südosteuropas.

Rak, Jiří: *Bývali Čechové... České historické mýty a stereotypy* [Es waren einmal Tschechen... Die tschechischen historischen Mythen und Stereotypen].

Verlag H & H, Praha 1994, 148 S.

Das bis heute in der tschechischen Öffentlichkeit populäre volkstümliche historische Selbstverständnis wird in diesem Buch in einer solch spannenden Weise hinterfragt, die seine Lektüre zum einmaligen Erlebnis macht. Aus jedem Abschnitt dieses umfangmäßig kleinen Buches sind die intimen Kenntnisse der behandelten Materie und gleichzeitig die distanzierte analytische Fähigkeit spürbar, die dem Verfasser in der gegenwärtigen tschechischen Historiographie eine hervorragende Stellung verschaffen. Seine zahlreichen Vorarbeiten machten ihn als den Historiker des 19. Jahrhunderts bekannt, sein hier vorliegendes Werk verrät allerdings auch die Vertrautheit mit dem tschechischen historischen Schrifttum in seiner Gesamtheit. Und gerade daraus ergibt sich das bemerkenswerteste Merkmal dieser Studie: Rak analysiert die moderne nationale Mythologie der Tschechen nicht nur als ein Produkt des späten 18. bzw. des 19. Jahrhunderts, wie es heute so häufig geschieht, sondern weist stets auch auf die über Jahrhunderte hin tradierten Geschichtsbilder hin. Damit fordert er eine heute vernachlässigte Diskussion darüber heraus, wie weit und wann, genau genommen, die sog. *invented traditions* eigentlich „erfunden“ wurden.

Die Bezeichnungen der neun Kapitel dieses Werkes illustrieren selbst schon dessen Inhalt: „Ein im Ruhm und Leid großes Volk“, „Das Erbe des Heiligen Wenzel“, „Das Volk der Gotteskämpfer“, „Der verräterische und fremde Adel“, „Ach die lieben tschechischen Bauernhäuser“, „Der Erbfeind“, „Die slawischen Brüder“, „Drei Hundert Jahre haben wir gelitten“, „Die glorreiche Wiedergeburt“. In deutscher Sprache wiedergegeben verlieren diese literarischen Anspielungen an die populären Grundsteine des tschechischen historischen Nationalmythos an Aussagekraft; dennoch brauchen sie für die mit der deutschen Fachliteratur vertrauten Bohemisten kaum erläutert werden. Ja, man könnte sogar meinen, daß die hier vorgelegte Analyse im wesentlichen jene Erkenntnisse offenbart, die im Kontext der deutschsprachigen Bohemistik seit Jahrzehnten zu den populären, wenn auch von vielen nur stillschweigend geteilten Grundansichten der sogenannten deutschen Sicht des tschechischen historischen Selbstverständnisses gehören. Die überschwenglich lobende Besprechung dieses Werkes in *Český časopis historický* (93/1995, S. 334) könnte sogar direkt zu dem Eindruck verleiten, hier handele es sich um „lediglich“ ein „Nachholen“ der tschechischen Historiographie, als hätten tschechische Historiker erst jetzt entdeckt, was ihre deutschen Kollegen schon längst wissen. Das wäre aber eine verfehlt Interpretation des Buchs.

In Wirklichkeit ist es ein höchst anregendes und in vieler Hinsicht originelles Buch. Jiří Raks außergewöhnliche Kenntnisse und seine Fähigkeit zur differenzierten Analyse brachten ein Werk hervor, das von der zu Simplifizierungen neigenden heute gängigen Mythen- und Stereotypenforschung, vor allem durch die bestechende Rekonstruktion der über Generationen hinweg verflochtenen Diskurse und Gedankengänge, abweicht. Es zeigt uns, wie abhängig einzelne Autoren stets voneinander waren, wie einmal in die Welt gesetzter Irrtum in unterschiedlichen Weisen vielfältig wurde und wie letztlich auch die sogenannten Fachhistoriker Opfer des

jeweiligen „Forschungsstandes“ geworden waren, in den sie als Studierende und Lernende eingeführt wurden. Damit entfaltet sich vor uns ein Bild, daß eher zum gutmütigen Lächeln als zur Empörung angesichts der vielerlei naiven Glaubenssätze der heute vielgescholtenen Ideologen des klassischen Nationalismuszeitalters verführt. Rak erinnert uns aber auch stets an den historischen Wandel in der Wirkung einzelner populärer historischer Mythen und auf die unzähligen kritischen Auseinandersetzungen mit ihnen. Rak ist kein Bildstürmer, ihm ist nur zu gut bewußt, daß keine Gesellschaft ohne Mythen lebt. Er historisiert die bisherige Mythologie und verrät seine eigene Haltung mit einem Bild: „Das Wissen um die staatsmännische Größe von Kardinal Richelieu wird auf keinen Fall jemanden daran hindern müssen, um bei der Suche nach dem Schatz dem d'Artagnan und seinen Freunden den Daumen zu halten ...“ (S. 7) Und gerade diese Haltung macht die Demythologisierung Raks so sympathisch.

Ergänzt mit zahlreichen, vom Verfasser pointiert (bis gelegentlich überspitzt¹) kommentierten Abbildungen von Postkarten mit einschlägigen Bildmotiven, wird das Buch sicherlich viele tschechische Leser zum Nachdenken darüber bringen, was sie bisher über ihre „eigene“ nationale Geschichte glaubten. Der Verzicht auf den bibliographischen und Anmerkungsapparat wird zwar einige Fachhistoriker ärgern, für manch einen Laien das Buch jedoch vielleicht gerade deshalb lesenswert machen. Es ist abzuwarten, wie einflußreich dieses Buch letztlich werden wird; daß es aber vielerlei kritische Ansätze hinsichtlich der populären Formen des tschechischen nationalen Bewußtseins zusammenführt und in einer umfassenden Weise und mit mehr Überzeugungskraft als alles, was bisher zu diesem Thema geschrieben wurde, aufarbeitet, ist mit Sicherheit schon jetzt zu sagen.

Eine spannende Frage läßt das Buch allerdings unberücksichtigt, womit es für die weiterführende Forschung einen Weg weist: die Frage nach den vergleichenden Aspekten der hier behandelten Thematik. Rak läßt keinen Zweifel zu, daß es sich in der „Erfindung“ der tschechischen Mythen und Stereotypen um keine tschechische „Eigenleistung“ handelte. Dennoch fordert seine Betonung der funktionalen Zusammenhänge bei der Erklärung der Mythenwirkung die Frage heraus, ob er die jeweiligen politisch-kulturellen Bedürfnisse der tschechischen Gesellschaft als Erklärung der Vorliebe für den einen oder anderen Mythos nicht überschätzt. Gerade die gesamteuropäischen Ähnlichkeiten einzelner Mythen nähren nämlich die Skepsis, wenn es um die Relevanz sozialhistorischer Erklärungsmuster geht. In jeder Gesellschaft konnten bisher einzelne Mythologien mit Hinweisen auf die autochtonen sozialen und kulturellen Bedingungen „erklärt“ werden; beim Ausbleiben vergleichender Untersuchungen wird allerdings meist übersehen, daß es sich oft um grundlegend unterschiedliche Begleitumstände handelt. Weisen nicht gerade schon die heute populären Interdependenzen der deutschen und tschechischen Formen des historischen Bewußtseins darauf hin, daß die vermeintlich sozialhistorischen Ursachen keine tragfähigen Erklärungen abgeben? Auf eine konsequent komparatistische Analyse der modernen Formen tschechischer nationaler Mythologie, wie sie Vladimír

¹ So etwa auf der S. 98, wo wir unter einer Abbildung der „deutschen Magister und Studenten bei ihrem Weggang aus Prag am 16. Mai 1409“ den folgenden Kommentar lesen: Das historische Vorbild für die „ethnische Säuberung“ des Landes [...].

Karbusický für die ältesten historischen Überlieferungen Böhmens vorlegte², müssen wir noch warten.

München

Eva Hahn

² Karbusický, Vladimír: Anfänge der historischen Überlieferung in Böhmen. Ein Beitrag zum vergleichenden Studium der mittelalterlichen Sängerepen. Köln-Wien 1980, tschechisch *Báje, mýty, dějiny. Nejstarší české pověsti v kontextu evropské kultury* [Sagen, Mythen, Geschichte. Die ältesten böhmischen Sagen im Kontext der europäischen Kultur]. Mladá fronta, Praha 1995, 310 S.

Havelka, Miloš (Hrsg.): Spor o smysl českých dějin 1895–1938 [Der Streit um den Sinn der böhmischen Geschichte 1895–1938].

Torst, Praha 1995, 866 S.

Der „tschechische Historikerstreit“ ist natürlich weniger bekannt als „der“ deutsche. Für die Tschechen war er gleichwohl von großer Bedeutung; er wurde mit Erbitterung und persönlichen Verunglimpfungen, unter meist erheblicher Anteilnahme der Öffentlichkeit und auch um eher „metahistorische“ Probleme geführt. Miloš Havelka, der dem Band eine kenntnisreiche Einleitung vorausschickt, hält den Einfluß Ernest Renans auf Masaryks Fragestellung (die Nation als Wahl, als Programm) zumindest indirekt für wahrscheinlich; jedenfalls hieß, die Sinnfrage zu stellen, die scheinbar selbstverständlichen Vorgegebenheiten zu problematisieren. Hinterfragt war nicht nur die Nation und ihre Geschichte, sondern auch der Modernisierungsprozeß, der vielfach als „Chaotisierung der kulturellen und sittlichen Werte“ erlebt wurde (Havelka). Dagegen berief sich Masaryk nicht auf die Geschichte als realgeschichtliche Kontinuität, sondern als (vermeintliche) Identität der geistigen Inspiration; seine Kritiker verstanden aber nicht immer, wieso seine „Tschechische Frage“ (erschienen 1895) den herrschenden „übertriebenen Historismus“ anprangerte und zugleich die Verbindlichkeit der böhmischen Reformation für die moderne tschechische Identität reklamieren konnte; Masaryks Unklarheiten leisteten dem Mißverständnis allerdings Vorschub.

Scheinbar konsequenter war Masaryks einstiger realistischer Mitstreiter und spätere österreichische Minister, Josef Kaizl, der noch im selben Jahr mit seinem Buch *České myšlenky* (Tschechische Gedanken) gegen diese „unpolitische Politik“ einen nüchternen Säkularismus setzte. Das Religiöse und Kulturelle wollte der Liberale aus der „politischen Politik“ heraushalten; er spielte auch die Erinnerung an Hus als Faktor der tschechischen Wiedergeburt herunter. (Die unbeholfen-rechthaberische Antwort auf Kaizl in der Zeitschrift *Čas*, hier Masaryk zugeschrieben, stammt ihrem Argumentationsniveau nach mit großer Wahrscheinlichkeit von einem anderen Autor.) Havelka wirft interessanterweise den Zusammenhang mit dem parallelen Lamprechtshen „Methodenstreit“ auf, der eine nähere Untersuchung wert wäre. Allerdings waren in Böhmen die Fronten insoweit verschoben, als Masaryk zwar auch als Soziologe auftrat, aber nicht sozialgeschichtliche Fragen behandelte, sondern geschichtsphilosophische Postulate, während die Goll-Schule der Vergangenheit ihre Rechte lassen, aber die legitimatorische Kraft absprechen wollte.

Die „zweite Runde“ des Streits begann 1910 mit einem unkritisch-bewundernden Aufsatz des Ernest Denis-Übersetzers Jindřich Vančura über Masaryks Verdienste um die tschechische Geschichtsschreibung, wogegen sich die Goll-Schüler, Kamil Krofta und Josef Pekař, ironisch verwehrt: weder sei Masaryks Beitrag zum Streit um die Handschriftenfälschung in den 1880er Jahren entscheidend gewesen, noch könne von einem Weiterwirken der Ideen der Brüder-Unität in späteren Jahrhunderten, und vor allem beim tschechischen „nationalen Erwachen“, die Rede sein. Es folgten fulminante Verteidigungsschriften zugunsten Masaryks aus der Feder Jan Herbens (1912), die sich u. a. gegen den Wissenschaftspositivismus der Goll-Schule, auch ihren aristokratischen Akademismus als vermeintlich doppelbödigen Opportunismus, wandten, und Masaryk als Erben einer Tradition der sittlichen *Wahrhaftigkeit*, auch des öffentlichen Engagements, erscheinen ließen.

Es ist unmöglich, über alle Beiträge der heftig und persönlich geführten Debatte zu berichten, die von Havelka in ihrer ganzen Breite wiedergegeben wird; die Positionen insbesondere Pekařs (*Masaryks tschechische Philosophie*, 1912) sind ja nicht ganz unbekannt: etwa seine Betonung des Unterschieds zwischen Herder und der Brüder-Unität des 16. Jahrhunderts; Josef Dobrovskýs aufklärerisch motivierte Verurteilung des Religionsfanatismus zeuge nicht eben von großem Verständnis für die hussitische Epoche etc. Die Wahrheit zu verteidigen, sei eine schöne Sache, aber welche Wahrheit ist gemeint? mokiert sich Pekař. Nicht ganz abzuweisen war seine These, daß Masaryks Kampf gegen die Romantik sich selbst auf romantische Voraussetzungen stütze, etwa die Lehre vom Volkgeist und vom „slawischen Demokratismus“; der eigentliche Überwinder der romantischen Geschichtsauffassung ist danach nicht Masaryk, sondern der kritische Positivist Goll. Nebenbei: 1952 hat man einen durchaus beachtenswerten Beitrag des späteren kommunistischen Schulministers Zdeněk Nejedlý von 1913 zum Sinnstreit wiederabgedruckt. Nicht entsteht, aber doch nachhaltig zensiert – etwa um Stellen, die dem nach 1945 verfemten Pekař rechtgeben. Ansonsten plädiert Nejedlý 1913 für ein Nebeneinander von historischer Empirie und moralisch-teleologischer Geschichtsphilosophie.

Nach 1918, teils unter dem Eindruck von Masaryks politischem Erfolg, setzt eine dritte Runde des Streits ein, die außer zahlreichen Wiederholungen auch neue methodologische Akzente bringt. Emanuel Rádl betont in seiner Broschüre von 1925, daß historische Tatsachen weitgehend das Ergebnis begrifflicher Konstruktion sind, was einem philosophisch unbeschlagenen Positivismus entgeht; wohl auch, daß Vorstellungen wie dem Patriotismus, historisch unterschiedliche Bedeutung zukommt: der aufgeklärte Patriotismus von Dobrovský oder der Landespatriotismus des böhmischen Adels sind natürlich anderer Art als jener der Sprachnationalisten. Vor allem interpretiert Rádl Masaryks Geschichtskonzeption als eine Art augustinischen Dualismus der Wahrheitssucher und Bekenner auf der einen und der Indifferenten und Angepaßten auf der anderen Seite: in einem sehr großzügig gefaßten Gegeneinander von „Reformation“ und (moralisch doppelbödiger) „Gegenreformation“. Ein anderer Philosoph, J. L. Fischer, läßt Geschichte überhaupt nur als *Projektion* gelten. Für ihn ist Masaryks Wendung zur böhmischen Geschichte das Ergebnis seiner Ratlosigkeit angesichts des modernen Skeptizismus und Relativismus. Nicht anders der bekannte Literaturtheoretiker F. X. Šalda (1928/29), nach dessen lebensphilosophischer Über-

zeugung ein Übermaß an historischem Wissen allein die Schaffenskraft lähmt: das abschreckende Beispiel sind für ihn die historischen Romane Alois Jiráseks. Jedenfalls komme der Historiker nicht um das Werturteil herum.

Auch Pekař kommt noch mehrfach zu Wort, etwa mit der kritischen These, Masaryk verwechsle *Sinn* und *Inhalt*, historische Ideen mit nationalen Aufgaben. Als kosmopolitische Selbstpreisgabe galt Pekařs Meinung, die Nationalgeschichte könne nie einfach aus sich heraus interpretiert werden (was Palacký und Masaryk wohl auch nur tendenziell taten): jede Etappe sei, wenn nicht „unmittelbar zu Gott“, so doch immer nur aus europäischen Einflüssen und Zusammenhängen ihrer Zeit verstehbar. Eine weitere Häresie: Pekařs Bild der hussitischen Revolution wird – nicht ohne Zusammenhang mit Gegenwartserfahrungen – immer negativer. (Die selbstgerechte Antwort des fast 80jährigen Präsidenten blieb, nach Meinung des Rezensenten zu Recht, bis 1992 im Manuskript.)

Von den übrigen Beiträgen des Quellenbandes lohnen die theoretisch beschlagenen Aufsätze des tschechischen Sowjetologen der ersten Stunde, Jan Slavík. Slavík wirft Pekař (1929, 1931) eine naiv-naturalistische Vorstellung von der Vergangenheit vor: nicht nur Archivfunde, auch neue Kulturideen könnten *neue Tatsachen* produzieren. Slavík rezipiert insbesondere Max Webers Erkenntnislehre und soziologische Anregungen; er gelangt so zu neuen Fragestellungen in Sachen Nationalität, Demokratie, Revolution, historischer Zufall etc. Dabei dürfte die Realgeschichte der folgenden Dezentennien in manchem eher dem intuitiven Empiriker (Pekař) als dem soziologisierenden Geschichtstheoretiker (Slavík) rechtgegeben haben – wenn Geschichte überhaupt jemandem „rechtgibt“: Slavík erschien Pekařs Erwartung einer allgemeinen Ermüdung an Demokratie und Sozialismus absurd. Auch Slavíks denunziatorischer Abdruck von Pekařs Adreßkonzept an Kaiser Karl (Mai 1917), in dem er die Notwendigkeit betont, das Reich aus dem verderblichen Krieg schnell herauszuführen und ihm auf der Grundlage von Recht, Demokratie und Menschlichkeit neue Kraft zu geben, wird wohl heute unbefangener gelesen, als 1931: nach Slavík war es Ausdruck einer durch den Krieg widerlegten Geschichtsphilosophie, während Masaryks Erfolg nicht zuletzt die Frucht einer besseren wissenschaftlichen Methode gewesen sei. Slavík lebte allerdings noch bis 1978.

Der Quellenband ist ein überaus brauchbarer Spiegel vierer Jahrzehnte tschechischen historisch-politischen Denkens, gleichwohl einer – wie mir scheint – weitgehend antiquierten Problemstellung.

Kronach/Fischbach

Bedrich Loewenstein

Die böhmischen Länder in der deutschen Geschichtsschreibung seit dem Jahre 1848. Teil 1: Vorträge des 2. Aussiger Kolloquiums (20.–21. April 1995) und Teil 2: Vorträge des 3. Aussiger Kolloquiums des Instituts für slawisch-germanische Forschung der J. E. Purkyně-Universität u. a. in Aussig (25.–26. April 1996).

ÚSGS UJEP, Ústí nad Labem 1996, 207 S. und 1997, 159 S.

An den beiden Konferenzen waren das Archiv der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik in Prag und das Institut für deutsche und österreichische

Studien an der sozialwissenschaftlichen Fakultät der Karlsuniversität Prag sowie das Museum der Stadt Aussig organisatorisch beteiligt. Die von Michael Neumüller redaktionell hervorragend wie von Kristina Kaiserová und Alena Míšková drucktechnisch bearbeiteten Sammelbände stellen ein bemerkenswertes Beispiel einer neuen wichtigen Entwicklung im Bereich der böhmischen Geschichtsschreibung dar. Die meisten der im ersten Band sechzehn und im zweiten Band elf unterschiedlich langen Aufsätze greifen jene Themenbereiche auf, die – vor allem im Kreise der deutschen Historiker der böhmischen Länder – längst zum Gegenstand einer kritischen Auseinandersetzung hätten werden können, wenn man sich ernsthaft darum bemüht hätte, sich vom mentalen und wissenschaftlichen Erbe jener Historiker zu befreien, die am verheerenden Ende des deutsch-tschechischen Zusammenlebens in den böhmischen Ländern maßgebend beteiligt waren. Das betrifft nicht nur jene, die unmittelbar und spektakulär mit dem NS-Regime mitmarschiert waren, sondern auch alle diejenigen, die mit ihren historischen Arbeiten schon zuvor am Grab des böhmischen Landespatritismus mitschaukelten. Zu erinnern wäre dabei natürlich auch an alle jene Querdenker, aus deren mentaler Welt und mit deren Argumentation sich eine derartige kritische Auseinandersetzung hätte befruchten lassen können. In dem hier vorliegenden Umfang hat sich bisher keiner mit diesem Thema beschäftigt.

Daß dies nun nicht in Deutschland, sondern in der Tschechischen Republik (in deutscher Sprache), und darüber hinaus in keinem der großen Zentren der gegenwärtig viel (selbst-)gelobten Zusammenarbeit deutscher und tschechischer Historiker geschehen ist, sondern an einer neuen und bisher wissenschaftlich kaum bekannten Universität, dürfte zu den bemerkenswerten Beispielen der geistig dynamischen Entwicklung der tschechischen Historiographie in den neunziger Jahren zählen. Die beiden Bände demonstrieren aber auch, wie obsolet es geworden ist, über Geschichtsschreibung in „nationalen“ Kategorien zu denken. Im Zeitalter der Reisefreudigkeit und modernen Kommunikation wird sich die hochgradig internationalisierte Historikerzunft andere Strukturen einfallen lassen müssen, wenn sie einzelne Gruppen voneinander abgrenzen will. Hier zumindest kam eine von einem gemeinsamen Forschungsinteresse geleitete Gruppe zusammen, und es wird ein unanfechtbarer Verdienst der Aussiger bleiben, daß sie diese Gruppe als erste zusammengeführt haben.

Genau genommen geht es hier um die deutschböhmische Geschichtsschreibung. Von den Anfängen in der Königlichen Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften (gegründet 1784), die von Anfang an bis zum Jahre 1945 treu dem Konzept des böhmischen Landespatritismus sowohl tschechische als auch deutsche Historiker zusammenführte (die letzten sechs deutschen Mitglieder wurden 1945 aus der Mitgliederliste gestrichen), über einzelne „große“ Protagonisten (u. a. Constantin Höfler, Ludwig Schlesinger, Julius Lippert, Berthold Bretholz, Josef Pfitzner, Johann Wolfgang Brügel) bis zum Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen und zur sudeten-deutschen Familienforschung werden hier die vielfältigsten Facetten des deutschböhmischen kollektiven Umgangs mit der Vergangenheit behandelt. Die meisten Beiträge sind informationsreich, alle sehr sachlich, differenzierend und sichtlich bemüht, nationale Parteilichkeit zu überwinden. Letzteres geschieht sogar in einem so hohen Maße, daß es gelegentlich den Verdacht ungewollter Apologie hervorrufen

könnte: etwa wenn Jiří Pešek über die Zeitschrift für sudetendeutsche Geschichte aus den Jahren 1937 bis 1944 sinniert: „Das Streben nach ‚reiner‘ wissenschaftlicher Objektivität war dieser schicksalsschweren Epoche und ihren Menschen fremd und entsprach daher auch nicht den Intentionen (und Kräften) der Herausgeber und Autoren der ZsdtG, einer – unter den gegebenen Umständen – durchaus interessanten geschichtswissenschaftlichen Publikation.“ (Teil 1, S. 125) Sympathien für jene Historiker und Werke, von denen hier die Rede ist, kann man jedenfalls keinem der Autoren absprechen, ob sie aus Deutschland, Österreich oder Tschechien kommen.

Das Thema, die böhmischen Länder in der deutschen Geschichtsschreibung seit dem Jahre 1848, hätte freilich auch die Erwartung erwecken können, daß man hier einiges über die „reichsdeutsche“ Geschichtsschreibung erfährt. Zwar finden sich solche Aspekte in den Beiträgen von Jan Horský (Kulturwerte im deutschen und tschechischen Denken über die Geschichte, Teil 1, S. 9–29) und Jörg Hackmann (Volks- und Kulturbodenkonzeptionen in der deutschen Ostforschung und ihre Wirkungen auf die sudetendeutsche Landeshistorie, Teil 1, S. 49–71). Die Geschichtsbilder „ganz gewöhnlicher“ deutscher Historiker über die böhmischen Länder im Spannungsfeld der deutschen „Nationalgeschichte“ einerseits und der Geschichte des „Deutschen Ostens“ andererseits sind hier jedoch nicht behandelt worden. Bei der regen Forschungstätigkeit der Aussiger wird es wohl hoffentlich nicht lange dauern, bis sie auch diesen Aspekt ihren beiden nun vorliegenden Bänden hinzufügen werden.

München

Eva Hahn

Krejci, Oskar: History of Elections in Bohemia and Moravia.

Columbia University Press, New York 1995, 420 S. (East European Monographs 483).

In der sogenannten Transformationsforschung der neunziger Jahre über Systemwechsel und Wahlsysteme ist die Tschechische Republik häufig nur recht oberflächlich behandelt worden. Diesen Mangel beseitigt zu haben, ist das Verdienst von Oskar Krejci. Sein Buch besteht aus zwei Teilen: Der erste Teil widmet sich der historischen Entwicklung von Wahlen in Böhmen und Mähren von seinen Anfängen Ende des 13. Jahrhunderts bis 1989, der zweite Teil den Wahlen nach der Wende. Dabei unterteilt Krejci den ersten Zeitabschnitt in fünf Kapitel.

Das erste Kapitel reicht von den frühen Versammlungen in prähussitischer Zeit bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges, den englischen Parlamentarismus und die Ständeversammlung in Böhmen vergleichend. Dabei zeigt der Autor, wie die böhmische Ständeversammlung mit einer gewissen Verzögerung die Entwicklung des englischen Parlamentarismus nachvollzieht, bis es nach der Niederlage in der Schlacht am Weißen Berg zum Stillstand kommt: Während nun das englische Parlament seine legislative Macht ständig ausbaut, erlischt die Legislativfunktion der Stände der Böhmisches Krone.

Das zweite Kapitel befaßt sich mit den Wahlen in Österreich von 1848–1918. Von der Februar-Verfassung von 1861 über die April-Verfassung von 1873 bis zu Baden's Wahlreform von 1896, analysiert Krejci die Entwicklung des Wahlrechts und zeichnet den Kampf um das allgemeine Wahlrecht bis zu seiner Einführung 1907 nach. Weil

dieser Kampf weitgehend von der Sozialdemokratischen Partei geführt wurde, widmet sich eine zweite Anmerkung der Entstehung und Funktion politischer Parteien allgemein. Das Kapitel schließt mit einem kurzen Überblick über das Parteiensystem in Böhmen und Mähren vor dem Ersten Weltkrieg.

Das dritte Kapitel handelt von der Ersten Republik. In einer ausführlichen Anmerkung (27 Seiten) vermittelt der Autor dem Leser lehrbuchartig grundlegende Kenntnisse über Wahlsysteme, anschließend setzt er sich detailliert mit dem Wahlsystem der Ersten Republik und der damaligen Parteienlandschaft auseinander. Die parlamentarische Struktur folgte – wie schon die Präambel („Wir, das Tschechoslowakische Volk ...“) – dem amerikanischen Vorbild: ein Zweikammersystem bestehend aus Abgeordnetenhauses und Senat. Für die Wahl zu beiden Verfassungsorganen galt das Verhältniswahlrecht, womit man die politischen Rechte der nationalen Minderheiten zu gewährleisten und diese zu integrieren glaubte. Die Stärke der nationalen Minderheiten zeigte sich in allen vier Wahljahren der Ersten Republik, wobei allein die Deutschen ein Viertel aller Abgeordneten und Senatoren stellten. Gewählt wurde in starren Listen, d. h., der Wähler konnte sich nur für eine Parteiliste, nicht aber für bestimmte Abgeordnete entscheiden. Bei der Bewertung dieser Praxis schließt sich Krejci den Argumenten der damaligen Kritiker an, die die Mandatsverteilung für undemokratisch hielten, da ein großer Teil der Sitze nicht direkt dem Wählerwillen unterliege, sondern indirekt von der Partei besetzt werde, ohne daß der Wähler auf die Neugestaltung der Kandidatenliste Einfluß nehmen könne. Dieser Effekt sei von den großen Parteien gezielt herbeigeführt worden, die sich bewußt für ein System entschieden haben sollen, bei dem sie noch nach der Wahl auf die Mandatsverteilung Einfluß nehmen konnten. Diese Parteienlandschaft beleuchtet Krejci im zweiten Teil des dritten Kapitels.

Auch das vierte Kapitel über die Dritte Republik beginnt mit einem kurzen Abriß über das Wahlsystem. Das Wahlgesetz von 1946 sah nur noch ein Einkammerparlament vor. Das aktive und passive Wahlrecht wurde auf Personen slawischer Nationalität beschränkt, die starren Kandidatenlisten blieben, und auch bei der Stimmenverrechnung traten keine Verbesserungen ein. Die Parteienlandschaft hingegen veränderte sich stark. Nur vier Parteien – die sich als Nationale Front bezeichneten – nahmen an der Wahl 1946 teil. Der Sieg der Kommunisten zeichnete den weiteren Weg vor.

Das fünfte und letzte Kapitel des ersten Teils beschreibt die „Periode des bürokratischen Sozialismus“ von 1948–1989. Es ist bezeichnend für die – mangelnde – Bedeutung von Wahlen in dieser Zeit, daß der Autor auf nur elf Seiten die Veränderungen des Wahlrechts und ihre Auswirkungen darstellen kann. Detailliert listet Krejci alle wesentlichen Änderungen des Wahlgesetzes auf. Von der Einführung des Mehrheitswahlrechts in Einerwahlkreisen 1954, wodurch die Partei mit den meisten Stimmen überproportional bevorteilt wird, bis hin zum gesetzlich vorgeschriebenen imperativen Mandat der Abgeordneten seit 1960.

Der zweite Teil, der sich mit den Wahlen nach 1989 beschäftigt (1990 und 1992), macht fast die Hälfte des Buches aus. In bisher einzigartiger, ausführlicher Weise setzt sich Krejci mit diesen Wahlen der tschechischen „Neuzeit“ auseinander. Er beleuchtet das neue Wahlsystem anhand der wahlrechtlichen Bestimmungen und stellt das breite

Spektrum der Parteien und Bewegungen vor, die nach der langen Herrschaft der Kommunistischen Partei die vielfältigen Interessen der Wähler repräsentieren wollen. Aufschlußreich sind auch die von ihm verwendeten Resultate des Instituts für öffentliche Meinungsumfragen mit seinen regelmäßigen Erhebungen, anhand derer er die Entwicklung des Wählerverhaltens bis hin zu den Wahlen erläutert und anschließend das Wahlergebnis analysiert. Krejci möchte möglichst genau wissen, wie die Wähler auf die Demokratisierung reagieren. Nahmen 1990 noch 96,8% euphorisch an den Wahlen teil, so stellt er für den Zeitraum bis zu den Wahlen 1992 ein schwindendes Vertrauen der Wähler in die staatlichen Institutionen fest. Dennoch gaben auch zwei Jahre später noch 85% der Wähler ihre Stimme ab, wovon viele aber nur deshalb motiviert waren, weil diese Wahl gleichzeitig eine Art Richtungswahl über das künftige Staatsgefüge darstellte; denn die einzelnen Parteien vertraten unterschiedliche Standpunkte zur Teilung des Landes in zwei verschiedene Republiken. Doch nicht nur die Meinung der Wähler zu Parteien und Institutionen interessiert Krejci, er befaßt sich auch mit der Selbsteinschätzung der Wähler. So bezeichnete sich zwischen Mai 1992 und Juli 1994 eine gleichbleibend hohe Anzahl (ca. 40%) der Wähler in Böhmen und Mähren als politisch eher rechtsstehend, während sich ca. 30% als politische Mitte und nur 20% als linksstehend sahen. Immerhin 10% der Wähler wußten nicht, wo sie sich einordnen sollten. Die größte Übereinstimmung quer durch alle Wählerschichten fand sich bei der Selbsteinschätzung als Patrioten (65,5%) und Demokraten (61,5%), ein interessantes Ergebnis nach über 40 Jahren politischer Unfreiheit.

Insgesamt legt Krejci mit seinem Buch eine bemerkenswerte Arbeit vor. Es dürfte sich um die bisher ausführlichste Auseinandersetzung mit den Wahlen in Böhmen und Mähren handeln. Er untersucht nach einer längeren Einführung alle wichtigen gesetzlichen Regelungen des Wahlrechts in den fünf entscheidenden Zeitabschnitten tschechischer Wahlgeschichte. Durch 66 Tabellen werden die oft schwer zu beschreibenden Zusammenhänge und die Fülle an Daten anschaulich dargestellt. Hinzu kommen noch einige Abbildungen und Diagramme. Der wissenschaftlich interessierte Leser vermißt Hinweise zu den Quellen des Autors. Die Richtigkeit der Daten ist zwar überprüfbar, ein Arbeiten mit dem Buch aber anhand der nur wenigen Fußnoten eher schwierig. Dennoch wird jeder, der sich für Wahlen in Böhmen und Mähren interessiert, seine Freude daran haben.

Bonn

Joachim Lang

Lukes, Igor: Czechoslovakia between Stalin and Hitler. The Diplomacy of Edvard Beneš in the 1930s.

Oxford University Press, New York-Oxford 1996, 318 S.

Die Interaktion der westlichen Großmächte in der Sudetenkrise und die Vorgeschichte des europäischen Dramas im Jahr 1938 sind bis in die Facetten hinein erforscht – mit einer wichtigen Ausnahme: Wir wissen viel zu wenig über die Rolle zweier zentral wichtiger Akteure im Spiel der Diplomatie, nämlich die der Prager Regierung und die der Sowjetunion. Lukes' Studie möchte diese Lücke schließen. Die Arbeit beansprucht, gleichzeitig, überhaupt neues, in mancherlei Hinsicht über-

raschendes Licht auf das Bild von Beneš Politik in der Zwischenkriegszeit zu werfen. Ermöglicht wurde dieses Unternehmen durch die Öffnung der Prager Archive nach der „Samtenen Revolution“. Bis dahin hatte die Orientierung an offiziellen Verlautbarungen, an einer *cum ira et studio* verfertigten Memoirenliteratur und offiziellen, manchmal nach zweifelhaften Kriterien zusammengestellten Dokumentensammlungen, ja vielfach zu einer Sicht „Prags“ als einer bloß passiven Größe im Widerstreit der Großmächte verleitet. Erst die jetzt zugängliche Materialfülle hellt die von der Forschung vernachlässigten Aktivitäten der tschechoslowakischen Politik auf; daß, angesichts der begrenzten Arbeitskraft eines einzelnen Autors, andere Aspekte – etwa die Rolle der Franzosen – zwangsläufig unterbelichtet bleiben, nimmt Lukes selbstkritisch-bescheiden vorweg.

Die Untersuchung setzt ein mit einer Skizze der tschechoslowakisch-sowjetischen Beziehungen zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und der nationalsozialistischen Machtergreifung. In den Denkfiguren der außenpolitischen Entscheidungsträger in Prag war Rußland zwar immer als essentiell für eine stabile politische Ordnung in Europa mit enthalten; es bestand deshalb eine vorsichtige Empfänglichkeit für die Anknüpfung diplomatischer Beziehungen. Angesichts der bolschewistischen Barbarei hielten Masaryk und Beneš aber Distanz zu dem neuen politischen Gebilde im Osten. Bis 1933 waren politische Beziehungen faktisch nichtexistent. Erst die Machtergreifung machte die Sowjetunion in Prag salonfähig; nun wurde sie von Beneš Politik der checks und balances als Gegengewicht ins mitteleuropäische Spiel eingebracht. Bereits 1934 wurden diplomatische Beziehungen aufgenommen. Das sowjetisch-tschechoslowakische Abkommen datiert von 1935.

In den späteren dreißiger Jahren allerdings – ausgerechnet in einer Zeit zunehmender Passivität Großbritanniens und Frankreichs und länger werdender Schatten des Hitlerschen Reiches – trat die Sowjetunion auf der internationalen Szene wieder in den Hintergrund. Natürlich hing dies mit den Stalinschen Säuberungen zusammen. Die Verschiebung der internationalen Konstellation hatte in Prag eine Verunsicherung zur Folge, welche in der Angstvorstellung eines deutsch-sowjetischen Rapprochements kulminierte. Eine solche Annäherung wurde, wohl völlig zu Recht, als tödliche Gefahr für das Sicherheitsbündnis von 1935 eingestuft. Dieser Kontext erklärt die makaber wirkende Erleichterung Beneš angesichts der Erschießung Marschall Tučačevskijs, dem landesverräterische Beziehungen zu den Deutschen vorgeworfen wurden.

Lukes malt das gemeinhin eher ungünstige Bild des tschechoslowakischen Außenministers und späteren Präsidenten auf dem Weg nach München mit deutlich helleren Farben als heute üblich. Bekanntlich wird Beneš oft vorgeworfen, Salonintrigen im Völkerbund mit Außenpolitik verwechselt zu haben; der Leiter der Prager Politik habe Entschlossenheit gegenüber Hitlers Deutschland vermissen lassen und im Inneren keinen nationalen Ausgleich mit den Deutschen zustandegebracht. Abweichend von dieser Interpretation gesteht Lukes Beneš Mut, ja sogar historische Größe zu. Beneš habe nach dem Ausscheiden Frankreichs als Protektor der Tschechoslowakei den Krieg durchaus in sein Kalkül einbezogen und sich vor und auch nach dem Münchner Abkommen um sowjetische militärische Unterstützung bemüht. Erst als diese ausblieb, habe er kapituliert. Die internationale Krise im Sommer und Herbst

des Jahres 1938 wirft nebenbei auch ein neues Licht auf Stalins Verhalten und Politik am Vorabend des Zweiten Weltkriegs. Stalin habe den Konflikt nicht gescheut, ihn aber im Interesse der Maximierung sowjetischer Macht nur am rechten Ort und zur rechten Zeit gewollt. Eine moralische Entlastung des nationalsozialistischen Deutschland – dies unterstreicht Lukes nachdrücklich – ist damit nicht impliziert: Hitlers aggressive Politik war und bleibt die kardinale Ursache des Zweiten Weltkriegs.

Lukes' Untersuchung ist traditionelle erzählende Diplomatiegeschichte mit den gängigen Vorzügen und Schwächen dieser „Textsorte“. Der Autor bewegt sich aber durchweg auf hohem analytischem Niveau, seine wesentlichen Ergebnisse sind aus den Quellen geschöpft und neu. Last not least ein weiterer wichtiger Vorzug des Buches: Es läßt alle deutsche Gelehrtenprödigkeit vermissen und liest sich streckenweise spannend wie ein Roman.

Dresden

Christoph Boyer

Löwenstein, Shimona: Emanuel Rádl. Philosoph und Moralist 1873–1942.

Peter Lang, Frankfurt/M. et al. 1995, 281 S. (Reihe XX: Philosophie 434).

Außerhalb seines Landes ist der tschechische Philosoph Emanuel Rádl heute weitgehend in Vergessenheit geraten. Seine Arbeiten zur Biologie finden noch ein wissenschaftliches Interesse, anregend wirken manche seiner theologischen Positionen, als fundamentaler Kritiker der tschechoslowakischen Nationalstaatskonzeption wird er gelegentlich ins Feld der historisch-politischen Auseinandersetzungen geführt. Neben dem politischen Kritiker, der Rádl allerdings nicht nur bezüglich der tschechoslowakischen Verfassung, sondern auch der religiösen, moralischen und politischen Vorstellungen seiner Zeitgenossen war, steht der Philosoph Rádl, der ein philosophisches Werk vor allem über Fragen der Erkenntnistheorie wie auch der Kultur- und Geschichtsphilosophie hinterließ. Wegen seiner weitgespannten philosophischen Interessen und seines weit gestreuten politischen und publizistischen Engagements haben Zeitgenossen die Einheit seines Lebens und Werks vor allem in der Art und Weise seiner Auseinandersetzung gesehen: J. B. Kozák sah ihn als „beständigen Kämpfer gegen die Verunreinigungen des geistigen Lebens“, J. L. Hromádka hat ihn in einem einflußreichen, populären Buch als den „Don Quijote der tschechischen Philosophie“ bezeichnet. Neben der Hochachtung für den intellektuellen Mut Rádls schwingt in solchen Urteilen freilich auch eine Separierung aus dem geistigen Kontext seiner Zeit mit. Besonders deutlich wird dies in der Kritik Jan Patočkas an Rádl.

Shimona Löwenstein hat in ihrer Studie über das philosophische und publizistische Werk Emanuel Rádls die lohnende, schwierige Aufgabe unternommen, dessen unsystematisch verfaßtes Werk im Zusammenhang darzustellen, in den zeitgenössischen Kontext zu stellen und auf seine Aktualität hin zu überprüfen. Die Autorin weist in vier großen Kapiteln über Rádls Erkenntnistheorie, seine Geschichts- und seine Kulturphilosophie sowie sein politisches Denken die gedankliche Kohärenz des Oeuvres nach. Rádls Ausgangspunkt waren biologische Untersuchungen über die Sinnesorgane, die ihn zu einer grundsätzlichen Annahme der Subjektivität der Erkenntnis führten. Diese hat jedoch für ihn keine relativierende Konsequenz für die Erkenntnis, da er dem Subjekt teleologische Fähigkeit, einen Sinnbezug, zuschreibt, der die Welt

nach bestimmten Gesetzen formt. Dieses aus der Naturwissenschaft abgeleitete, „vitalistische“ Axiom ist Shimona Löwenstein zufolge die Grundlage für Rádls Kritik an dem Positivismus in den Geisteswissenschaften. In der Geschichtswissenschaft bildet „Sinn“ für ihn den Fluchtpunkt für die Bewertung von historischem Geschehen. Auch die Kulturphilosophie und das politische Denken Rádls stehen im Zeichen dieser Annahme. Dabei ist seine Auffassung der Weltkultur stark von einem Antagonismus geprägt, der Normativität der westlichen Hemisphäre, Ungeformtheit der östlichen Welt zuschreibt. Doch sieht Rádl die westliche Zivilisation nicht als ungefährdet an, in der Romantik z. B. erblickt er eine Bewegung, die dem Sinn der Geschichte entgegengesetzt ist. Normativität prägt schließlich auch seine politische Philosophie. Gegen die in seiner Zeit übermächtige Anschauung, Nationen objektivistisch als „Wesen“ mit einer höheren Wirklichkeit aufzufassen, plädiert Rádl vehement für eine politische Auffassung der Nation, die erst im Kontrakt der Bürger Wirklichkeit erlangt.

Die Aktualität des Werkes Rádls erkennt Shimona Löwenstein nicht auf naturwissenschaftlichem Gebiet, den „vitalistischen“ Ausgangspunkt seiner Philosophie versteht sie als interessante Episode der Biologiegeschichte. Eine bemerkenswerte Vorreiterrolle schreibt sie dagegen Rádls erkenntnistheoretischen Überlegungen zu, die die Paradigmenlehre Kuhns und die psychologische Wissenschaftskritik in gewisser Weise vorweggenommen hätten. Mit seiner Kritik an der normativen Wissenschaftsgläubigkeit habe Rádl früh einer Subjektivierung der Erkenntnis und einer „Individualisierung der Wissenschaft“ das Wort geredet. Seine erkenntnistheoretische Einsicht in die teleologischen Fähigkeiten des Subjektes, die es zum Erkennen erst befähige, sei als Grundlage seines Normativitätsbegriffs zu verstehen, der ihn im Bereich seiner politischen Philosophie zu einer hellsichtigen Verurteilung antizivilisatorischer, „Natürlichkeit“ proklamierenden Tendenzen befähigte.

Die Studie Shimona Löwensteins, die – wie auch Rádls Schriften selbst – von Klarheit der Darstellung geprägt ist, macht den tschechischen Philosophen nicht in tradierter Form als Don Quijote, sondern als eine geistige Schlüsselfigur der Ersten Republik verständlich. Die Rekonstruktion seiner Philosophie und der zeitgenössischen Kritik daran weist Rádl als einen Denker aus, der ohne Furcht vor intellektuellem Einzelgängertum, aber doch in der steten Auseinandersetzung mit seinen Zeitgenossen, auf Gefahren für die Zivilisation hinwies, die erst später weithin deutlich wurden. Deshalb, aber auch wegen der Originalität seiner Philosophie, ist ihm eine internationale Bekanntheit zu wünschen, die die Studie Shimona Löwensteins befördert hat.

Halle (Saale)

Martin Schulze Wessel

Kelly, David: The Czech Fascist Movement 1922–1942.

Columbia University Press, New York 1995, 243 S. (East European Monographs 430).

Seit den frühen 1950er Jahren haben sich ausgewiesene tschechische Historiker (u. a. V. Peša, T. Pasák, A. Gajanová, J. Havránek, E. Fargašová) unter mehr oder minder stark ausgeprägtem marxistischem Blickwinkel mit der extremen Rechten und der Geschichte der faschistischen Bewegung in der ČSR auseinandergesetzt, aber nur einer, Tomáš Pasák, unternahm dann in einem gerade 90 Seiten starken Büch-

lein¹ den Versuch, eine die bisherigen Arbeitsergebnisse subsumierende Darstellung vorzulegen. Um so willkommener muß die aus einer Dissertation hervorgegangene Publikation von Kelly sein, der sich mit den von persönlichen und politischen Rivalitäten, sektiererischen Zirkeln, Faktionskämpfen, kurzlebigen Zusammenschlüssen, Abspaltungen, schlecht vorbereiteten Putschversuchen, fragwürdigen Prozessen, Bestechungen und Pressefehden gekennzeichneten Auf und Ab der über 40 faschistischen Gruppierungen auseinandersetzt, die 1925 etwa 20000 Mitglieder (S. 45), aber eine wesentlich größere Gruppe von Sympathisanten aufbieten konnten und deren Repräsentanten nach 1929 auch im Parlament vertreten waren.

Die ursprünglich von Mähren ausgehenden Initiativen konnten eine größere Breitenwirkung allerdings erst erreichen, als sie mit drei Namen verknüpft wurden: Karel Kramář, Jiří Strýbrný und Rudolf Gajda. Kelly geht zuerst zwar ausführlich auf die individuellen Beweggründe dieser Männer ein, bleibt dabei aber in Schlagworten und Vereinfachungen stecken: der Hochstapler Gajda, der verdienstvolle „Mann des 28. Oktober“ Strýbrný und der im Weltkrieg in der Heimat erfolgreich tätige Kramář fühlten sich, so der Autor, nicht ausreichend gewürdigt, entwickelten einen Haß auf Masaryk, Beneš und den ihnen nahestehenden „Burg“-Kreis und bekämpften mehr aus verletzter Eitelkeit denn aus grundsätzlichen politischen Einwänden das demokratische System der Ersten Republik. Es ist bedauerlich, daß Kelly die gesamte deutschsprachige Forschung, und besonders die auf den Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum zur Struktur, der politischen Kultur und der Parteienlandschaft der ČSR gemachten differenzierten Aussagen, nicht rezipiert hat und seine Beurteilungs- und Bewertungskriterien daher häufig recht holzschnittartig-vergrößernd ausfallen.

Nach der Vorstellung seiner drei Protagonisten, denen je nach Bedarf die in weiteren Kurzcharakteristiken vorgestellten, am rechten Rand angesiedelten „Möchtegern-Führer“ (u. a. Karel Pergler, František Mareš, František Xaver Hodáč, Josef Rys-Rozsěvač) zugeordnet werden, geht Kelly ausführlich auf die in den älteren Studien bereits gründlich aufgearbeiteten Anfänge der faschistischen Bewegung ein, ohne wirklich neue Akzente zu setzen. Intensiv beschäftigt er sich mit dem „Fall Gajda“, seiner Entlassung im August 1926 als amtierender Generalstabschef, den beiden Prozessen und seiner Verurteilung wegen Spionage zugunsten der UdSSR aufgrund gefälschter Dokumente, und kommt – wie vor ihm Jonathan Zorach² – zu dem Ergebnis, daß Gajda damals keinen „Marsch auf Prag“ und keinen Putsch zum Sturz der Regierung geplant hatte. Zu diesem Themenkreis konnte Kelly, dem sonst nur publiziertes Material zur Verfügung stand, einige unveröffentlichte Bestände aus dem Militärgeschichtlichen Archiv der Tschechischen Republik auswerten, die u. a. auch die 1951 geschriebenen Memoiren Strýbrnýs enthielten. Nicht zuletzt deshalb sind gerade die beiden Kapitel, die sich mit Gajda als *vůdce* des NFO (Národní obec fašistická) und dem durch Abspaltungen und interne Kämpfe gekennzeichneten Niedergang der extremen Rechten bis 1934 auseinandersetzen, besonders inhalts- und aufschlußreich. Fast amüsanant nimmt sich der naive Versuch L. Kobsíněks im Januar 1933 aus, mit

¹ K historii českého fašismu [Zur Geschichte des tschechischen Faschismus]. Praha 1985.

² The Enigma of the Gajda Affair in Czechoslovak Politics in 1926. Slavic Review 35 (1976) 683–698.

gerade 40 Anhängern die Svatopluk-Kaserne in Brünn zu stürmen und danach die Regierung zu stürzen (S. 98–106). Dem Fehlen gründlicher Untersuchungen zum sozialen Umfeld der Anhängerschaft und über die regionalen Schwerpunkte der faschistischen Gruppierungen kann leider auch Kelly nicht abhelfen (S. 72 ff.; Tabellen S. 221–225).

Ein letzter Versuch, alle rechten Kräfte zu einen und 1935 über einen Wahlerfolg den angestrebten Machtwechsel zu erzwingen, scheiterte an persönlichen Animositäten und der Reife der Wähler, die angesichts der vom Dritten Reich ausgehenden Gefahr dem NOF nur 167 000 = 2 Prozent der Stimmen gaben. Vergleichsweise viel Platz räumt Kelly den Überlegungen ein, warum es zu keiner engeren Zusammenarbeit zwischen der tschechischen und slowakischen extremen Rechten einerseits und den sudetendeutschen und den reichsdeutschen Nationalsozialisten andererseits vor München und in der Zeit der kurzlebigen Zweiten Republik kam. Neben einem ausgeprägten Nationalbewußtsein und lebendiger Vorbehalte allem Deutschen gegenüber, stellten die unterschiedliche Einstellung zur Religion und zum jüdischen Bevölkerungsteil Barrieren dar, denn in den böhmischen Ländern gab es keinen verbreiteten und rassenideologisch begründeten Antisemitismus. Obgleich die Organisation *Vlajka* mit ihren 13 000 Mitgliedern anfangs eine gewisse Förderung durch die deutschen Protektoratsaufseher erfuhr und im August 1940 sogar den Hauptsitz der „Volksgemeinschaft“ in Prag im vergeblichen Versuch besetzen konnte, ihre Regierungsbeteiligung zu erzwingen, bestand für den Ende September 1941 zum Stellvertretenden Reichsprotektor ernannten Reinhard Heydrich und seinen Nachfolger Kurt Daluege kein Anlaß, die berechenbaren „Kollaborateure aus Vernunft“ um Präsident Emil Hácha und Erziehungsminister Emanuel Moravec durch die weiterhin zerstrittenen faschistischen Wirkköpfe zu ersetzen, denen zudem ein allseits anerkannter, durchsetzungsfähiger „Führer“ fehlte.

Ohne grundlegend neue Erkenntnisse anbieten zu können, hat Kelly eine ausgesprochen nützliche und zuverlässige Zusammenfassung des bisherigen Forschungsstandes zur Geschichte der faschistischen Bewegungen in der ČSR vorgelegt, wobei ihm in einigen Passagen immerhin die Korrektur marxistisch inspirierter älterer Aussagen zu danken ist. Ärgerlich sind höchstens unnötige Wiederholungen, einige wenige Datierungsfehler und – relativ selten – undifferenzierte Darlegungen, die beim Auswerten der nicht nur auf Tschechisch und Englisch vorliegenden Literatur zu vermeiden gewesen wären. Das Buch zeigt aber auch die Notwendigkeit nach weiterer Vertiefung der Thematik auf der Basis gründlichen Quellenstudiums sowie nach einer fundierten Untersuchung von Herkunft, Lebensumständen, Berufstätigkeit und Motiven der faschistischen Anhängerschaft auf, weil sich nur so die Mär von dem aus virulenten Antikommunismus agierenden „Lumpenproletariat“ wird glaubwürdig widerlegen lassen.

Habel, Fritz Peter: Eine politische Legende. Die Massenvertreibung von Tschechen aus dem Sudetengebiet 1938/39.

Langen Müller, München 1996, 359 S.

Bereits der Titel der vorliegenden Publikation macht die Absicht ihres Verfassers deutlich: „Eine politische Legende“ soll eine Enthüllung sein, eine Studie, mit der eine vorwiegend von tschechischer Seite aufgestellte Behauptung, nach dem Münchener Abkommen vom 29. September 1938 seien Tschechen aus den an das Deutsche Reich angeschlossenen Gebieten vertrieben worden, widerlegt werde. Es handelt sich also in erster Linie um eine aus einer tagespolitischen Motivation heraus verfaßte Publikation. Dies mag zwar auf den ersten Blick legitim sein, doch wird bei der Lektüre rasch deutlich, daß Fritz Peter Habel das von ihm wiederholt betonte historische Erkenntnisinteresse politischen Absichten unterordnet.

Die Behauptung, Tschechen seien von Deutschen vertrieben worden, wurde laut Habel von Stalin im Jahre 1945 aufgestellt und verstärkt wieder seit Beginn der neunziger Jahre von tschechischen und deutschen Publizisten und Journalisten vertreten. Als einen Zugang zu ihrer aktuellen politischen Bedeutung wählt er aber vor allem ein tschechoslowakisches Regierungsdokument aus dem Jahre 1992, das den deutsch-tschechoslowakischen Vertrag vom 27. Februar 1992 interpretiert. In diesem Dokument heißt es, der in der tschechischen Fassung des Vertragstextes gebrauchte Begriff *vyhnání* (Vertreibung) beziehe sich auf gewalttätige Exzesse an Sudetendeutschen beim *odsun* (Abschub) aus ihrer Heimat nach dem Zweiten Weltkrieg, schließe aber in diesem Sinne auch ein *vyhnání* „tschechoslowakischer Staatsbürger aus dem tschechoslowakischen Grenzland ein, das nach dem Münchener Abkommen besetzt wurde“ (S. 16). Da in der tagespolitischen Diskussion aber immer wieder um Begriffe wie „Vertreibung“ und „Abschub“ gestritten wird, ist auch in diesem Fall die Auseinandersetzung bereits vorprogrammiert.

Tatsächlich wird das Wort *vyhnání* von tschechischer Seite im Zusammenhang mit dem Anschluß der sudetendeutschen Gebiete an das Reich benutzt. Das Prager Institut für Internationale Beziehungen gab 1996 in Zusammenarbeit mit dem „Kreis der im Jahre 1938 aus dem Grenzgebiet vertriebenen Bürger der Tschechischen Republik“ einen Sammelband mit dem Titel „*Vyhnání Čechů z pohraničí 1938*“ (Die Vertreibung der Tschechen aus dem Grenzgebiet 1938) heraus, in dem tschechische Zeitzeugen über ihre Erlebnisse in den September- und Oktobertagen des Jahres 1938 berichten¹. Das Wort *vyhnání* ist aber angesichts der Kontroversen um die oben erwähnten Termini offenbar aus politischen Gründen gewählt worden und auf das Geschehen im Jahre 1938 nicht ohne weiteres anwendbar: In dem Band weist der tschechische Historiker Josef Bartoš denn auch darauf hin, daß nur ein Teil der im Zuge des Anschlusses aus den abgetrennten Gebieten in die verkleinerte ČSR übergesiedelten tschechoslowakischen Staatsbürger „physisch vertrieben“ oder „amtlich ausgesiedelt“

¹ *Vyhnání Čechů z pohraničí 1938. Vzpomínky* [Die Vertreibung von Tschechen aus dem Grenzgebiet 1938. Erinnerungen]. Hrsg. v. Ústav mezinárodních vztahů gem. mit Kruh občanů České republiky vyhnáných v r. 1938 z pohraničí. Praha 1996.

wurde². In den übrigen Fällen handelte es sich dagegen vor allem um Flucht vor der NS-Diktatur und vor radikalen Sudetendeutschen. Diese Einschränkung ist notwendig, da die historische Forschung bis zum heutigen Tag keine organisierte Vertreibung von Tschechen aus den an das Deutsche Reich angeschlossenen Gebieten nachgewiesen hat. Es berichten denn auch mehr Zeitzeugen von einer Flucht als von einer direkten Vertreibung, wobei angesichts des Charakters des NS-Regimes eine Unterscheidung zwischen Flucht und Vertreibung für die betroffenen Menschen sicherlich irrelevant war. Dieser Sammelband lag Habel zum Zeitpunkt seiner Studien zwar noch nicht vor, seine Argumentation dürfte sich allerdings kaum verändert haben, wenn er ihn hätte berücksichtigen können.

Denn er sieht in der Behauptung einer Vertreibung von Tschechen 1938/39 ohnehin lediglich einen Versuch, die Vertreibung der Sudetendeutschen zu relativieren. Während aber deren Schicksal anhand von Dokumenten und Berichten gut zu belegen sei, fehle Entsprechendes im Falle der „vorgeblichen Vertreibung tschechoslowakischer Bürger aus dem Sudetengebiet 1938/39“ (S.41). Habel will nun anhand der Berichte von überwiegend (sudetendeutschen) Zeitzeugen („Wissensträgern“), statistischen Angaben, Literatur und zumeist publizierten Dokumenten zum einen feststellen, ob es nach der Besetzung der sudetendeutschen Gebiete eine „Massenvertreibung“ von Tschechen gab, zum zweiten, ob gewalttätige Exzesse gegen Tschechen im Sinne des zitierten Regierungsdokumentes nachzuweisen sind. Es ist jedoch offensichtlich, daß es ihm in erster Linie darum geht, Vertreibungen bzw. Exzesse zu widerlegen und nicht zu untersuchen, da er grundsätzlich die Vertreibung der Sudetendeutschen in den Vordergrund stellt und mit überflüssigen polemischen und kritischen Bemerkungen gegenüber der tschechischen Seite nicht spart. Insofern sind die Ergebnisse von Habels Studie bereits von Beginn an vorgezeichnet.

So steckt der Verfasser zunächst in einer „Einführung“ (Teil I) ihren Rahmen ab. Sie beginnt mit der Entwicklung der Diskussion um die Bewertung der Vertreibung der Sudetendeutschen bis zum heutigen Tag und schließt mit dem besagten Regierungsdokument. In einem zweiten Teil – „Grundlagen zum Thema“ (Teil II) – formuliert er einen Maßstab und ein „historisches Umfeld“ für seine Untersuchung. Als Maßstab gilt ihm internationales Recht, das „Massenvertreibungen“ verbiete. Unter einer Vertreibung sei eine „Massenwanderung unter staatlichem Zwang mindestens eines hohen Anteils einer rechtmäßig seit altersher anwesenden (= ansässigen) Personengruppe“ (S.40) zu verstehen. Bereits die Darstellung des „historischen Umfeldes“ macht die Stoßrichtung von Habels Argumentation deutlich: Vor allem erwähnt er eine angeblich „staatlich gesteuerte Unterwanderung“ (S. 44), mit der die Regierung der ČSR gezielt Beamte, Militärs und andere Bürger in die sudetendeutschen Gebiete gebracht habe. Somit sieht Habel offensichtlich allein die Sudetendeutschen und einige alteingesessene Tschechen als rechtmäßige Bewohner der Grenzgebiete der ČSR an.

² Bartoš, Josef: Mnichov a československé pohraničí v roce 1938 [München und das tschechoslowakische Grenzgebiet im Jahre 1938]. In: Vyhnutí Čechů z pohraničí 1938, 5–25, hier 16.

Im III. Teil der Studie analysiert der Verfasser die „Massenvertreibung von Tschechen nach internationalem Maßstab“ und weist zunächst auf einige von tschechischer und deutscher Seite aufgestellte und tatsächlich unbelegte Behauptungen über den Umfang einer Vertreibung bzw. der Flucht von Tschechen im Jahre 1938 hin. Um diese nun zu entkräften, baut Habel seine Unterwanderungsthese aus. Die Zahl der Tschechen im Sudetengebiet sei von rund 250 000 im Jahre 1919 auf rund 690 000 im Jahre 1930 gestiegen (S. 68). Er differenziert dabei die Struktur des tschechischen Bevölkerungsanteils insofern, als daß er „ingeschleusten“ (S. 69) tschechoslowakischen Militärs und Beamten alteingesessene tschechische Bauern und Arbeiter gegenüberstellt. Die seit 1919 eingewanderten Tschechen seien mit dem Gebiet gering verwurzelt gewesen. Deshalb liegt für ihn die Vermutung nahe, viele von ihnen hätten nach dem Anschluß keine Vorteile mehr in ihrer Anwesenheit entdecken können und daß es für sie „kaum eines weiteren Anstoßes bedurfte, um das Gebiet wieder zu verlassen“ (S. 78).

Erscheinen solche Schlußfolgerungen schon sehr fraglich, verleitet die Konzentration auf eine angebliche „Unterwanderung“ der sudetendeutschen Gebiete Habel zu einer weiteren bedenklichen Argumentation: „Die von der ČSR ab 1919 in das Gebiet eingeschleusten fremdnationalen Truppen, öffentliche Bedienstete und Siedler konnten nicht vertrieben werden; sie wurden zurückgerufen bzw. wanderten genauso ab, wie sie zugewandert waren.“ (S. 41) Daß Militärs und Beamte zurückgerufen wurden, ist bekannt. Für „Siedler“ gilt dies indes nicht. Zudem stellt sich die Frage, wie lange denn ein Tscheche in den Grenzgebieten der ČSR hätte leben müssen und welchen Beruf er hätte ausüben dürfen, um dort Habels Ansicht nach als legitim ansässig zu gelten. Auch ist nach den Bedingungen zu fragen, unter denen sich der Anschluß der Gebiete und somit auch der Rückzug der staatlichen Beamten vollzog – die Besatzer waren schließlich Repräsentanten einer aggressiven Diktatur. Doch Habel weist im Verlauf seiner Untersuchung wiederholt darauf hin, daß die „Rückwanderung“ der nach 1919 zugewanderten Tschechen ebensowenig eine Vertreibung gewesen sei wie der Abzug der im Protektorat Böhmen und Mähren stationierten deutschen Wehrmachtssoldaten und der Beamten des Reichsprotektors im Jahre 1945 (S. 40f., 84, 133). Angesichts des verbrecherischen Charakters des NS-Regimes ist dieser indirekte Vergleich von Armee und Beamten der ČSR mit der Wehrmacht und dem NS-Apparat mehr als anmaßend und vollkommen indiskutabel.

Ein weiteres Argument gegen die Behauptung einer Massenvertreibung von Tschechen sieht Habel darin, daß bei der Volkszählung vom 17. Mai 1939 in den an das Reich angeschlossenen Gebieten rund 319 000 Tschechen gezählt worden waren, von denen er die meisten als dort seit langem ansässig bezeichnet. Beides ist durchaus richtig und deckt sich mit den Ergebnissen der älteren tschechoslowakischen Forschung. Habel will auch nach 1919 Zugewanderte unter der tschechischen Minderheit nachweisen können, wobei der Rezensent darauf verzichtet, die angeführten statistischen Angaben zu kommentieren. Der Verfasser folgert nun, daß es aufgrund der relativ starken tschechischen Minderheit im Reichsgau Sudetenland keine „Massenvertreibung von Tschechen nach internationalem Maßstab“ gegeben haben könne – zumal er darunter ja nur die Vertreibung von alteingesessenen Bewohnern versteht. Vereinzelt tschechische Berichte über „örtlich/gebietliche Massenvertreibungen“

kann Habel aufgrund seiner Nachforschungen nicht bestätigen (S. 80). Einzig Juden billigt er zu, vertrieben worden zu sein, da sie begründet die Verfolgung des NS-Regimes zu fürchten gehabt hätten. Es seien dagegen nicht alle Anhänger der sudetendeutschen Sozialdemokratie und Kommunisten geflohen.

Problematisch ist nun nicht die Behauptung Habels, es habe keine organisierte „Massenvertreibung“ von Tschechen gegeben, sondern die verharmlosende Darstellung der damaligen Lage. Er bagatellisiert die Fluchtmotive vieler Menschen. Vor allem die Kriegsangst erwähnt er für die Zeit bis zum Münchener Abkommen, verschweigt aber den Terror der Verbände des Sudetendeutschen Freikorps und des (sudetendeutschen) Freiwilligen Schutzdienstes gegenüber Tschechen und NS-Gegnern Ende September und Anfang Oktober 1938. Habel führt zwar Verhaftungen durch die Gestapo an (S. 83), gebraucht aber im Zusammenhang mit dem Charakter der Diktatur die beachtenswerte Formulierung: „Für die Zeit vor dem 1. 10. 1938 wird als Fluchtmotiv auch die Angst sudetendeutscher NS-Gegner und marxistisch-nationalistischer Tschechen im Sudetengebiet vor *evtl. Vergeltung* durch das NS-Regime *anzuführen sein.*“ (S. 84 Hervorhebungen vom Rezensenten).

Die „Analyse nach ČSFR-Maßstab“ (Teil IV) orientiert sich an der in dem tschechoslowakischen Regierungsdokument hergestellten Verbindung zwischen dem Gebrauch des Wortes *vyhnání* mit gewalttätigen Exzessen. Habel führt die Repressalien auf, unter denen Sudetendeutsche nach dem Ende des Krieges zu leiden hatten, um zu widerlegen, daß Tschechen vergleichbare Schikanen unter der NS-Herrschaft erdulden mußten. Auf diese Weise will er die tschechische Argumentation eines *vyhnání* vollends entkräften. Er verweist zwar auf „bestätigte Berichte“ über „einzelne, oft marxistisch oder politisch aktiv anti-deutsch eingestellte Tschechen“ – ca. 40 Familien mit zusammen rund 120 Personen –, die ausgewiesen worden seien (S. 109 mit Anm. 33). Jedoch schießt Habel aufgrund seiner politischen Absichten wieder über das Ziel hinaus und verharmlost nun die Lage der tschechischen Minderheit in den an das Reich angeschlossenen Gebieten, um den Unterschied zwischen den Ereignissen der Jahre 1938/39 und 1945/46 herauszustellen. Dies wird zum Beispiel an seinem Umgang mit Ausschreitungen gegen Tschechen deutlich. Solche „angesichts der Zeitumstände grundsätzlich denkbaren, wenngleich im Begehungsfalle bedauerlichen Vorkommnisse“ (S. 109) kann er anhand der Berichte der von ihm befragten „Wissens-träger“ nicht verifizieren. Er hätte Ausschreitungen zumindest für den März 1939 allerdings leicht zum Beispiel mit Hilfe der von ihm in einem anderen Zusammenhang ausgewerteten publizierten Lageberichte des deutschen Sicherheitsdienstes (SD) belegen können³. Zudem ist es methodisch fraglich, tschechische Berichte über

³ Meldungen aus dem Reich 1938–1945. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS. Hrsg. u. eingel. v. Heinz B o b e r a c h. 17 Bde. Herrsching 1984, hier Bd. 2, 266. Hierbei handelt es sich um den 1. Vierteljahreslagebericht 1939 des Sicherheitshauptamtes, der Ausschreitungen („Racheaktion“) gegen Tschechen im März 1939 vor allem in der im damaligen Regierungsbezirk Aussig gelegenen Stadt Brüx anführt. Der Rezensent ist im Laufe der Studien für seine Dissertation über den Reichsgau Sudetenland 1938–1945 auf weitere, allerdings zumeist in tschechischen Archiven erhaltene und somit für Habel nicht leicht zugängliche Dokumente (z. B. NSDAP-Berichte) gestoßen, die diese und andere Ausschreitungen gegen Tschechen belegen.

Ausschreitungen mit Hilfe von Aussagen anonymisierter „Wissensträger“ überprüfen bzw. relativieren zu wollen (vgl. S. 180f. und 189f.).

Anhand der Darstellung der Lage der tschechischen Minderheit im Reichsgau Sudetenland wird offenkundig, daß Habel Tatsachen verschleierte. Als Beispiel sei die Behauptung angeführt, den Tschechen hätten im Gau „Zeitungen in tschechischer Sprache“ zur Verfügung gestanden (S. 110). Dabei bezieht er sich auf Forschungen von Bartoš. Dieser erwähnt jedoch, wie man schließlich im Anhang (S. 186) erfährt, zum einen nur eine von den NS-Behörden kontrollierte Zeitung, deren Erscheinen zudem 1940 eingestellt wurde, und zum anderen eine lediglich bis zu den Reichstags-ergänzungswahlen am 4. Dezember 1938 veröffentlichte tschechischsprachige Propagandaschrift namens *Náš nový domov* (Unsere neue Heimat)⁴. Solche unterschweligen Verallgemeinerungen und die Formulierung, der tschechischen Minderheit seien „viele Schulklassen“ (S. 110) geblieben, ohne auf die systematische Demontage des tschechischen Schulwesens in den sudetendeutschen Gebieten einzugehen, sind nur wenige Beispiele für die unzutreffende Darstellung der Lage der Minderheit. Die Tatsache, daß Tschechen mit deutscher Staatsangehörigkeit bei den Wahlen im Dezember 1938 abstimmen durften, ist für Habel ein Beleg für die gute Behandlung der Tschechen. Enteignungen vor allem im Jahr 1943 läßt er aber deshalb außer acht, da er in erster Linie nur den Zeitraum Oktober 1938 bis März 1940 behandelt – diese Spanne von ca. eineinhalb Jahren wählt er aus dem Grund als Maßstab, da die Vertreibung der Sudetendeutschen in einem solchen Zeitraum erfolgt sei. Mit Hilfe dieses Kunstgriffes klammert er die radikalere Tschechenpolitik in den Kriegsjahren aus seiner Betrachtung aus. Es wird somit deutlich, daß er die Kritik an dem tschechischen Gebrauch des Begriffes *vyhnání* mit einer beschönigenden Beschreibung der Lage der tschechischen Minderheit verbindet.

In der Zusammenfassung (Teil V) stellt Habel dann fest, die Behauptung einer „Massenvertreibung“ von Tschechen sei falsch und die von einer Vergleichbarkeit von Exzessen an Sudetendeutschen mit denen an Tschechen „absurd“ (S. 133). Erneut hebt er die Vertreibung der Sudetendeutschen und die Rechtmäßigkeit der Forderungen nach Wiedergutmachung an ihnen hervor und meint, die tschechischen Behauptungen zielten darauf ab, diesen Ansprüchen entgegenzuwirken (S. 135). Allein diese Stoßrichtung seiner Argumentation belegt erneut die politische Absicht Habels und schränkt die wissenschaftliche Bedeutung seiner Publikation stark ein. Zudem gibt, wie eingangs erwähnt, gerade der tagespolitisch motivierte Vergleich der Ereignisse von 1938/39 mit denen von 1945/46 die Ergebnisse vor und verhindert eine sachgerechte und unvoreingenommene Analyse der Situation 1938/39. Habels Verweis, die tschechische Seite stelle diesen Vergleich mit ihrer Behauptung einer Vertreibung erst her, klingt wenig überzeugend. Eine solche Haltung ließe auf beiden Seiten bewußt oder unbewußt niemals etwas anderes zu als Aufrechnungsliteratur, von der es zum Thema Deutsche und Tschechen auf beiden Seiten allerdings schon mehr als genug gibt.

⁴ Vgl. auch Bartoš, Josef: *Okupované pohraničí a české obyvatelstvo 1938–1945* [Das okkupierte Grenzgebiet und die tschechische Bevölkerung 1938–1945]. Acta Universitatis Palackianae Olomucensis Facultas Philosophica Historica 19. Praha 1978, 94f. und 152 Anm. 17.

Methodisch zweifelhaft ist auch der Rückgriff auf Aussagen von Zeitzeugen, die sich an über fünfzig Jahre (sic!) zurückliegende Ereignisse erinnern sollen und deren Auswahl nicht repräsentativ ist – es handelt sich bei ihnen zum größten Teil um Antworten auf Zeitungsanzeigen (Prager Zeitung und Sudetendeutsche Zeitung) und auf eine Fragebogenaktion, die sich vor allem auf die zwei „Heimatkreise“, Gablonz und Reichenberg, bezog (S.203f.). Die zahlreichen statistischen Angaben mögen zwar belegen, daß es auch nach 1938 viele Tschechen in den abgetretenen Gebieten gab – was allerdings immer bekannt war –, über die Qualität einer vermeintlichen staatlichen „Unterwanderung“ geben sie jedoch ebensowenig Aufschluß wie über die wirklich interessierende Frage, wie bedrohlich die Lage für viele Tschechen 1938/39 vor Ort war. Die Lesbarkeit des Buches wird zudem durch unnötig aufgeblähte Anmerkungsapparate, die die Länge der Kapitel deutlich übertreffen, stark beeinträchtigt.

Habels Studie ist somit ein politisches Pamphlet und ein weiterer Beleg dafür, daß die tagespolitische Instrumentalisierung von Geschichte gerade in der Diskussion um die (sudeten)deutsch-tschechischen Beziehungen in einem erschreckenden Maße verbreitet ist. Einer wissenschaftlichen Aufarbeitung wird dieses Vorgehen jedoch ebensowenig gerecht wie dem im Vorwort von Habel selbst markig formulierten Anspruch: „Im Dickicht aktueller Tagespolitik sollte versucht werden, historische Wunden durch das Skalpell der Wahrheit vom Eiter vergangener Übertreibungen zu befreien und im Interesse der Zukunft mit sorgsamem Stichen zu schließen.“ (S.9)

Mainz

Volker Zimmermann

Čelovský, Boris: So oder so. Řešení české otázky podle německých dokumentů 1933–1945 [So oder so. Die Lösung der tschechischen Frage nach deutschen Dokumenten].

Sfinga, Ostrava 1995, 543 S.

Der Klappentext dieses äußerlich ansprechend gestalteten Bandes weckt große Hoffnungen: Der tschechischen Historiographie sei ein moderner Historiker erwachsen, „geschult an den Quellen der Archive der Welt in den USA, Deutschland, Österreich, Israel und der Tschechischen Republik“. Boris Čelovský, dem Leser vor allem durch seine 1958 erschienene, grundlegende und bis heute gültige Studie zum Münchner Abkommen bekannt¹, hätte einer solchen Ankündigung kaum bedurft. Besonders, weil an ihr gemessen, der vorliegende Band die geweckten Erwartungen nicht ganz erfüllt. Alles in allem enthält er dafür zu viel Bekanntes. Ein großer Teil der insgesamt 760 Dokumente, die, bis auf einige im Anhang als Kopie abgebildete Stücke, in tschechischer Übersetzung abgedruckt sind, ist einigen wenigen Publikationen entnommen, so z. B. den Akten zur deutschen auswärtigen Politik (ADAP), den Goebels-Tagebüchern oder den „Meldungen aus dem Reich“. Dies gilt vor allem für die Vorkriegsjahre. Für das Jahr 1937 z. B. enthält der Band 59 Dokumente, von denen

¹ Čelovský, Boris: Das Münchner Abkommen von 1938. Stuttgart 1958.

49 schon anderweitig veröffentlicht wurden, allein 23 in den ADAP. Für die Zeit des Krieges sieht es besser aus: Von den 77 Dokumenten aus dem Jahr 1941 sind 37 vorher noch nie veröffentlicht worden, für das Jahr 1944 sind es gar 16 von 20. Insgesamt mag man den Sinn der Edition vor allem darin sehen, tschechischen Lesern einen bequemen Zugriff auf die wichtigsten Quellen zur Geschichte der „Tschechenpolitik“ des „Dritten Reiches“ zu ermöglichen.

Als problematisch erweist sich die der chronologisch geordneten Quellenedition vorangestellte Einleitung. Auf 34 Seiten führt Čelovský in das Thema ein und bietet zunächst einen Grundriß der Entwicklung, die zur Abtrennung des Sudetenlandes von der ČSR 1938 und zur Gründung des „Protektorats Böhmen und Mähren“ 1939 führte. Dabei geht er bis in die Zeit vor der Machtübernahme Hitlers zurück, indem er „Mein Kampf“ und Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“ zitiert (S. 14). Mit Textstellen aus diesen beiden Schriften sowie aus Hitlers „Zweitem Buch“ (S. 50f.), die sich auf die Tschechen beziehen, setzt denn auch die somit begrüßenswert breit angelegte Quellenedition ein. In der Einleitung werden sodann die wichtigsten Linien der „Germanisierungs-“ und Unterdrückungspolitik im Protektorat dargestellt. Eine technische Schwäche dieser Einführung besteht darin, daß der Verfasser die Herkunft der zahlreichen Zitate nicht belegt. Dem Leser bleibt nur das mühsame Suchen der jeweiligen Quelle im Dokumententeil. Schwerer wiegen jedoch einige interpretatorische Ungereimtheiten. So wird Čelovskýs Darstellung der Entwicklung der SHF/SdP (Sudetendeutsche Heimatfront/Sudetendeutsche Partei) und ihrer Beziehungen zum „Dritten Reich“ wohl nicht den Tatsachen gerecht. Daß das Bild, das er von der Henlein-Bewegung zeichnet, zu wenig differenziert ist, sei mit einem Zitat aus der Zusammenfassung belegt, wo es heißt, die SdP sei „binahe sofort zu einem willigen Instrument Hitlers Drang nach Osten“ geworden (S. 479). Čelovský vermerkt zwar in seinem Literaturverzeichnis die Arbeit Ronald Smelers – wenn auch nur die ältere Ausgabe von 1975 – über die SHF/SdP², er scheint aber ihren Inhalt nicht rezipiert zu haben. Čelovskýs Darstellung ist zu holzschnittartig, weil sie nicht auf die komplizierte Binnenstruktur der SdP und die in ihr um die Macht und die Art der Beziehungen zum Deutschen Reich ringenden Fraktionen eingeht. Dies führt ihn zu dem fehlgehenden Urteil, der unerwartete Sieg der SdP bei den Wahlen 1935 sei „Hitlers größter Sieg in diesem Jahr“ gewesen (S. 21). Der Autor verkennt damit einerseits, daß zu diesem Zeitpunkt die Entwicklung in der Tschechoslowakei ganz sicher nicht im Zentrum der Gedankenbildung des Diktators lag, sowie andererseits, daß eben das Verhältnis zwischen der SdP und dem Reich 1935 längst nicht so eindeutig war, wie hier suggeriert. In gewisser Hinsicht ist es daher nur konsequent, daß der Verfasser Henleins berühmten Brief an Hitler vom 19. November 1937, mit dem Henlein sich dann tatsächlich und endgültig zum Werkzeug Berlins machte, nicht sonderlich heraushebt, sondern ihn in eine schon 1936 beginnende Reihe von Dokumenten stellt (S. 22).

Gegen Čelovskýs mitunter sehr polemisch-ironischen Stil – so bezeichnet er K. H. Franks berühmte Bad Karlsbrunner Rede vom März 1944, in der dieser seine brutale „Tschechenpolitik“ im Protektorat erläuterte, als „Grabrede über dem Grab dieses

² Smelser, Ronald M.: Das Sudetenproblem und das Dritte Reich 1933–1938. Von der Volkstumspolitik zur nationalsozialistischen Außenpolitik. München-Wien 1980.

großen Gedankens“, womit eben jene „Tschechenpolitik“ ironisiert werden soll – ist an sich nichts einzuwenden. Zur wissenschaftlichen Glaubwürdigkeit trägt dieser Stil allerdings nicht bei, besonders wenn dem Verfasser Fehler unterlaufen, wie die Behauptung, auf der sog. Wannseekonferenz vom Januar 1942 sei die „Endlösung der Judenfrage“ beschlossen worden (S. 39).

Čelovskýs Einleitung ist also mit kritischer Wachsamkeit zu lesen. Für den Wissenschaftler stellt die Quellenedition im wesentlichen einen Wegweiser zu weiteren Quelleneditionen, aber auch in die Archive dar, da er nicht darauf verzichten wird, aus den deutschen Originalen zu zitieren. Für den tschechischen Markt erfüllt das Buch noch andere Zwecke. In seinem Vorwort berichtet Čelovský von einer Taxifahrt durch Prag, bei der ihm der Fahrer, ein junger Mann, seine Sicht der Dinge darlegte: wenn man damals die Deutschen hätte gewinnen lassen, so hätte man heute schon die Taschen voller D-Mark. Ihm und seinen Altersgenossen zur Aufklärung widmet Čelovský sein Buch. Dies ist zu begrüßen. Eine differenziertere Einleitung wäre gleichwohl – besonders für diese Leserschaft – wünschenswert gewesen.

Bonn

Ralf Gebel

Tomášek, Dušan/Kvaček, Robert: Causa Emil Hácha.

Themis, Praha 1995, 221 S.

Dušan Tomášek und Robert Kvaček haben eine Biographie Emil Háchas vorgelegt, die vor allem den Zeitraum seiner Präsidentschaft vom Herbst 1938 bis zu seinem Tod im Sommer 1945 umfaßt. Háchas private Entwicklung und berufliche Tätigkeit werden in Rückblenden beleuchtet, eigentliches Thema ist jedoch jene „rabenschwarze Zeit“, die Háchas damalige Tätigkeit und sein Verhalten später zu einem Streitthema werden ließ. In diese Diskussion schalten sich die Autoren mit einem populärwissenschaftlichen Werk ein, das sie selbst in der Einleitung als „historische Reportage“, aufgebaut auf zeitgenössischen Dokumenten, beschreiben. Wohl ebenfalls dem populärwissenschaftlichen Ansatz geschuldet ist der spezifische Aufbau der Darstellung. Jedes der inhaltlichen Kapitel wird ergänzt durch eine Art Kommentar. Dabei ging es den Verfassern nach eigenen Aussagen besonders um die Konturierung des dargelegten Materials und um das Zeichnen eines möglichst konkreten historischen Bildes.

Das Buch setzt an bei der Wahl von Dr. Emil Hácha am 30. November 1938 zum Präsidenten. Es beschreibt die Situation der Tschechoslowakei nach dem Münchner Abkommen und Beneš Gang ins Exil. Hácha war ein Kompromißkandidat der verschiedenen politischen Kräfte, selbst eher unpolitisch und zur Übernahme des Amtes vor allem aus Verantwortung seiner Heimat gegenüber bereit. Zudem sahen ihn die Vertreter der unterschiedlichen politischen Gruppen – und auch er sich selbst – als reine Repräsentationsfigur. Es galt das Wort Rudolf Berans „Pan prezident nepřijde do situace, aby rozhodoval“ (Herr Präsident kommt nicht in die Situation zu entscheiden, S. 24). Der Gang der Geschichte war jedoch ein anderer – spätestens seit Hácha sich am 14./15. März 1939 zum Besuch bei Hitler entschloß.

Die Gespräche Háchas in Berlin, sein Entsetzen über die deutschen Pläne und sein intensives Bemühen, Ruhe im Lande zu bewahren, um Blutvergießen zu vermeiden, werden im zweiten Kapitel beschrieben, das die Zeit bis zum 28. Oktober 1939

umfaßt. Hier werden allgemeine Grundzüge von Háchas Amtsführung erkennbar: Der Präsident war ein persönlich integerer Mensch, dem jedoch der politische Weitblick fehlte und dem die juristische Argumentation stets näher lag als eine politische. In diesem Sinne bemühte er sich um die Bewahrung der von Hitler versprochenen „Autonomie“. Er verstand seine Tätigkeit als Pflicht gegenüber dem Volk, von dem er Ruhe und nationale Eintracht erwartete. Zu diesem Zweck engagierte er sich stark für die Gründung des *Národní souručenství* als eine Art Ersatz für das Parlament.

Das dritte Kapitel trägt die Überschrift „Duelle mit Neurath“. Die Autoren listen in geradezu akribischer Kleinarbeit die Bemühungen Háchas um die Wahrung der tschechischen Autonomie und um tschechische Inhaftierte in deutschen Gefängnissen und Konzentrationslagern auf. Im Austausch dafür war der Präsident zu offiziellen Loyalitätsbekundungen an die Adresse des Reiches bereit. Gleichzeitig wurde er durch Mitglieder der Regierung über die Haltung des Londoner Exils informiert. Sein Standpunkt gegenüber Beneš und dessen Mitarbeitern war jedoch nicht frei von Widersprüchen: Während sich Hácha zwar als Benešs Vertreter empfand und grundsätzlich einem abgesprochenen Vorgehen zustimmte, hielt er jedoch, wie auch der Regierungschef General Alois Eliáš, die Umsetzung von Benešs harten Forderungen (einschließlich des Rücktritts von Regierung und Präsident) für unmöglich angesichts der günstigen Kriegslage für das Reich. Beide waren der Meinung, daß ein harter Kurs nur „volle Kerker“ bewirken würde.

Schon bald erwies es sich jedoch als Illusion, daß tschechische Politiker durch ihr Verhalten „volle Kerker“ vermeiden könnten. Ende September 1941 wurde von Neurath, der zur Zusammenarbeit mit einem Teil der traditionellen Eliten bereit gewesen war, ins Reich zurückberufen. Als sein Vertreter erschien Reinhard Heydrich, der Chef des Reichssicherheitshauptamtes, in Prag. Mit Heydrich (Kap. 4) begann eine neue Phase der deutschen Politik gegenüber dem Protektorat. Sie war vor allem vom Terror bestimmt. Heydrichs längerfristige Perspektive lautete „Germanisierung“ oder „Vertreibung“. Vorläufig jedoch mußte er angesichts der Kriegslage die gesamten tschechischen Produktionskapazitäten ausnutzen. Das bedeutete auch, daß er Ruhe im Lande brauchte, für die der Präsident als Garant angesehen wurde. In dieser Situation entschied sich Hácha, nicht zurückzutreten (wie er es wohl geplant und auch Beneš zugesichert hatte), sondern weiter im Amt zu bleiben. Die Autoren nennen eine Reihe von Gründen, von denen man vermuten darf, daß sie für Hácha bedeutsam gewesen sein dürften, interpretieren aber sein Verbleiben im Amt – zutreffend – als Eintritt in die Gruppe der Kollaboranten, da unter Heydrich kein Manövrieren mehr möglich gewesen sei und Hácha nunmehr auch endgültig vom Widerstand abgeschnitten war.

Allerdings stand Hácha den Aktionen des Widerstandes zunehmend distanziert gegenüber. Das Attentat auf Heydrich, dem der Stellvertreter des Reichsprotektors einige Tage später erlag, war für den Präsidenten ein Schock (Kap. 5). Er versank zunehmend in Apathie und Depression, trug sich sogar mit Selbstmordabsichten. Parallel dazu wurde er zunehmend von kollaborationswilligen Mitgliedern der Regierung politisch entmündigt, schließlich weitgehend zum „Verleser“ und „Verkünder“ (S. 164) der Meinungen des Ministers für Unterricht und Volksaufklärung, Emanuel Moravec, degradiert.

Nachfolger Heydrichs wurde Kurt Daluge, Chef der Ordnungspolizei im Reich, und von den Autoren als *důvěrný přítel Himmlera* (intimer Freund Himmlers, S. 150f.) bezeichnet, was jedoch den Kontakt zwischen den beiden genannten um einiges zu positiv zeichnet. Der eigentlich starke Mann im Protektorat war Karl Hermann Frank. Ziel seiner Politik war die stufenweise Kompromittierung der tschechischen Repräsentanten sowie die Entpolitisierung des Landes zur Erhaltung des vollen Lieferpotentials für die deutsche Kriegswirtschaft. Die Autoren führen aus, daß in diesem Sinne Hácha für Frank genau der geeignete Kandidat war. Jemanden wie Eliáš hätte er liquidieren lassen, ein Moravec-Typ dagegen habe die gesamte Bevölkerung vom passiven Gehorsam abgebracht. In Háchas „Passen“ in Franks Strategie sehen sie die persönliche Tragödie dieses Mannes, aber auch seine Verantwortung.

Das fünfte Kapitel schließt mit der Wiedergabe des politischen Testaments des Präsidenten, das das Datum vom 18. September 1943 trägt – die letzte politische Handlung Háchas. Ihm verblieben nicht einmal mehr zwei Jahre (Kap. 6 und 7), die von voranschreitender Krankheit und zunehmendem Verlust aller Beziehungen zu seiner Umwelt gekennzeichnet waren. Sein geistiger Verfall war am Ende so weit fortgeschritten, daß er rund um die Uhr pflegebedürftig war und auch nicht mehr auf die Überführung in das Pankrácér Gefängnis Krankenhaus reagierte. Hier verstarb Dr. Emil Hácha am 27. Juli 1945, drei Tage darauf wurde er in aller Stille beigesetzt.

Dušan Tomášek und Robert Kvaček hatten mit der Lebensbeschreibung Emil Háchas in den Jahren 1938 bis 1945 eine nicht einfache Aufgabe zu lösen. Das Verfassen einer Biographie von einer hochgestellten Persönlichkeit in bewegten Zeiten stellt den Verfasser stets vor das Problem, die beschriebene Person und ihre Taten einerseits aus dem Zeitkontext „herauszuschälen“, um die „Konturen“ des beschriebenen Menschen erkennbar werden zu lassen und andererseits den Zeitkontext nicht zu sehr in den Hintergrund treten zu lassen, damit das Agieren der beschriebenen Persönlichkeit verständlich bleibt. Im Falle von Emil Hácha und seines sich stetig verschlechternden Gesundheitszustandes verschärft sich dieses Darstellungsproblem noch.

Gleichzeitig war es das ausdrückliche Ziel der Autoren, den Arbeitsalltag des Präsidenten zu zeigen. Dadurch gelingt es ihnen, die erste der beiden obigen Forderungen einzulösen. Die Fülle der dazu dargebrachten Details (besonders in den Kapiteln 3 und 5) ist jedoch fast schon zu viel des Guten; die allgemein angenehme Darstellung droht manchmal langatmig zu werden. Die Ergänzung der Kapitel durch die Kommentare jeweils am Ende gewährleistet, daß der zeitliche Kontext nicht zu kurz kommt, wenn man sich auch manchmal ein kurzes Eingehen auf die Hintergründe der deutschen Politik gewünscht hätte, so etwa im Zusammenhang mit der Abberufung von Neuraths und der späteren Entsendung Fricks.

In der Summe handelt es sich also um einen dankenswerten Beitrag, der Person Emil Háchas Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der sich vor allem an ein breiteres Publikum richtet. Es ist wohl eine tiefe Wahrheit, daß kein Volk nur aus Helden besteht, auch wenn es sie in schlechten Zeiten am meisten braucht (S. 217). Emil Hácha jedenfalls ist kein Held gewesen, und die Tragik seines Lebens besteht darin, daß er in schweren Zeiten ein Amt übernahm, dem er nicht gewachsen war, obwohl er sich ehrlich mühte.

Theresienstädter Studien und Dokumente. Hrsg. v. Miroslav Kárný, Raimund Kemper und Margita Kárná.

Academia, Praha 1994, 256 S. und 1995, 335 S.

Bezchlebová, Marie/Franková, Anita/Štichová, Eva: Cesta – cíl neznámý. Čítanka o osudech lidí v holocaustu [Reise – Ziel unbekannt. Ein Lesebuch über Schicksale von Menschen im Holocaust].

Academia, Praha 1995, 168 S., 8 Abb.

Die politischen Veränderungen in Prag haben auch eine grundlegende Veränderung der Betrachtung des grauenhaften Phänomens Theresienstadt bewirkt. Lag vor 1989 der Hauptakzent auf dem politischen Aspekt (etwa in der auf die „Kleine Festung“ beschränkten Gedenkstätte) und wurden die Geschehnisse im eigentlichen Ghetto nur sehr selektiv nach Opportunitätsgesichtspunkten behandelt (zum Beispiel die Überbetonung des kulturellen Aspekts), so laufen seither durchaus erfolgversprechende Versuche, die Theresienstadt-Forschung auf eine neue, breitere und politisch-ideologisch unbeeinflusste Basis zu stellen. Kristallisationspunkt ist hier die *Theresienstädter Initiative* (Terezínská iniciativa), die sich mit der von Miroslav Kárný, Raimund Kemper und Margita Kárná edierten Reihe „Theresienstädter Studien und Dokumente“ neben den *Terezínské listy* ein neues wissenschaftliches Publikationsforum für tschechische und nicht-tschechische Forscher geschaffen hat. Bisher liegen zwei Bände vor, die wichtige Studien zur einschlägigen Thematik enthalten und zahlreiche neue Facetten zu der noch zu schreibenden Gesamtdarstellung des so vielschichtigen Komplexes Theresienstadt liefern. Aus der Fülle des Materials sei hier nur eine Auswahl verzeichnet:

Im ersten Band (1994) schreibt der Jerusalemer Historiker und Politologe Shlomo Aronson über „Theresienstadt im Spiegel amerikanischer Dokumentationen“, Miroslav Kárný, der verdiente Altmeister der Theresienstadt-Forschung, über „Deutsche Juden in Theresienstadt“. Der Aussiger Historiker Miroslav Kryl untersucht die „Deportationen von Theresienstadt nach Majdanek“ und von Rudolf Freiberger (1906–1978) stammt die Studie „Zur Geschichte der Produktionsstätten im Theresienstädter Ghetto“. Der Olmützer Germanist Ludvík Václavěk macht sich Gedanken „Zur Problematik der deutschen Lyrik aus Theresienstadt 1941–1945“ und Pavel Škorpil vom *Památník Terezín* liefert den Versuch einer Bilanz der Diskussion über „jüdische Opfer des nationalsozialistischen Deutschland aus den böhmischen Ländern“. Von Alisah Shek, geboren 1927 als Alice Ehrmann in Prag, stammt eines der wichtigsten Tagebücher aus Theresienstadt. Es umfaßt die Zeit vom 18. Oktober 1944 bis zum 19. Mai 1945 und liefert somit ein anschauliches Bild der letzten sieben Monate vor der Befreiung. Nicht minder interessant sind die von Eva Šormová kommentierten Aufzeichnungen von Josef Taussig (1914–1945) „Über die Theresienstädter Kabarets“.

Der Band für 1995 bietet u. a. die Darstellung „Die Theresienstädter Herbsttransporte 1944“ von Miroslav Kárný, Miroslav Kryl sieht „Die Deportationen aus Theresienstadt nach dem Osten im Spiegel des Tagebuchs Willy Mahlers“, Jakov Tsur vom Museum Beit Theresienstadt in Givat Chaim Ichud zeichnet den „Verhängnisvollen

Weg des Transportes AAY“ von Theresienstadt nach Baranowitschi nach. Karl Braun von der Prager Karls-Universität macht sich lesenswerte Gedanken über „Peter Kien oder Ästhetik als Widerstand“, Jaroslava Milotová forschte über „Theresienstadt in den Akten des Londoner Exils“ und Miroslava Benešová über „Das Konzentrationslager Leitmeritz und seine Häftlinge“. Zlatuše Kukánová und Lenka Matušíková publizieren unter der Überschrift „Wertvolle Quellen zur Geschichte des Theresienstädter Ghettos“ Informationen zu Geburten und Eheschließungen im Ghetto. Im Dokumententeil werden die Darstellung Otto Zuckers über die Entwicklung in Theresienstadt in den Jahren 1941 bis 1943 und Auszüge aus dem Tagebuch von Erich Kessler für die Zeit kurz vom Abgang der Todesmärsche am 20. April 1945 bis zum 11. Mai 1945 veröffentlicht.

Daß die neue, breitere Sichtweise auf Theresienstadt sich nicht nur auf die Wissenschaft beschränkt, zeigt ein vom Prager Ministerium für Schulwesen, Jugend und Sport empfohlenes Lesebuch, das Marie Bezchlebová, Anita Franková und Eva Štichová unter dem Titel *Cesta – cíl neznámý* für den Geschichts-, Staatsbürgerkunde- und Literaturunterricht an Mittelschulen bzw. Gymnasien zusammengestellt haben.

Dementsprechend ist das Buch eine – geglückte – Mischung aus literarischen, (auto-)biographischen und historischen Texten, die über den durch den pädagogischen Zweck bedingten Anspruch hinaus ein repräsentatives Bild dessen geben, was sich in und um Theresienstadt herum begab. Kindergedichte und -zeichnungen sind ebenso vertreten wie Erinnerungen von Ghetto-Insassen und literarische Texte etwa von Karel und Josef Čapek, Karl Poláček, Ota Pavel, Norbert Frýd, Arnošt Lustig, Viktor Fischl (Avigdor Dagan), Josef Bor, Hanuš Bonn, Jiří Orten, Karel Fleischmann, František Halas, Jaroslav Seifert und Ivan Klíma – jeweils versehen mit Hinweisen zur praktischen Unterrichtsgestaltung. Ein Musterbeispiel dafür, wie sich Schulbücher mit der Holocaust-Thematik auseinandersetzen können und sollten.

Großostheim

Helmut Teufel

Československo-polská jednání o konfederaci 1939–1944. Československé diplomatické dokumenty. Hrsg. v. Ivan Št'ovíček in Zusammenarbeit mit Jaroslav Valenta.

Historický ústav Armády České republiky, Praha 1994, 656 S. in 4 Heften.

Czechoslovak-Polish Negotiations of [sic] the Establishment of Confederation and Alliance 1939–1944. Czechoslovak Diplomatic Documents. Hrsg. v. Ivan Št'ovíček und Jaroslav Valenta.

Vydavatelství Univerzity Karlovy/Historický ústav Akademie věd České republiky, Prague 1995, 449 S.

Zwei inhaltlich identische, nur sprachlich unterschiedliche Dokumentensammlungen sind zu beurteilen. Für die englische Ausgabe haben die Herausgeber einen Kompromiß gewählt: Die historische Einführung Valentas und die editorische Št'ovíčeks wurden übersetzt, knappe englische Zusammenfassungen den Dokumenten in Originalsprache vorangestellt und auch die Verweise und Anmerkungen zu den einzelnen

Dokumenten übersetzt. Der Titel der englischen Ausgabe geht mit „Konföderation und Bündnis“ stärker auf das tschechische Verhandlungsziel ein, als die Überschrift „Konföderation“ der tschechischen Ausgabe.

Valentas historische Einführung liest sich wie ein weiteres Memorandum Edvard Beneš. Nicht mit einem einzigen Wort werden Verhandlungsziele und Vorgehensweisen der tschechoslowakischen Exilregierung kritisiert, nicht einmal deren Reaktion auf die Entdeckung der Massengräber bei Katyn oder Beneš Verhalten bei seinen Gesprächen mit Stalin und Molotov in Moskau im Dezember 1943. Dagegen verurteilt er die Ziele und Politik der polnischen Exilregierung. Für deren Motive und Probleme hat Valenta noch weniger Verständnis als ihre zeitgenössischen tschechischen Verhandlungspartner.

Großbritannien und bis zu seiner Kapitulation auch Frankreich drängten die Exilpolen und -tschechen zu einer engeren Zusammenarbeit mit dem Ziel einer Nachkriegskonföderation. Die Westmächte seien von der falschen Vorstellung ausgegangen, meint Valenta, daß die „Balkanisierung“ Ostmitteleuropas für das schnelle Vordringen Deutschlands verantwortlich gewesen sei, nicht ihre eigene Abwendung von der Verteidigung der Nachfolgestaaten seit der Konferenz von Locarno. Den Beitrag der Staaten des „Neuen Europa“ zu dieser Entwicklung erwähnt Valenta nicht, nämlich die fehlende Solidarität gegenüber den Flügelmächten und die heftigen nationalen Auseinandersetzungen um zum Teil kleine und kleinste Grenzgebiete. So nutzten in den Jahren 1920 und 1938 die Tschechoslowakei und Polen jeweils die Notlage des Nachbarn zu Gebietsgewinnen. Im Exil schien deshalb ein Neuanfang nötig und möglich. Sikorski war dazu umso leichter bereit, als er in den Jahren 1926 bis 1938 keine politische Rolle gespielt hatte: Schon im ersten Gespräch mit Beneš verurteilte er die Tschechoslowakei-Politik Pilsudskis und der Sanacja. Beneš hatte dagegen die Außenpolitik seines Landes seit 1918 ohne Unterbrechung bestimmt und ließ nicht den leisesten Zweifel an der Berechtigung aller seiner Schritte gegenüber Polen zu (siehe u. a. Dok. 71).

Die polnische Exilregierung war an einer Konföderation beider Staaten durchgängig stärker interessiert als ihr tschechoslowakischer Partner. Die Pläne konnten an Vorbilder in der Geschichte Polens anknüpfen. Allenfalls in Verbindung mit der Tschechoslowakei, möglichst auch mit Litauen, konnte Polen ein Gegengewicht gegen Rußland bilden, wenigstens einen Teil der sowjetisch besetzten Gebiete zurückgewinnen und die gefürchtete Sowjetisierung verhindern. Valentas Behauptung, daß die polnische Exilregierung „rigoros“ auf der Wiederherstellung der 1921 in Riga gezogenen Grenze bestanden habe, stimmt weder mit dem Forschungsstand überein, noch wird sie von den abgedruckten Quellen bestätigt (vgl. Dok. 21, 23, 25, 34, 117 u. a.). Auf Wilna und Lemberg konnte aber auch die ehemalige Opposition gegen Pilsudski und die Sanacja, die jetzt die Exilregierung dominierte, nicht verzichten. Die Sowjetunion war jedoch zu keinerlei Kompromiß in der Frage ihrer Westgrenzen bereit.

Durch die Dokumentensammlung möchte Valenta der „Verzerrung besonders der tieferen Beweggründe“ der tschechoslowakischen Regierung entgegenwirken. Diese ließ sich auf die Verhandlungen über eine Konföderation ein, wie Fierlinger im Oktober 1940 treffend bemerkte, da die Engländer drängten und sie im Falle von Friedensverhandlung „nicht allein dastehen“ wollte (Dok. 27). Beneš betonte immer wieder,

daß die Tschechoslowakei einer Konföderation als „Ganzes“ beitreten müsse. Dies erscheint Valenta auch nach der inzwischen erfolgten Trennung von den Slowaken als „banale Selbstverständlichkeit“. Vor allem aber hob Beneš stets die „Russophilie“ und die angebliche Immunität der Tschechen gegenüber dem Kommunismus hervor und sprach sich gegen die Wiederherstellung der Rigaer Grenze aus. In bezug auf das umstrittene Teschener Gebiet war er zeitweise zu einem kleinen Zugeständnis bereit, nämlich der Abtretung von Freistadt/Fryštát (Dok. 26). Kompromisse wurden aber auch von polnischen Politikern angeboten, worauf Valenta in seiner Einleitung nicht eingeht. Der Sozialist Adam Pragier z. B. schlug vor, die beiden Grenzregelungen von 1920 und 1938 für ungültig zu erklären und anschließend eine ethnographische Grenze zu ziehen (Dok. 49), und der polnische Botschafter Tarnowski war der Meinung, die Konföderationspartner könnten das Teschener Gebiet als Kondominium verwalten (Dok. 88).

Die Deklaration beider Regierungen vom 19. Januar 1942, nach dem Kriege die Bildung einer Konföderation anzustreben, stieß sofort auf sowjetische Kritik. Alexander Bogomolov, der sowjetische Botschafter bei den Exilregierungen, bombardierte die tschechoslowakischen Exilpolitiker in zahlreichen in der Sammlung dokumentierten Gesprächen mit Einwänden gegen den Konföderationsplan, bis er schließlich am 15. Juli 1942 Jan Masaryk offiziell mitteilte, daß seine Regierung sowohl die polnisch-tschechoslowakische wie auch jede andere Föderation ablehne. Nur wenn Polen sich mit Rußland einige, d. h. eben auch, nur wenn die polnische Regierung auf die sowjetischen Gebietsforderungen eingehe, gebe es Chancen zur Verwirklichung des Konföderationsplans, erklärte Beneš seinen polnischen und sowjetischen Gesprächspartnern. Als Ausweg aus der Sackgasse bot er im November 1942 den Abschluß eines Beistandsvertrages beider Staaten gegen Deutschland an, verlangte dafür aber von den Polen einen Verzicht auf das Teschener Gebiet (Dok. 150). Im Januar 1943 lehnte die Sowjetregierung jedoch auch diesen Vorschlag ab. Als die Sowjetunion nach der Entdeckung der Leichen polnischer Offiziere bei Katyn und dem polnischen Untersuchungsantrag an das IRK die diplomatischen Beziehungen zur polnischen Regierung abbrach, beeilte sich ihr bisheriger Verhandlungspartner, die Gespräche über eine Konföderation auch öffentlich für unterbrochen zu erklären, und übernahm der Staatsrat, das tschechoslowakische Exilparlament, im Streit um Katyn die sowjetische Position.

Die Herausgeber haben alle zur Zeit innerhalb der Tschechischen Republik verfügbaren Bestände ausgewertet, nämlich das sog. Londoner Archiv Benešs, die Nachlässe Smutnýs, Klecandas und Ripkas, die Akten des Präsidiums des Ministerrats, Außenministeriums und Staatsrats des Exils. Nur zehn der 208 abgedruckten Dokumente wurden aus früheren Veröffentlichungen übernommen. Wiedergegeben werden Protokolle und Vermerke über Gespräche auf verschiedenen Ebenen, sodaß ein dichtes Bild der tschechoslowakisch-polnischen Beziehungen während des Krieges entsteht. Št'ovíček nennt allerdings eine ganze Reihe von Gesprächen, über die er keine Aufzeichnungen gefunden habe. Schließlich haben die Herausgeber aus Benešs unveröffentlichten Memoiren jenen Teil über die Verhandlungen mit Polen abgedruckt sowie eine Karte, auf der Stalin und Beneš während ihrer Verhandlungen im Dezember 1943 die Vorschläge zur Revision der Vorkriegsgrenzen Polens und der Tschechoslowakei eingetragen hatten.

Die Herausgeber haben in einigen wenigen Fällen versäumt, unklare Aussagen der Dokumente zu erläutern, wie z. B. „lateinische Union“ (S. 39) oder „ungarische Organisation B. C. D.“ (S. 42). Auch werden Hinweise auf andere Quellen nicht immer erklärt: So bleibt z. B. offen, was auf der „Seite 14“ eines Berichts von Papée steht (S. 35), wann „unsere letzte Diskussion“ stattgefunden (S. 51) oder was Beneš in Aberdeen gesagt hat (S. 164). Hinweise auf parallele, auch veröffentlichte polnische Dokumente fehlen völlig. Ein Personenregister erschließt den Bestand.

Die Sammlung kann auch als Fundgrube für das antipolnische Geschichtsbild zumindest des tschechischen Exils genutzt werden und erklärt, warum ein Neuanfang im Exil auch ohne sowjetischen Einspruch kaum möglich war.

Düsseldorf

Detlef Brandes

Je ch, Karel / Kaplan, Karel (Hrsg.): Dekrety prezidenta republiky 1940–1945. Dokumenty [Die Dekrete des Präsidenten der Republik 1940–1945. Dokumente].

Ústav pro soudobé dějiny AV ČR, Praha/Doplněk, Brno 1995, 1071 S.

Die Dekrete des Präsidenten der Republik sind Rechtsnormen mit provisorischer Gesetzeskraft, die auf Vorschlag der Regierung ohne Mitwirkung einer gesetzgebenden Körperschaft im Exil des Zweiten Weltkriegs und anschließend nach der Rückkehr in die Heimat bis zur Konstituierung des Parlaments erlassen wurden. Sie sollten ihre Geltung verlieren, wenn sie nicht nachträglich vom Parlament bestätigt werden. Beneš hat von dieser sich selbst erteilten Vollmacht im Exil in 45 und in der Heimat in 98 Fällen Gebrauch gemacht. Von den außerhalb des Staatsgebiets erlassenen Dekreten wurden nach der Rückkehr nur sieben in Geltung belassen. Dekrete durften nur wenn dies unumgänglich erforderlich war, erlassen werden. In einer Ansprache am 11. Dezember 1940 hat Beneš angekündigt, so wenig wie möglich an den Bestimmungen der Ersten Republik ändern und die erforderlichen Änderungen im Geist der Verfassungsurkunde und der bisherigen Gesetzgebung der Tschechoslowakei vornehmen zu wollen. Nach der Rückkehr wurden die Dekrete des Präsidenten die normale Form der laufenden Gesetzgebung, allein im Oktober 1945 wurden 50 Dekrete erlassen, davon 23 am letzten Tag, an dem diese Möglichkeit bestand, am 27. Oktober.

In der Praxis wurde zwischen einfachen und Verfassungsdekreten unterschieden, und als Verfassungsdekrete jene bezeichnet, mit denen die Verfassungsurkunde aus dem Jahr 1920 abgeändert wurde. Ein unterschiedliches Verfahren bei ihrer Erlassung war nicht vorgesehen. Verfassungsdekrete konnten wie einfache Dekrete durch einfaches Gesetz aufgehoben oder abgeändert werden. Erst das Verfassungsgesetz vom 28. März 1946 hat bestimmt, daß Verfassungsdekrete vom Zeitpunkt ihrer Erlassung als Verfassungsgesetze zu betrachten sind.

Im vorliegenden, vom Institut für Zeitgeschichte der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik und dem Staatlichen Zentralarchiv in Zusammenarbeit mit der Kanzlei des Präsidenten der Republik herausgegebenen, mit Unterstützung der Konrad-Adenauer-Stiftung veröffentlichten Werk werden, 44 der wichtigsten Dekrete abgedruckt, die für die Entstehung der tschechoslowakischen Staatsordnung im Exil, die Rechtskontinuität, die Nachkriegsentwicklung, das Verhältnis von Tsche-

chen und Slowaken, die Aussiedlung der Deutschen, die Bodenreform, Banken u. dgl. von grundlegender Bedeutung sind. Diesen Dekreten werden weitere, in verschiedenen Archiven verstreute und der Öffentlichkeit bisher nicht zugängliche Dokumente beigelegt, die die Entstehung und die einzelnen Phasen ihrer Vorbereitung illustrieren, wie Motivenberichte, Entwürfe, Beratungsprotokolle, Stellungnahmen einzelner Ressorts u. dgl. Daß die Auswahl besonders aussagekräftiger Dokumente mit großer Umsicht und Sorgfalt erfolgt ist, soll an einigen Beispielen gezeigt werden.

Die Geltung der Dekrete im ganzen Staatsgebiet scheiterte am Widerstand des Slowakischen Nationalrats, der vor allem die in London erlassenen Dekrete nicht anerkannte. Mit Verordnung vom 21. April 1945 bestimmte er, daß Angelegenheiten von gesamtstaatlicher Bedeutung nur im Einvernehmen zwischen der Regierung und dem Slowakischen Nationalrat geregelt werden können, und solche Dekrete ausdrücklich einen Hinweis auf das erzielte Übereinkommen enthalten müssen. Dem Dekret über die nationale Verwaltung der Vermögenswerte der Deutschen, Magyaren, Verräter und Kollaboranten stimmte der Slowakische Nationalrat nicht zu, weil er bereits im Herbst 1944 eine ähnliche Regelung für die Slowakei erlassen hatte, mit der in deutschen und arisierten Betrieben Zwangsverwalter eingesetzt wurden. Er vertrat die Ansicht, die Frage sei gesondert für die böhmischen Länder und für die Slowakei zu regeln. Ministerpräsident Zdeněk Fierlinger sprach in der Regierungssitzung vom 17. Mai 1945 von einem Chaos und Minister Václav Kopecký meinte, die Zentralregierung sei dadurch zu einer Regierung für die Böhmisches Länder abgewertet. So blieb nichts anderes übrig, als das Dekret nur für die Länder Böhmen und Mähren-Schlesien in Kraft zu setzen, mit Schreiben vom 18. Mai bat der Regierungsvorsitzende den Staatspräsidenten, das Dekret ohne die Worte „im Einvernehmen mit dem Slowakischen Nationalrat“ zu unterzeichnen. Die Streichung der in den Kompetenzbestimmungen und an anderen Stellen des Dekrets enthaltenen Hinweise auf die Slowakei unterblieb jedoch. Von den 98 nach der Rückkehr in die Tschechoslowakei erlassenen Dekreten wurden nur 53 im Einvernehmen mit dem Slowakischen Nationalrat erlassen, vor allem der Bereich der Retributionsgerichtsbarkeit wurde in beiden Staatshälften durch eigene Bestimmungen, für die Böhmisches Länder durch Dekrete des Präsidenten, für die Slowakei durch Verordnungen des Slowakischen Nationalrats geregelt. Auch das Dekret über die Erneuerung der Rechtsordnung galt ursprünglich nur in der westlichen Staatshälfte, erst durch Gesetz vom 19. Dezember 1945 wurde die Regierung zu seiner Ausdehnung auf das ganze Staatsgebiet ermächtigt.

Breiten Raum nehmen die Nationalisierungsdekrete ein. Allein die Entstehungsgeschichte des Dekrets vom 24. Oktober 1945 über die Nationalisierung der Bergwerke und einiger Industrieunternehmen wird auf fast zweihundert Seiten anhand von 26 Dokumenten erläutert.

Hinsichtlich der Deutschen konnte Beneš seine Pläne nicht uneingeschränkt durchsetzen, hier waren es die kommunistischen Regierungsmitglieder, die ihm energisch entgegentraten. Den ihm am 5. Juni zugeleiteten Entwurf eines Dekrets über die Konfiskation des landwirtschaftlichen Vermögens der Deutschen, Magyaren, Verräter und Feinde des tschechischen und slowakischen Volkes beantwortete Beneš mit einem Schreiben, in dem er die Regierung aufforderte, in das Dekret eine Bestimmung aufzunehmen, die für deutsche Bürger die Möglichkeit einer Entschädigung auf Rechnung

der Reparationsleistungen Deutschlands vorsieht. Daraufhin kam es in der Regierungssitzung vom 13. Juni zu schweren Angriffen gegen den Präsidenten. Landwirtschaftsminister Julius Ďuriš sah in einer finanziellen Entschädigung für das konfiszierte Vermögen eine Verletzung der Grundtendenz des Kaschauer Regierungsprogramms. Minister Kopecký hielt es für bedauerlich, daß durch das Staatsoberhaupt der Versuch unternommen werde, eine so wichtige historische Tat umzustoßen. Ministerpräsident Fierlinger hingegen meinte, die Anregungen des Staatspräsidenten überlasse es den Großmächten, ob sie den Deutschen aus der Tschechoslowakei eine Entschädigung aus den Reparationsleistungen gewähren wollen und Minister Hubert Ripka betonte, der Vorschlag des Staatspräsidenten erleichtere ein Übereinkommen mit den Großmächten über die Aussiedlung. Noch am gleichen Tag beantwortete die Regierung das Schreiben mit dem Hinweis auf das historische Unrecht, das dem tschechischen Volk nach der Schlacht auf dem Weißen Berg zugefügt wurde. Die Deutschen, deren Grundbesitz konfisziert werde, trügen kollektiv Verantwortung für alle von den Deutschen am tschechischen Volk und an der Republik begangenen Verbrechen, und daher gebühre ihnen keine Entschädigung. Im Hinblick auf die tschechische öffentliche Meinung halte es die Regierung nicht für möglich, von einer Entschädigung zu sprechen.

Die Entschädigungsfrage spielte auch bei den Beratungen des Dekrets über die Konfiskation des Feindvermögens eine Rolle. Die vorgeschlagene Fassung schien dem Ministerpräsidenten Fierlinger und Minister Jaroslav Stránský zu rigoros; Stránský trat für eine Entschädigung jener Deutschen ein, die sich nichts gegen das tschechische und slowakische Volk zuschulden kommen ließen und sich in den nationalen Auseinandersetzungen passiv verhalten haben. Auch Ripka stimmte dieser Aufforderung zu, betonte aber, es gehe ihm nicht um die Deutschen, sondern darum, sich durch ein scheinbar liberales Verhalten die unerläßliche Hilfe der Großmächte zu sichern. Das am 14. August vom Präsidenten unterzeichnete Dekret wurde auf Wunsch von Industrieminister Bohumil Laušman nicht veröffentlicht. Beneš zog seine Unterschrift zurück. Laušman hatte beantragt, in den Personenkreis, dessen Vermögen der entschädigungslosen Konfiskation verfiel, außer Deutschen, Magyaren und Kollaboranten auch physische und juristische Personen einzubeziehen, die seit dem Jahr 1918 Deutsche oder Magyaren unterstützt oder sich dem tschechischen oder slowakischen Volk gegenüber feindlich benommen haben. Die Regierung beschloß daraufhin am 6. Oktober eine neue Fassung, die von Beneš am 25. Oktober unterzeichnet und die in dieser Fassung auch publiziert wurde. Aber am 27. Oktober wandte sich Laušman nochmals an den Präsidenten mit der Bitte um Änderung, um dem Staat weitere Vermögenswerte in der Höhe von 10 Milliarden Kronen zu sichern. Die Kanzlei des Präsidenten antwortete, daß der Präsident seit dem 28. Oktober keine gesetzgebende Gewalt mehr ausübte und daher das Dekret nicht ändern könne.

Den 44 hier abgedruckten und eingehend erläuterten Dekreten wird das von der Provisorischen Nationalversammlung am 28. März 1946 einstimmig beschlossene Verfassungsgesetz beigefügt, mit dem die Dekrete bestätigt und mit Gesetzeskraft ausgestattet werden. Andernfalls wäre die provisorische Gesetzeskraft der Dekrete sechs Monate nach der Konstituierung der Nationalversammlung erloschen. Der Verfassungsausschuß der Nationalversammlung errichtete zur Vorbereitung dieser Auf-

gabe eine Subkommission für die „Ratihabition“ der Dekrete – so hatte das Dekret vom 3. August 1944 diesen Vorgang bezeichnet. Zu entscheiden waren folgende Fragen: Soll diese Ratihabition in Form eines Verfassungsgesetzes oder als Beschluß der Provisorischen Nationalversammlung ohne die Unterschrift des Präsidenten erfolgen? Bedarf auch die „Urnorm“, d. h. das Dekret, mit dem sich Beneš an Stelle der nicht existierenden Nationalversammlung das Gesetzgebungsrecht zuerkannt hatte, gleichfalls der „Ratihabition“, obwohl es seine Aufgabe erfüllt hat und die auf seiner Grundlage erlassenen Dekrete in Gesetze umgewandelt wurden? Und schließlich: Ist diese Provisorische Nationalversammlung, deren Zusammensetzung und Vollmachten selbst auf einem Dekret beruhen, überhaupt berechtigt, die Ratihabition auszusprechen? Die letzte Frage hatte in der Nationalversammlung der Abgeordneten Ivo Ducháček verneint und lediglich eine aus direkten Wahlen hervorgegangene Nationalversammlung für zuständig erklärt, die gleiche Auffassung vertrat in der Regierungssitzung vom 5. Februar 1946 Minister Adolf Procházka. Schließlich schlug die Regierung der Provisorischen Nationalversammlung ein Verfassungsgesetz vor, aber gegen den Wortlaut dieses Entwurfs erhob die Kanzlei des Präsidenten Einwendungen, und der Vorstand der Kanzlei, Jaromír Smutný, drohte damit, daß Beneš das am 28. Februar 1946 beschlossene Gesetz mit seinen Einwendungen zurückgeben werde. Daraufhin hob die Provisorische Nationalversammlung ihren Beschluß vom 28. Februar auf und ersetzte ihn durch einen neuen, dessen Wortlaut nunmehr den Vorstellungen Benešs entsprach.

Dem Werk ist eine Liste der zwischen 1940 und 1945 erlassenen Dekrete beigelegt. Sie enthält allerdings nur 142 Titel, 127 einfache und 15 Verfassungsdekrete, während auf S. 44 die Zahl der erlassenen einfachen Dekrete mit 126, die der Verfassungsdekrete mit 17 angegeben wird.

Eingeleitet wird das Werk durch eine Darstellung der Dekrete aus staatsrechtlicher Sicht aus der Feder von Professor Václav Pavlíček vom Lehrstuhl für Verfassungsrecht der Prager Universität. Sie stellt die Rechtsentwicklung seit der Abdikation Benešs am 5. Oktober 1938 bis zu seiner Anerkennung als tschechoslowakisches Staatsoberhaupt durch die britische Regierung, das am 18. Oktober 1940 erlassene Dekret über die provisorische Ausübung der gesetzgebenden Gewalt sowie die in London und schließlich die in der Tschechoslowakei erlassenen Dekrete verfassungsrechtlichen Inhalts, ohne freilich zu allen in der Urkundenedition aufgeworfenen Problemen Stellung zu nehmen. Im Zusammenhang mit der Frage, ob die Konfiskation des Vermögens der Deutschen, Magyaren und Kollaboranten ex lege erfolgte und dem Konfiskationsbescheid nur deklaratorische Bedeutung zukam, polemisiert der Verfasser mit Professor Viktor Knapp, der seine vor fünfzig Jahren geäußerte Meinung über diese Frage revidiert hat: Eine Interpretation ohne Berücksichtigung der damaligen Motivenberichte, Kommentare und Literatur sei ahistorisch und im Ergebnis *contra legem*. Zusammenfassend stellt Pavlíček fest, die Dekrete stünden im Einklang mit der damaligen Verfassung, denn durch sie sei die Verfassungslage mitgestaltet worden.

Janišová, Milena / Kaplan, Karel (Hrsg.): *Katolická církev a pozemková reforma 1945–1948. Dokumentace [Die Katholische Kirche und die Agrarreform 1945–1948. Dokumentation]*.

Ústav pro soudobé dějiny, Praha / Doplněk, Brno 1995, 380 S.

Abgesehen von der Frage des schulischen Religionsunterrichts, hat kein Problem die Beziehungen zwischen Staat und Katholischer Kirche in der Zeit von 1945 bis 1948 so belastet wie die Landreform, die durch drei Gesetzesakte vorangetrieben wurde: 1. durch die Dekrete 5, 12, 28 und 106 des Präsidenten Beneš über die Konfiskation des landwirtschaftlichen Eigentums der Deutschen, Ungarn, Kollaboranten und Verräter, 2. durch die am 11. Juli 1947 verabschiedete Revision der Bodenreform und 3. durch die am Vorabend des Februar-Umsturzes vom Kabinett beschlossene Begrenzung des landwirtschaftlichen Eigentums auf 50 ha. Von allen drei Reformen war die Katholische Kirche betroffen. Da das Eigentum an Land und Forst für die Kirche in der Tschechoslowakei noch die wesentliche Subsistenzquelle darstellte, war die Weiterführung ihrer Aufgabe schon vor dem Februarumsturz von 1948 in Frage gestellt.

Der vorliegende Band dokumentiert im Detail die Planung der Landreform in den beteiligten Ministerien und die Reaktion der Katholischen Kirche darauf. Er gewährt neue Einblicke sowohl in die Funktionsweise des Regierungsapparats als auch in die politische Kultur der Volksdemokratie. Bei der Lektüre sollte sich der Leser gewahr sein, daß um die Landreform in der Ersten Tschechoslowakischen Republik erbitterte Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche geführt worden waren. Bei aller Schärfe, mit der die Standpunkte auch nach 1945 aufeinanderstoßen, ist doch nicht zu übersehen, daß der in die Nationale Front eingebundene politische Katholizismus wie auch die Kirche selbst einen öffentlichen Konflikt zu vermeiden suchten. „Kein Kulturkampf“ ist explizit oder implizit die Losung vieler Dokumente.

Dabei gingen die Ergebnisse der Landreform 1945–1948 für die Katholische Kirche weit über die Resultate der Landreformen der Ersten Republik hinaus, in deren Gründungsphase tatsächlich eine Kulturkampfatmosphäre herrschte. Woher rührt diese Inkongruenz vom Gegenstand des Konflikts und dessen Schärfe? Wenn auch die Dokumente über die Vertreibung und Zwangsaussiedlung schweigen, so wird hier doch ein wesentlicher Grund zu finden sein. Zweifellos hat die Ausweisung der Deutschen und Ungarn auch der Kirche als Institution in der Tschechoslowakei einen schweren Schlag versetzt. Da, anders als in Polen, die Aussiedlungsgebiete nicht mit umgesiedelten Katholiken „aufgefüllt“ werden konnten, entstand ein fast kirchenfreier Raum, in dem die Seelsorge nur mit äußerster Mühe aufrecht erhalten werden konnte. In dem Konflikt um die Anwendung der Dekrete Beneš ging es nun nicht mehr um die Aussiedlung als solche, sondern um die mit der Ausweisung zusammenhängenden Vermögensfragen. Die Katholische Kirche stellte sich hier auf den im positiven Recht der ČSR korrekten, aber in der politischen Debatte unwirksamen Standpunkt, daß ungeachtet der stillschweigend gebilligten Vertreibung das Eigentum der als deutsch bzw. ungarisch geltenden Klöster, wie z. B. des Deutschen Ordens, nicht der staatlichen Konfiskation anheimfallen dürfe. Obwohl die Katholische Kirche dabei auf den Geist des zwischen der Ersten Republik und dem Vatikan abgeschlossenen „Modus vivendi“ hinweisen konnte, fand ihre Position im tschechoslowakischen Kabinett

keine Mehrheit. Schließlich konnte der kommunistische Landwirtschaftsminister seine Lesart der Beneš-Dekrete durchsetzen. Dabei kam es ihm entgegen, daß die Minister der Volkssozialistischen Partei die Enteignung der Kirche als einen Säkularisierungserfolg interpretierten, der ihnen in der Ersten Republik versagt geblieben war. Insofern überschritten und unterstützten sich hier zwei Prozesse, die Vollendung des national-demokratischen Programms und der Beginn der kommunistischen Umgestaltung – ein Phänomen, das in der Interpretation der KPTsch später mit dem Begriff des „Hinüberwachsens der bürgerlichen Revolution in eine sozialistische“ bezeichnet wurde.

Der Band, der im wesentlichen Dokumente aus dem Staatlichen Zentralarchiv und den Archiven des Landwirtschafts- und des Außenministeriums enthält, gibt detailliert Auskunft über das Ausmaß der Enteignungen und läßt die wirtschaftliche Situation der Kirche erkennen. Die Benutzung der Dokumentensammlung wird durch einen Anhang erleichtert, der neben einem präzisen Personenregister die Texte der Gesetze enthält, die für das Thema von Bedeutung sind.

Halle (Saale)

Martin Schulze Wessel

Angekommen! – Angenommen? Flucht und Vertreibung 1945 bis 1995. Hrsg. v. Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg.

Weinmann, Filderstadt 1996, 112 S. (Die Deutschen und ihre Nachbarn im Osten – Geschichte und Gegenwart 5).

Zur Ergänzung seiner immer begrenzten Perspektive ist jeder einzelne von uns aufgefordert, wenn er sich auf die Suche nach „Wahrheit“ begibt. Die Geschichtswissenschaftler/innen bilden da keine Ausnahme: begreift man Geschichte als Verständigung, erfordert dies die Erweiterung des jeweils subjektiven Blicks, das Aufwerfen neuer Fragestellungen und den methodisch geübten Zweifel an vermeintlich gesicherter Erkenntnis. In dem vorliegenden Sammelband, der sieben Beiträge eines vom Innenministerium des Landes Baden-Württemberg und der Stadt Karlsruhe 1995 veranstalteten Symposiums zum Thema Flucht, Vertreibung und Integration der Deutschen aus dem östlichen Mitteleuropa zusammenfaßt, zieht sich auf unterschiedliche Weise wie ein roter Faden eben dieses Anliegen: die Überwindung des starren, historisch einseitigen Blicks auf ein emotional stark aufgeladenes und bis heute teilweise kontrovers diskutiertes Problem.

Für Götz Aly bedeutet dies vor allem, das 20. Jahrhundert als Jahrhundert der Vertreibung (S. 9–19) zu begreifen und ungeachtet aller spezifischen Unterschiede die Gemeinsamkeit der Erfahrung des Entwurzeltheits zu betonen und damit auf den europäischen Charakter der Thematik zu verweisen. Zu Recht klagt er die „geteilte Optik der Landsmannschaften“ (S. 11) an, deren Defizit an offener Auseinandersetzung mit der jeweils eigenen Geschichte bis heute für ihren Scheuklappenblick verantwortlich ist. Dieses verengte Bild entsteht durch den Verzicht auf den gesamteuropäischen Zusammenhang der Vertreibung in diesem Jahrhundert, der entscheidend dadurch geprägt wurde, daß es Hitler-Deutschland überlassen blieb, „die Neuordnung der ethnographischen Verhältnisse in einer qualitativ bis dahin unbekanntem Weise zu realisieren und eine Maschinerie von Bevölkerungsverschiebungen, Massen-

tötungen und hemmungsloser Destruktivität in Gang zu setzen, die sich auf kein historisches Vorbild stützen konnte“ (S. 15, Hervorhebung im Original). Die am Beispiel der ostgalizischen Stadt Lemberg und des Schicksals seiner religiös und national gemischten Bevölkerung von 1939 bis 1948 einleuchtend skizzierte europäische Dimension der Politik der Vertreibung läßt Aly zu dem Schluß kommen, daß wir den wann auch immer praktizierten Prinzipien der „nationalen Homogenisierung“ oder „ethnischen Säuberung“ vor allem eines zu verdanken haben: einen „säkularen europäischen Selbstverstümmelungs- und Depotenzierungsprozeß“ (S. 19).

Neben diesem richtungweisenden Aufsatz verblaßt der darauf folgende von Lothar Dralle zu *Flucht und Vertreibung* (S. 21–34). Als Überblick über das Gesamtthema gedacht, verzichtet er nicht nur auf Hinweise auf neuere Forschungsansätze und -ergebnisse, er tradiert zudem oberflächlich zwei weitverbreitete aber kritisch zu hinterfragende Vorstellungen: die vom Nationalismus als Krankheit respektive Virus, von dem die Völker angesteckt worden seien, betont in erster Linie ein passives Erleiden und unterschlägt implizit den Verantwortungscharakter der jeweils Handelnden. Die zweite Vorstellung, daß mit dem ausgesprochenen Verzicht auf Rache und Vergeltung der deutschen Vertriebenen in ihrer Charta von 1952 eine einseitige Vorleistung im Verhältnis zu den „Vertreiberstaaten“ erbracht sei, der nun unausgesprochen eine Gegenleistung zu folgen habe: diese Sichtweise unterschlägt, daß die Vertriebenenverbände in der Bundesrepublik zum Teil bis heute den rückwärtsgewandten Weg der Aufrechnung historischer Schuld nicht eindeutig verlassen haben.

Der Beitrag von Lenore Scholze-Irrlitz verläßt die Ebene der Überblicksbetrachtungen und analysiert auf der Basis lebensgeschichtlicher Erzählungen ein bis heute noch „stiefmütterlich“ untersuchtes Forschungsfeld: das Ankommen und die Frage des Angenommenwerdens nach der Vertreibung aus dem Blickwinkel der Frauen (S. 35–47). Am Beispiel eines Landkreises in der damaligen Sowjetisch Besetzten Zone im Zeitraum von 1945–1950 fragt die Ethnologin nach dem Verhältnis von Einheimischen und Vertriebenen und thematisiert damit den Titel des Sammelbandes. Die Auszüge aus den Interviews mit zwanzig befragten Personen vermitteln einen lebendigen Ausschnitt der großen Anpassungsschwierigkeiten zwischen Neubürgerinnen und Alteingesessenen. Daß die ersten „ambivalenten Eindrücke der Ankunft“ (S. 41) bei den Angekommenen bis heute stark verwurzelt sind, wird hierbei deutlich; *wie* sich das Verhältnis von Einheimischen und Fremden in der Folgezeit gestaltete, hing jedoch von ganz verschiedenen individuellen Faktoren ab. Noch unbeantwortet bleiben die Folgewirkungen der ökonomischen und sozialen „Degradierung der alleinstehenden Frauen“ (S. 45). Wichtig bleibt hier festzuhalten, daß die Ergebnisse der erfolgten Befragungen belegen, daß im östlichen Teil des vereinten Deutschland nach dem Ende des SED-Regimes bei den Befragten lange Zeit verdrängte Ereignisse aufbrechen und ein öffentlich tabuisiertes Thema endlich publik gemacht wird.

Thomas Grosser geht der spannenden Frage nach, wie die Einheimischen (S. 49–67) den Integrationsprozeß betrachteten, um die bislang vorherrschende Blickrichtung innerhalb der Eingliederungsforschung, die zunächst nur die „Zwangszuwanderer“ (S. 50) berücksichtigte, zu ergänzen. Ausgehend von dem mittlerweile zum Konsens erhobenen „Mythos der schnellen Integration“ der Vertriebenen untersucht er vor allem die Haltung der Einheimischen gegenüber den Neubürgern in der Amerikani-

schen Besatzungszone, insbesondere im Württemberg-Baden der ersten Nachkriegsjahre. Der in starkem Maße sozialwissenschaftliche Methoden und Ergebnisse berücksichtigenden Analyse gelingt es, die Probleme der „Integrationsgesellschaft wider Willen“ (S. 60) anschaulich zu belegen. Herauszugreifen ist einerseits, daß es nach einer zunächst umfassenden Ablehnungshaltung der Einheimischen in der Anfangsphase, über einen „Waffenstillstand“ (S. 60) schließlich, und dies im Gegensatz zur Betrachtung der Vertriebenen, zu einem weit positiveren Urteil in bezug auf das Flüchtlingsproblem seitens der Altbürger kam. Entscheidend für alle Ebenen des Integrationsprozesses war der „Offenheitsgrad des Aufnahmemilieus“ (S. 60), der wiederum beeinflusst war durch Faktoren wie Konfession und Wohnort. Grossers Fazit läßt aufhorchen: nur durch die Herausbildung einer „durchsetzungsfähigen Interessenvertretung“ (S. 64) sei es den Vertriebenen gelungen, die konfliktbeladene Eingliederung von sich aus zu einer kooperativen Zusammenarbeit zu wenden, und erst die Erkenntnis, daß es sich dabei um einen schmerzhaften Prozeß gehandelt hat, der eben keine bloße Erfolgsgeschichte darstellt, vermag unserer heutigen Gesellschaft die Augen zu öffnen, wenn es gilt, Fremden zu begegnen.

Von der kurzen Geschichte einer Selbsthilfeorganisation der Flüchtlinge in Nordbaden an der Schnittstelle „zwischen Koalitionsverbot und politischer Eingliederung“ (S. 69) berichtet Sylvia Schraut. Das besondere an der von ihr beobachteten *Interessengemeinschaft der ausgesiedelten Deutschen* (IDAD, S. 69–82) ist, daß sich der offiziell im Mai 1947 gegründete Verband „als landsmannschaftlich und politisch neutrale Interessenorganisation der Flüchtlinge“ (S. 71) verstand. Zudem orientierten sich die Ziele der IDAD an der dauerhaften Eingliederung in das neue Aufnahmeland, „daß der Blick nicht in die Vergangenheit gerichtet bleibt, sondern der Lebensmut für die Gegenwart und die Zukunft gestärkt wird“ (S. 74). Der Versuch der überregionalen Ausweitung dieser Grundhaltung der „Flüchtlings-pressure-group“ (S. 73) schlug letztlich fehl: zwar gelang es dem IDAD unter der Leitung von Karl Bartunek, die Bildung eines Koordinierenden Ausschusses verschiedener Landesflüchtlingsverbände im Oktober 1948 herbeizuführen, doch der Widerstand der landsmannschaftlich geprägten Flüchtlingsvertretungen war zu groß. Schraut gelingt es, der für die Folgezeit entscheidenden Fragestellung aus der Perspektive der Flüchtlingsverbände nachzugehen, wie politische Integration auszusehen habe: als vorwiegend innenpolitisch ausgerichteter Kampf um die Rechte der Vertriebenen in der neuen Gesellschaft oder als außenpolitisch orientierte Auseinandersetzung um die „Transfer-Bestimmungen“ im Potsdamer Abkommen. Wie das Beispiel Bayern zeigt, setzte sich schließlich der landsmannschaftliche Gedanke durch, der dadurch geprägt war, daß er außenpolitische Zielsetzungen favorisierte. Das frühe Ende des IDAD im Oktober 1954 war nach Ansicht von Schraut nur folgerichtig, da eine Organisation „die ihr Interesse ausschließlich an der Eingliederung in die Aufnahmegesellschaft ausrichtet“ (S. 80), mit fortgeschrittener Integration ihre Existenzberechtigung verliert. Was andererseits ein Indiz des eigenen Erfolgs darstellt.

Der gesellschaftlichen Integration der Vertriebenen widmen sich die beiden abschließenden Aufsätze des Sammelbandes. Einem sozialpsychologischen Phänomen der Neuankömmlinge auf der Spur ist dabei Elisabeth Fendl. Es geht um das vielzitierte ideelle ‚Gepäck der Vertriebenen‘ und den damit verbundenen *Rückgriff auf*

die alte Heimat (S. 83–93). Fendl setzt die verschiedenen Phasen der Auseinandersetzungen mit diesem nicht sichtbaren Gepäck in Verbindung zu dem Integrationsprozeß der Neubürger und stellt die zunächst überraschende, dann aber einleuchtend erklärte These auf, daß die Eingliederung der Heimatvertriebenen in dem Maße fortgeschritten sei, „in dem sie auf ihre alte Heimat, auf Kulturmuster und Lebensstrategien, zurückgreifen“ (S. 92). Das Gepäck, zunächst als Hindernis in der neuen Heimat empfunden, wird den Stufen des Integrationsprozesses folgend, zunehmend als Mittel der Suche nach der eigenen Identität begriffen, die nur in einer notwendigen Gegenüberstellung zu anderen Verhaltensmustern, und nicht als Abgrenzung in einem ablehnenden Sinn mißzuverstehen ist, gewonnen werden konnte.

Als gelungene Verknüpfung von Stadtgeschichtsschreibung und Eingliederungsforschung kann Ute Graus Bild vom Karlsruhe der ersten Nachkriegsjahre (S. 95–109) bezeichnet werden. Auch sie betont die Schwierigkeiten des Annäherungsprozesses zwischen Alt- und Neubürgern. Die überwiegend auf Aktenmaterial der lokalen Dienststellen für das Flüchtlingswesen basierende Studie überzeugt deshalb, weil es ihr gelingt, die Optik aller Beteiligten, der Verwaltung, der Einheimischen und der Neuangekommenen miteinander zu verknüpfen. Die Probleme bei der Wohnraumbeschaffung, dem Zusammenleben der ungleichen Wohnungspartner und der Arbeitsplatzsuche der Vertriebenen werden dabei ebenso behandelt wie gelungene erste Ansätze des neuen Miteinanders.

Insgesamt handelt es sich bei diesem auch graphisch anregend gestalteten Sammelband um die gelungene Mischung von Aufsätzen, die sich überwiegend dadurch auszeichnen, daß verengte Sichtweisen zur Problematik der Aufnahme von deutschen Heimatvertriebenen überwunden werden. Sie liegt damit im Trend einer neueren Eingliederungsforschung, die sich durch unvoreingenommene Fragestellungen auszeichnet und sozialwissenschaftliche Forschungsansätze berücksichtigt. Sie macht zudem wieder bewußt, daß es sich lohnt, Konflikte zu benennen: im Interesse einer möglichst vorurteilsfreien Verständigung bei aktuellen Schwierigkeiten im Umgang von Einheimischen und Neuankömmlingen.

Köln

K. Erik Franzen

Martin, Hans-Werner: „... nicht spurlos aus der Geschichte verschwinden“. Wenzel Jaksch und die Integration der sudetendeutschen Sozialdemokraten in die SPD nach dem II. Weltkrieg (1945–1949).

Peter Lang, Frankfurt/M. et al. 1996, 325 S.

Zahlreiche Ortsvereine der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands in Bayern, Baden-Württemberg und Hessen entstanden nach 1945, weil sudetendeutsche Sozialdemokraten dorthin vertrieben worden waren. In der Heimat waren sie Mitglieder der bis 1938 größten aktivistischen (staatstreuen) deutschen Partei gewesen, der Deutschen Sozialdemokraten Arbeiter-Partei in der Tschechoslowakischen Republik (DSAP). Nach Kriegsende, Verfolgung durch das Hitlerregime und Vertreibung durch die Behörden der wiedererstandenen ČSR, kehrten zahlreiche ehemalige DSAP-Funktionsträger aus dem Exil zurück. Diese und andere sudetendeutsche Sozialdemo-

kraten sammelten dann die Reste der alten Partei in Deutschland, wohin sie ungeachtet ihres staatstreuen Verhaltens mit den meisten anderen Sudetendeutschen ausgewiesen worden waren.

Hans-Werner Martins Buch erschien zu einer Zeit, als die deutsch-tschechischen Verhandlungen über die abschließende Bereinigung des gegenseitigen Verhältnisses in ihrer entscheidenden Phase waren. Das Buch ist nicht nur deshalb ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Eingliederung der Heimatvertriebenen in die (west)deutsche Gesellschaft, betrifft es doch die einzige namhafte auslandsdeutsche politische Partei, welche nach 1945 in der Bundesrepublik weiterwirkte und ihre Erfahrungen in die deutsche „Mutterpartei“ einbringen konnte. Daß dies alles nicht ohne zum Teil erhebliche Schwierigkeiten stattfand, wird in dem ursprünglich als Dissertation an der Gesamthochschule Kassel vorgelegten Buch immer wieder deutlich.

Der Autor hat sämtliche verfügbaren Akten und Quellenbestände verarbeitet. Er beklagt zwar die hin und wieder spürbare Dürftigkeit dieser Quellen; wenn man jedoch die relative Fülle der heute offenstehenden Bestände vergleicht mit den vor zwei und drei Jahrzehnten für ähnliche Arbeiten verfügbaren Akten, dann ist die heutige Wissenschaft quellenmäßig ungleich besser gestellt als die der Vergangenheit. Der Autor hat es verstanden, sein Material wirklich auszuschöpfen und zu erschließen. Daß er dabei eine Reihe von Quellen mehrmals verwenden muß, liegt vor allem an der thematischen Organisation des Buches und war nicht zu vermeiden. Kritik verdient allerdings Martins Überbewertung kritischer Briefe, geschrieben in schwierigen Zeiten, als die Zensur getäuscht werden mußte. Da war manches nicht so gemeint, wie es heute vielleicht klingen mag.

Auch könnte man gelegentlich meinen, daß die Initiatoren der sogenannten Aktion Ullmann, welche noch in der Heimat eine Neugründung der DSAP versucht hatten und dann bei der Organisation der Antifa-Transporte eine maßgebliche Rolle spielten, vom Autor überbewertet werden. Denn aufgrund des Buches kann der Eindruck entstehen, als ob die ehemaligen Getreuen Ullmanns nach der Übersiedlung nach Deutschland nur schwer zu integrieren gewesen seien. Dies war sicherlich nicht der Fall, denn Ullmann selbst und sein Alter ego Wirkner waren zum Beispiel maßgeblich an der Gründung der Seliger-Gemeinde als Traditionsgemeinschaft sudetendeutscher Sozialdemokraten im Jahre 1951 beteiligt. Richtig sind allerdings Martins Bemerkungen hinsichtlich der zentrifugalen Tendenzen innerhalb eines Teils der früheren DSAP-Mitglieder nach der Vertreibung. Zurückgekehrte Exulanten, während des Krieges passiv Gebliebene und ehemalige KZ-Insassen brauchten eine gewisse Zeit, bis sie das erforderliche Vertrauen für gemeinsame politische Arbeit wiederfanden.

Nicht zu vermeiden war die im Laufe der Schilderung abnehmende Spannung des Buches, denn Jaksch, Ernst Paul, Richard Reitzner und andere führende sudetendeutsche Sozialdemokraten waren in jenen Jahren der schon erwähnten Brief- und Telephonzensur stets vorsichtig, so daß die hinterlassenen Quellen nicht immer das hergeben, was man sich vielleicht erhofft hatte. Außerdem mußten zahlreiche Belege mehrmals verwendet werden. Offensichtlich konnten die vom Autor nach vierzig Jahren interviewten Zeitzeugen auch nicht mehr alle Lücken füllen und fehlende Einzelheiten nachtragen.

Zu wünschen wäre schließlich gewesen, die Arbeit bis in die sechziger Jahre fortzuführen, als Jaksch sich in führende Positionen in der Sudetendeutschen Landsmannschaft und im Bund der Vertriebenen emporgearbeitet hatte und in der SPD anders auftreten konnte als kurz nach seiner späten Übersiedlung in die Bundesrepublik.

Die hier vorgebrachte Kritik soll nicht den Wert des besprochenen Buches schmälern. Hans Werner Martin hat sich in eine schwierige Thematik gut eingearbeitet und eine empfehlenswerte Arbeit vorgelegt.

Pöcking

Martin K. Bachstein

Linhart, Friedrich: Ein Mann aus Zwittau. Leben zwischen slawischen Völkern in Frieden und Krieg.

Context, Obertshausen 1995, 165 S.

Der Autor dieses autobiographischen Berichts, Jahrgang 1903, stammte aus Zwittau in Mähren, studierte Forstwirtschaft in Wien, und dann, aus der praktischen Überlegung, daß er sein Fortkommen in der Tschechoslowakei suchen würde, in Brünn, wo er, im Gegensatz zu vielen anderen Sudetendeutschen, gutes Tschechisch erlernte. Das Buch zeichnet seine berufliche Karriere nach, seinen Dienst in Polen im Zweiten Weltkrieg, die Niederlage Deutschlands und die Aussiedlung der Sudetendeutschen, soweit sie seine Familie betraf. Der Leser erfährt so gut wie nichts über Linharts Elternhaus, seine Frau und drei Söhne, die nach seinem Tod dieses Buch veröffentlichten. Wir wissen auch nicht, wieviel Editionsarbeit ihrerseits noch nötig war. Er fühlte sich im deutschsprachigen Zwittau als Bürger zweiter Klasse und empfand die Tatsache, daß seine Heimat zur Tschechoslowakei gehörte, als großes Unrecht.

Landläufige Ansichten und Behauptungen übernahm er ohne zu überlegen, ob es nicht auch andere plausible gab. Hatten die Sudetendeutschen das moralische Recht gehabt, das von ihnen bewohnte Gebiet, das auf Einladung tschechischer Könige von Deutschen im Mittelalter kolonisiert wurde, dem Deutschen Reich, noch dazu *dem* Deutschen Reich, einzuverleiben? Ähnlich wie wahrscheinlich die Mehrheit der Sudetendeutschen, glaubte er ohne zu zweifeln, daß Beneš sagte, daß man ihnen alles nehmen und nur ein Taschentuch zum Weinen lassen solle.

Linhart war, aus seinen eigenen Aussagen zu schließen, ein Opportunist. Obwohl er, wie er behauptet, nie die geringste Sympathie für den Nationalsozialismus hatte, angeblich weil er als Sohn von Arbeitgebern den Sozialismus ablehnte, trat er der Sudetendeutschen Partei und nach der Besetzung des Randgebiets der NSDAP bei; vielleicht um seine Ordnungsliebe zu zeigen, fügte er hinzu: „Einen provisorischen Ausweis darüber habe ich noch in meinen Akten.“ Als Freischärler und Mitglied des deutschvölkischen Turnvereins, sah er sich auf dem rechten Flügel der politischen Bühne.

Nach seiner Rückkehr nach Hause 1945 ersetzte er wohlweislich das Hitlerbild im Forstamt durch ein Stalinbild, schenkte einem tschechischen Jäger ein Geweih, „damit habe ich ihn bis zu einem gewissen Grad in der Hand“ und zog, „um dem Ansturm der Russen zu begegnen, die tschechische [sic] Staatsflagge auf.“ Wollte er unbedingt ehrlich sein oder war er naiv, z. B. auch wenn er von Lebensmittelsendungen schrieb, die er seiner Frau aus dem hungernden Polen schickte?

Wie viele andere Sudetendeutsche hielt er die Besetzung der „Resttschechei“ für einen großen Fehler, mit der irrigem Begründung, daß „die Tschechen als nüchterne Realisten durchaus bereit [waren], mit dem Reich eine Zoll- und Währungsunion einzugehen.“

Über den Nationalcharakter der Tschechen machte er sich wiederholt Gedanken, so wie auch über den der Polen und der Preußen, sieht ihn aber unter dem Einfluß der Ereignisse nicht immer gleich. Wenn er die deutschen Studenten mit ihren blutigen Ehrenhändeln und Reden von Satisfaktion schildert, scheint er ihnen sogar die tschechische Studentenschaft vorzuziehen, die „weltanschaulich und organisatorisch das Spiegelbild der politischen und sozialen Struktur des tschechischen Volkes ist“. Man kann viel zwischen den Zeilen lesen, wenn er z. B. schreibt: „auch unter den Tschechen gab es mutige und anständige Leute“. Davon, daß es im Allgemeinen permanente Nationalcharaktere gibt, war er überzeugt. So hielt er die Tschechen für weniger ehrlich als die Preußen, aber für viel demokratischer als die Polen, und zusammen mit den alten Österreichern, zu denen er sich auch zu rechnen schien, für verbindlicher als die Deutschen. Allerdings bewundert er am meisten von allen Menschen, die er im Buch schildert, einen tschechischen Offizier, sowohl wegen seiner „einmaligen Leistungen“ als Legionär im Ersten Weltkrieg als auch wegen seiner „menschlich wertvollsten und politisch reifsten Ansprache“ nach dem Münchener Abkommen, „die ich in meinem Leben gehört habe“ (S. 52).

Das Buch ist auch wegen der Informationen darüber, „was die Deutschen wußten“ interessant; Linhart erwähnt z. B. das Vernichtungslager Majdanek und zitiert einen Kollegen, der bezweifelt, „daß die Welt nach allem, was wir angerichtet haben und noch anrichten, uns nach dem Krieg erlauben wird, wenigstens in [...] Hütten zu leben“. Eine Passage, in der er Mitglieder der Gestapo über ihre Greuelthaten, Foltermethoden und die „Liquidierung“ der jüdischen Bevölkerung berichten läßt, und die bemerkt, daß sie „Blutarbeit verrichten mußten“ und für ihr Leben nach dem Krieg fürchteten, ist besonders aufschlußreich.

Abgesehen von einer abfälligen Bemerkung über die Ostjuden in Wien finden wir bei ihm keine antisemitischen Äußerungen. Im Gegenteil, da die Juden (nach seiner Meinung) immer loyal zu den Deutschen hielten, könnten nur die Spinner unter ihnen Antisemiten sein. Er lehnte den Antisemitismus als „primitiv und trottelhaft“ ab, schien aber in seiner, der antisemitischsten aller Hochschulen, nicht aufzufallen. Er wollte kein jüdisches Beutegut annehmen, lobte aber ein früher jüdisches Haus, das er in Polen bewohnte. Die lebendigste Passage im Buch ist die, in der er von einem schönen und klugen jüdischen Mädchen erzählt, das den Gestapoleuten den Haushalt führte und sich mit dem Gespann selbst zu ihrer eigenen Hinrichtung fuhr.

Linhart war davon überzeugt, daß die beschworene Pflicht über alles geht, und daß man, auch wenn man das Naziregime für das größte Unglück und den Krieg für verloren hält, „nicht einfach davonlaufen kann“.

Etwas rätselhaft ist die editorische Arbeit der drei promovierten Söhne Linharts. Ich denke z. B. an die Behauptung in der Einleitung: „Seit Mai 1945 hatte sich das Verhältnis der Tschechen zu allen Deutschen gewandelt“ und an die vielen nicht vermerkten Kolloquialismen, darunter das regelmäßig verwendete Wort „liquidiert“ im Zusammenhang mit ermordeten Juden und Polen.

Jahrbuch für sudetendeutsche Museen und Archive 1993–1994.

Sudetendeutsches Archiv, München 1994, 277 S.

Das vom Sudetendeutschen Archiv in München herausgegebene und von Alois Hasko redigierte Jahrbuch behandelt wiederum eine Reihe wissenschaftlicher, teils historischer, wirtschaftsgeschichtlicher und volkskundlicher Themen. Eingeleitet wird der Band mit einem fundierten Beitrag von Wilfried Fiedler „Zum Rechtsproblem der Kulturgüter der Sudetendeutschen“ (S. 11–30). Der Autor sucht diese Frage mit den Konventionen der UNESCO und dem internationalen Kulturgüterschutz zu klären, da die Kulturgüter im engsten Kontext mit der Enteignung und Konfiskation des Vermögens der Sudetendeutschen stehen. Ein Nachdruck der von Wolfgang Wann 1949 der Universität Würzburg vorgelegten Dissertation „Der Rattenfänger von Hameln. Hämeler Landeskinder zogen aus nach Mähren“ (S. 31–72), redigiert von Walter Scherzer, erhellt nicht nur die Sagen vom Rattenfänger, sondern beleuchtet auch die unter dem Olmützer Bischof Bruno von Schaumburg (1246–1281) betriebene deutsche Kolonisation in Nordmähren. Der nach einem Kalendarium des Stifts St. Bonifaz in Hameln dokumentierte 26. Juni 1284 gilt als der Auswanderungstag der 130 Bewohner dieser Stadt. Den Auszug leitete ein von Bischof Bruno, dessen Stammburg nur wenige Meilen von Hameln entfernt lag, ernannter Lokator, in der Sage der überlieferte Rattenfänger. Wann konnte Orts- und Personen-, Sprach- und Rechtsgut sowie Siedlungsformen und Brauchtum in Nordmähren mit dem Herkunftsland der Siedler aus Niedersachsen in Verbindung bringen. Über „die industrielle Entwicklung der Stadt Aussig“ (S. 185–192), besonders nach Erschließung des Kohlenbergbaus und der Eröffnung der Eisenbahnlinie Prag–Dresden 1851, referiert der Aussiger Stadtarchivdirektor Vladimír Kaiser. Neben ihrer Chemischen Fabrik, der größten damals in Mitteleuropa, und den durch die Herstellung von Seifenprodukten und Kunstfetten berühmten Schichtwerken, entfalteten sich in dieser Stadt an der Elbe im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts zahlreiche Industriestätten, Brauereien, Zuckerraffinerien, Lack- und Zementindustrien, pharmazeutische und Maschinenfabriken. Der von Eveline Müller auf dem Hintergrund der eigenen Familiengeschichte dargestellte Bericht „Musiker aus Pörsnitz in aller Welt“ (S. 193–218) bietet einen Einblick in die nach Erlöschen des Bergbaus im Erzgebirge aufgegriffenen Initiativen der Bevölkerung, neben der Spitzenklöppelei, des Holzhandels und Fuhrmannsgewerbes vor allem durch die Musik neue Erwerbsmöglichkeiten zu schaffen. Pörsnitz wurde nach 1830 eine ausgesprochene Musikstadt, berühmt durch seine reisenden Musikkapellen, die in der Schweiz, in Wien, Kairo, Singapur, Norwegen, in den böhmischen Kurorten und sogar auf Ozeandampfern ihre Kunst zu Gehör brachten, war aber auch angesehen durch seine seit 1886 staatlich subventionierte Musikschule.

Mit einer Übersicht über die „Trachten der Sudetendeutschen, ihre Zuordnung, Sicherung und Präsentation“ (S. 219–238) hat Walli Richter ein vernachlässigtes Kapitel der deutschen Volkskunde in Erinnerung gerufen. Während die althergebrachten Trachten lediglich noch im Schönhengstgau, im Braunauer Ländchen und in den deutschen Sprachinseln Mährens weiterlebten, wurden die Trachten der Bewohner der übrigen ehemaligen deutschen Gebiete neuerdings durch die Heimatvereine erneuert. Der folgende Beitrag von Miroslava Ludvíková „Umhängtücher aus dem Kuhländ-

chen“ (S. 239–248) bringt eine willkommene Ergänzung des vorigen Beitrages. Diese Bestandteile der Frauentracht waren vielfach in Nordmähren und in Österreich-Schlesien verbreitet. Da die Heimatstuben der Heimatvertriebenen in der Regel auch museale Papierbestände in Form von Briefen, Akten und Dokumenten aller Art verwahren, bietet der Artikel von Alexander Wießmann „Maßnahmen zur Rettung befällener Papiere“ (S. 249–256) Konservierungshilfen für die Bestandserhaltung solcher archivalischer Objekte an. Am Ende des Bandes befindet sich ein Überblick mit Anschriften und Fernsprechnummern der „Staatlichen Archive der Tschechischen Republik“ (S. 257–274).

Die wissenschaftlich wertvollste Arbeit dieses Bandes schrieb jedoch Roland J. Hoffmann: „Zur Rezeption des Begriffs der *Sudeti montes* im Zeitalter des Humanismus und der Reformation“ (S. 73–184); eine Studie, die die Sudetendeutsche Akademie der Wissenschaften und Künste anregte und förderte. In den Jahren des Nationalitätenstreits in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, aber auch noch in den letzten Jahrzehnten, haben Politiker wie auch manche Historiker den Terminus *Sudetendeutsche* für die Bewohner der ehemals deutschen Gebiete in Böhmen und Mähren in Frage gestellt und ihn als künstlich, national und parteipolitisch gefärbt abgestempelt. Ungeachtet der Tatsache, daß schon der österreichische Geograph Alexander Supan den Begriff *Sudetendeutsche* 1889 verwendet hatte, und selbst die Sozialdemokraten Otto Bauer und Karl Renner diese Bezeichnung in den amtlichen Dokumenten der Friedensverhandlungen nach 1918 gebrauchten.

Der Name der *Sudeti montes* wurde erstmals im Werk des in Alexandria lehrenden Geographen Claudius Ptolomaeus im 2. Jahrhundert n. Chr. zitiert, er wurde aber erst wieder von den Humanisten entdeckt, u. zw. von Jacobo d'Angelo, einem Schüler des von Byzanz nach Florenz geflüchteten Gelehrten Chrysoloras. Dessen ins Lateinische übersetzte „Geographike Hyphegesis des Ptolomaeus“, die *Cosmographia*, erschien 1475 in Vicenza. Drucke der *Geographia* nördlich der Alpen besorgten Lienhart Holl 1482 in Ulm und Martin Waldseemüller 1513 in Straßburg, italienische Geographen haben die terminologische Bestimmung der *Sudeti* in ihren Werken übernommen, so u. a. Francesco Belinghieri, Marius Niger und Filippo Buonaccorsi. Letzterer, besser bekannt mit seinem Akademiennamen Callimachus, floh, da er der Ketzerei verdächtigt wurde, nach Krakau, wo er in der von ihm verfaßten Biographie König Wladyslaws III. 1519 Böhmen zwischen den Bergen *Sudetae* lokalisierte. Für den sächsischen Historiker und Arzt Erasmus Stell war der Name *Sudeti* nicht unbekannt, wenn er z. B. das Land südlich von Sachsen von den *Sudetis saltibus* bedeckt bezeichnete und die Elbe in einem Teil des *Sudeti montis* entspringen ließ. Besondere Verdienste um die Einbürgerung der orographischen Bezeichnung *Sudeti* erwarb sich der Arzt und im Bergwesen Kundige Georgius Agricola, der in seinem 1530 in Basel erschienenen Buch „*Bermannus sive de re metallica*“ sämtliche das Land Böhmen umgrenzenden Gebirge mit *Sudetae* oder *Sudeti montes* benannte. Agricolas Hauptwerk mit dem Titel „*De re metallica libri XII*“, mit Bildern über den seinerzeitigen Bergbau und die Erzgewinnung im Erzgebirge, kam 1556 ebenfalls in Basel heraus.

Der Nürnberger Humanist Willibald Pirckheimer (1470–1530), der sich in seinen Schriften kritisch mit den geographischen Angaben des Ptolomaeus auseinander-

setzte, identifizierte in der 1530 in Nürnberg publizierten „Germaniae ex variis scriptoribus perbrevis explicatio“ die *Sudeti montes* mit den Bamberger Bergen und dem Pinifer, dem Fichtelberg. Ein Zeitgenosse Pirckheimers, Andreas Althamer, Stadtprediger in Ansbach, schriftstellerisch ausgewiesen als Tacitus Rezeptor, verengte den Begriff *Sudeti montes* auf die Berge um Joachimsthal, insbesondere auf die dortigen Bergwerke. Die bis 1657 in 57 Auflagen verbreitete Kosmographie von Sebastian Münster – der letzte Faksimile-Nachdruck erschien 1968 in Amsterdam – beschrieb die Bergbaustädte im *Suditergebirg*. In der tschechischen Übersetzung dieses Werkes von Zygmond z Puchova (1554) wird man mit den *horami Sudytskami* vertraut. Während der aus Schlaggenwald stammende Humanist und poeta laureatus Caspar Bruschius (1518–1557) den zwischen Sachsen und Böhmen liegenden Gebirgszug erstmals den Namen Erzgebirge gab, bezeichnete der sächsische Historiker Petrus Albinus dieses Gebirge in seiner „Meißnischen Land- und Berg-Chronica“ mit *Sudetes*. Philipp Melanchthon (1497–1560), neben seiner exponierten Stellung als Reformationstheologe auch der Begründer der deutschen Geographie, wird mit Recht als der Multiplikator des Begriffs der *Sudeti montes* bezeichnet, bezogen freilich auf alle Böhmen umgrenzenden Gebirge. Der um 1557 in Prag lehrende Mathematikprofessor Simon Proxenus, ein Schüler Melanchthons, schmückte sein Wappen mit dem Attribut *a Sudetis* und sprach in einem zu Ehren Karls IV. verfaßten Poem von den *intra Sudetes oppida montes*. Auf Melanchthon fußten später auch die Geschichtsschreiber Schlesiens, wie Joachim Cureus, der mit den *montes Sudeti* das heutige Riesengebirge eingrenzte. Auf der 1568 erschienen Karte des Königreichs Böhmen von Johann Criginger werden die *Sudeti montes* um den Geburtsort des Kartographen Joachimsthal eingezeichnet.

Die deutsche Bezeichnung *Sudetische Gebirge* benutzte erstmalig der nach 1545 als Pfarrer in Joachimsthal wirkende Johannes Mathesius (1504–1565). In seiner berühmten Schrift „Sarepta oder Bergpostill“ wagte er sogar das Wort „sudöden“ etymologisch als „Öde gegen Süden“ zu erklären. In den folgenden Jahrhunderten beziehen die Geographen den Terminus *Sudeten* auf alle Böhmen umgebenden Gebirge. Das im 18. Jahrhundert weit verbreitete Universallexikon von Johann Heinrich Zedler schließt sich 1744 diesem Gebrauch an, und der in Komotau geborene Franz Pubitschka (1722–1807) dozierte in seiner erstmals in deutscher Sprache verfaßten Geschichte Böhmens (1770), daß das Königreich von allen Seiten von den *sudetischen* Bergen umschlossen sei. Die Verengung des Begriffs *Sudeten*, in der Reformation lediglich auf das Fichtel-, Erz- und Riesengebirge bezogen, wird in späterer Zeit wieder erweitert, somit auf die Tradition des Ptolomaeus zurückgegriffen.

Die vorliegende Arbeit von Roland Hoffmann hätte es wegen ihrer Aktualität verdient, als eigene Publikation veröffentlicht zu werden. Hier hat es nicht nur ein genialer Kompilator unternommen, alle gelehrten Zitate und Hinweistellen auf die *Sudeti montes* in den Werken der italienischen und deutschen Humanisten sowie der sächsischen und böhmischen Reformatoren zu eruieren, sondern hat auch versucht, uns die führenden Gestalten, wissenschaftlichen Ideen und politischen wie theologischen Arbeiten der Vorkämpfer der Reformation ins Bewußtsein zu rücken. Für die Entwicklung der geographischen Wissenschaft, des erzgebirgischen Bergbauwesens und der geistig humanistischen Strömungen bietet die Arbeit mit ihren reichen Literatur-

angaben eine wahre Fundgrube. Dem Autor gebührt für diese Arbeit die volle, uneingeschränkte Anerkennung.

Eichenau

Josef Hemmerle

Šulc, Zdislav: Stručné dějiny ekonomických reforem v Československu (České Republice) 1945–1995 [Kurzgeschichte der Wirtschaftsreformen in der Tschechoslowakei (Tschechischen Republik) 1945–1995].

Národohospodářský ústav Josefa Hlávky, Praha 1996, 118 S. (Studie Národohospodářského ústavu Josefa Hlávky 3).

Mit seiner Studie über die Wirtschaftsreformen in den vergangenen fünf Jahrzehnten in der Tschechoslowakei (seit 1993 in der Tschechischen Republik) hat der Prager Nationalökonom Zdislav Šulc einen bedeutsamen Beitrag zur Historiographie seines Landes vorgelegt. Im Unterschied zu anderen wirtschaftshistorischen Arbeiten, in denen die Wirtschaftsentwicklung der ČSR/ČSSR seit Kriegsende bis zur Wende von 1989 ausführlich thematisiert worden ist¹, konzentriert sich der Autor hier voll und ganz auf die Konzeptionen, die Strategien sowie auf deren wirtschaftspolitische Realisierung, die auf Reformen hinzielten. Dabei präzisiert er im Text selbst den etwas vagen Begriff der Reformen, indem er „Transformationen“ von „Reformen“ unterscheidet. Dies kommt in der Periodisierung zum Ausdruck: so ist von einer „ersten Transformation“ in den Jahren 1948–1953 die Rede, nachdem die „mixed economy“ (Mai 1945 bis Februar 1948) von der Wirtschaftsordnung sowjetischen Typs (Verstaatlichung plus Befehlsplanung) ersetzt wurde. Nach den Krisenerscheinungen der Jahre 1954–1956 (die nach Stalins Tod blockweit diskutiert werden durften) folgt der „erste Versuch einer Reform“ (1957), der bald scheidet. Es beginnen neue Debatten, die im Zuge eines mühseligen Prozesses in der Periode von 1965 bis zum Prager Frühling von 1968 zu einer „zweiten Reform“ führen. Schon nach wenigen Monaten wurde dieser weitgehendere Vorstoß jedoch gewaltsam von außen abgeblockt. Die folgenden zwei Jahrzehnte der „Normalisierung“ (im Klartext: der Restaurierung der Kommandowirtschaft) verdecken eine besonders in den achtziger Jahren latente Erosion, die schrittweise das politische System, dessen ideologisches Gerüst und damit das ökonomische Denken erfaßt. Die unmittelbar nach der „Samtenen Revolution“ von 1989 folgende „zweite Transformation“ der Wirtschaftsordnung – der Übergang von der staatlichen Planwirtschaft zu einer freien Marktwirtschaft – wird von Ökonomen konzipiert, die ihre anspruchsvolle Aufgabe nicht unvorbereitet übernehmen.

Die hier skizzierte Periodisierung, das Auf und Ab von teils radikalen Systemveränderungen („Transformationen“), teils moderaten Systemreformen, wird von Šulc nicht unabhängig von den innen- sowie außenpolitischen Entwicklungen interpretiert. Es ist unumstritten, daß in der kommunistischen Ära der machtpolitische

¹ Falťus, Josef/Průcha, Václav: *Hospodářské dějiny* [Wirtschaftsgeschichte]. Praha 1992. – Kosta, Jiří: *Abriß der sozialökonomischen Entwicklung der Tschechoslowakei 1945–1977*. Frankfurt/M. 1978. – Průcha, Václav: *Ekonomický vývoj Československa a aktuální otázky hospodářské politiky* [Wirtschaftsentwicklung der Tschechoslowakei und aktuelle Fragen der Wirtschaftspolitik]. Bratislava 1988. – Teichová, Alice: *Wirtschaftsgeschichte der Tschechoslowakei 1918–1980*. Wien 1988.

Rahmen und die herrschende Ideologie als dessen Legitimation die entscheidende Determinante gesellschaftlicher und damit auch wirtschaftlicher Veränderungen dargestellt hat. Dennoch zeigt der Verfasser überzeugend, daß die reformorientierte Ordnungs- und Prozeßpolitik („systémotvorná a regulatívni politika“) gesellschaftliche Wandlungsprozesse durchaus eigenständig beeinflusste: man denke an die Verstaatlichung bzw. Privatisierung als ordnungspolitischen Eingriff oder an die Devisenbewirtschaftung resp. Freihandel als prozeßpolitisches Instrument.

Die ökonomische Nachkriegsordnung der ČSR ist – wie Šulc zeigt – nicht nur durch den zunehmenden Einfluß der Sowjetunion zu erklären. Selbst auf tschechische nicht-marxistische Ökonomen wirkte der nach 1945 in Westeuropa weit verbreitete Glauben an vermeintliche Vorzüge der volkswirtschaftlichen Planung und einer weitgehenden Verstaatlichung ein. Dennoch gab es unter Experten der tschechischen Parteien erhebliche Unterschiede über die Methoden und Reichweite der Planung sowie über das Ausmaß der Verstaatlichung. Den radikalen Vorstellungen der Kommunisten (Ludvík Frejka) standen moderate Entwürfe der wirtschaftsliberalen Nationalen Sozialisten (Jiří Hejda) entgegen, während die uneinheitlich auftretenden Sozialdemokraten (Václav Majer vs. Bohumil Laušman) Zwischenpositionen einnahmen. Mit der totalen Machtergreifung der KPTsch im Februar 1948 stellte sich unter dem Diktat Moskaus selbst die ehemalige Position kommunistischer Nationalökonom (Josef Goldmann) als „überholt“ heraus: Verstaatlichung und Kollektivierung plus hochzentralisierte Detailplanung plus hochgeschraubte Akkumulationsquote nach sowjetischem Vorbild wurden verordnet².

Nach Einführung des Wirtschaftssystems sowjetischer Prägung wurden ungeachtet der vorhergehenden Säuberungen im Partei- und Wirtschaftsapparat – sicherlich ermutigt durch das Moskauer Klima nach dem Tod Stalins – in der KPTsch Stimmen laut (Jaromír Dolanský), die für Reformen des Planungssystems plädierten. Auf Initiative der Partei wurde – so Šulc – der „erste Reformentwurf“ unter der Leitung des stellvertretenden Planungsministers Kurt Rozsypal erarbeitet (1956) und ab 1957 realisiert. Tragendes Element der Reform – übrigens ähnlich später in der UdSSR und der DDR – waren die sogenannten „Normativen der langfristigen Interessiertheit“, die das Management der Staatsbetriebe zu effizienten Planungsvorschlägen animieren sollten. Dieses Instrument, ergänzt durch weitere Ansätze (Dezentralisierung von Entscheidungen, Vorrang der Langfristplanung, neue Lohntarife), hat die intendierte Wirkung verfehlt: die Ineffizienz des Systems blieb bestehen, da die zentrale Befehlsplanung als konstitutives Element beibehalten wurde.

Im Vergleich zu der Vielzahl von Veröffentlichungen zur „zweiten Wirtschaftsreform“ der Jahre 1965–1968³ ragt der entsprechende Abschnitt in der Monographie

² Noch im Wintersemester 1948/49 hatte Josef Goldmann, Wirtschaftsexperte der KPTsch, die Bedeutung der eigenen Erfahrungen als Lernprozeß für die Planung hervorgehoben. Später galten allein die sowjetischen Erfahrungen als maßgebend, wie mit einem Zitat von Lubomír Frejka (1951), dem führenden Nationalökonom der Partei, belegt wird. Umso tragischer erscheint das Schicksal dieser kommunistischen Ökonomen, die mit ihren Kollegen Opfer der nachfolgenden Säuberungen wurden. Vgl. neben Šulc auch Havel, Jiří/Klavec, Jan/Kosta, Jiří/Šulc, Zdislav: *Economics and Systemic Change in Czechoslovakia 1945–1992*. London 1997.

³ Vgl. u. a. *Economics and Systemic Change in Czechoslovakia*, Kap. II. – Koubal, Karel

von Šulc durch eine umfassende, minutiös ausgearbeitete Analyse heraus, die sowohl den Entwicklungsprozeß unter machtpolitischen und wissenschaftlichen Bedingungen erfaßt, als auch die Funktionsprobleme des Reformvorstoßes diskutiert. Einmalig ist ferner der Rekurs auf die Beiträge einzelner Autoren, die das bekannte Bild über die Pionierrolle von Ota Šik im Reformprozeß gebührend ergänzen⁴.

Im Kapitel über die „Normalisierung“ – so die parteioffizielle Etikettierung der Wiederherstellung des politischen Machtmonopols und der alten Kommandowirtschaft nach 1968 – findet der westliche Leser eine Antwort auf die Frage, wieso nach zwei Jahrzehnten totalitärer Herrschaft Ökonomen wie Václav Klaus und andere in kürzest möglicher Zeit nach der politischen Wende vom November 1989 ein marktliberales Transformationskonzept zustandebringen konnten. Šulc – selbst die Spitzenfigur der Wirtschaftswissenschaftler im Untergrund – schildert zum einen die Erosion der politischen Macht als Vorbedingung der insbesondere in den achtziger Jahren zunehmend kritischen Debatten, die von Ökonomen in den verschiedensten Formen geführt wurden: unter dem Deckmantel von Interessenvereinigungen (Wissenschaftlich-technische Gesellschaft, Jugendverband, Sportverein etc), in Schulungszirkeln zur modernen (sprich: westlichen) Wirtschaftswissenschaft, all das in den bestehenden Forschungsinstituten sowie auch im Untergrund. In den Jahren 1988/1989 – noch vor der Wende – ist bereits offen das System der Befehlsplanung als nicht reformierbar diskutiert und marktorientierte Transformationsansätze entworfen worden. Eher für den tschechischen Leser interessant sind die Ausführungen über die Arbeiten tschechischer Exilökonomien, die auf die damalige Ideenentwicklung im Lande keinen Einfluß ausübten und hier auch heute noch relativ wenig Beachtung finden.

Hat Zdislav Šulc in den vorangehenden Kapiteln keinen Hehl aus seiner eigenständigen kritischen Position gemacht, so gilt dies umso mehr für den abschließenden Teil, der sich mit der gegenwärtigen „zweiten Transformation“ (1990–1995) befaßt. Der Autor räumt freimütig ein, daß wegen der fehlenden zeitlichen Distanz und den noch keineswegs abgeschlossenen Entwicklungen, eine endgültige Bewertung der mit dem Namen von Václav Klaus verbundenen neoliberalen Konzeption nur mit Vorbehalt vorgenommen werden kann. Šulc weist überzeugend nach, daß das entscheidende Dokument der Transformationsstrategie – das Reformszenario vom September 1990 – den ursprünglichen Vorstellungen der Neoliberalen nicht voll entspricht. Das Szenario enthält auch Elemente, die im Zuge konfliktreicher Debatten von sozial-liberal orientierten Experten um Karel Kouba⁵ angeregt werden: so etwa Abschnitte zur sozialen

u. a.: *Náčrt základní koncepce ekonomické reformy* [Abriß der Grundkonzeption der Wirtschaftsreform]. EÚ ČSAV, Praha 1969. – Šik, Ota: *Plan und Markt im Sozialismus*. Tschech. Praha 1967, deutsch Wien 1967.

⁴ Zu den von Šulc genannten Autoren bedeutsamer Beiträge zählen Milan Horálek, Bohumil Komenda, Čestmír Kožešník, Karel Kouba, Miroslav Sokol, Ota Šik und Otakar Turek.

⁵ Karel Kouba war Leiter eines Teams, daß von der Regierung der Tschechischen Republik mit der Aufgabe betraut wurde, ein Reformkonzept zu erarbeiten (Mitglied des Teams war auch Zdislav Šulc). Václav Klaus, nach 1989 Finanzminister der Föderalregierung, scharte seinerseits um sich eine Gruppe radikal-liberaler Ökonomen (u. a. Tomáš Ježek und Dušan Tříška), die bei der Erarbeitung des Reformszenarios die federführende Rolle spielten.

Sicherheit, zur Industriepolitik oder zum Umweltschutz – Vorhaben, die dem Klauschen Postulat eines „Marktes ohne Attribut“ (trh bez přívlastku) zuwiderlaufen.

Ein besonders kontrovers diskutierter Punkt des Transformationsprogramms, nämlich das Privatisierungsverfahren, sei abschließend herausgegriffen. Der Autor kritisiert das von der Gruppe um Klaus durchgesetzte Privatisierungskonzept, das den Akzent auf ein möglichst rasches Tempo und auf den Einbezug der Bevölkerung mittels Kupons in den Prozeß der Eigentumsveränderungen setzt. Die von Šulc und anderen Kritikern (z. B. Lubomír Mičoch) befürwortete Alternative basierte auf einem Zweiphasenverfahren, einer ersten Etappe, in der die Staatsbetriebe in Aktiengesellschaften umgewandelt und „entstaatlicht“ werden sollten. Die mit Hilfe eines nationalen Vermögensfonds (à la Treuhand) verwalteten Unternehmen wären zunächst einer „Restrukturierung“ unterzogen werden. Erst danach, in einer zweiten Phase, wären die Betriebe an Private zu verkaufen gewesen (vermutlich nicht mittels Kupons). Dem Rezensenten stellen sich dabei zwei Fragen: erstens, wäre eine von der Staatsverwaltung durchzuführende Restrukturierung überhaupt erfolgversprechend? und zweitens, wäre nicht bei Ausschluß des Kuponverfahrens ein Großteil des Betriebsvermögens über Jahre hinweg in den Händen des Staates geblieben⁶?

Die detaillierten und aufschlußreichen Aussagen von Šulc konnten hier bestenfalls angedeutet werden und können eine Lektüre der Studie selbst nicht ersetzen. Es wäre zu überlegen, ob die Arbeit nicht ins Deutsche übersetzt werden könnte.

Bad Homburg

Jiří Kosta

⁶ Bemerkenswerterweise sind mittels Kupons bis Ende 1995 nur etwa 40 Prozent des Vermögens der Staatsbetriebe privatisiert worden, sicherlich weniger, als die Projektanten um Klaus erwartet hatten. Diese hatten zwar zusätzlich mit der Anwendung der im Westen üblichen Privatisierungsmethoden (Unternehmensverkauf an In- bzw. Ausländer, Anteilsverkäufe über die Börse und Banken, Auktionen, öffentliche Ausschreibungen) gerechnet, jedoch in geringerem Ausmaß. Seit 1996 wird die Kuponmethode nicht mehr angewandt, so daß der Anteil der üblichen Standardverfahren am privatisierten Vermögen zu Lasten der Kuponmethode weiter steigen wird.

Moderní dějiny. Sborník k dějinám 19. a 20. století, Bd. 2: Československo: Nahodilost, nebo logika dějin? [Moderne Geschichte. Sammelband zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 2: Die Tschechoslowakei: Eine Zufallserscheinung oder die Logik der Geschichte?].

Historický ústav AV ČR, Praha 1994, 278 S. (mit deutschen und englischen Zusammenfassungen).

Abgesehen vom bibliographisch ärgerlich gestalteten Buchtitel, liegt hier ein hoch interessanter Band vor. Manch ein Beobachter des öffentlichen tschechischen Diskurses wunderte sich nämlich in den vergangenen Jahren gelegentlich, wieso er in den tschechischen Medien nach dem Zerfall der Tschechoslowakei so häufig der Verherrlichung des soeben untergangenen Staates und so selten distanzierendem Nachdenken über dessen vielfältige Geschichte begegnete. Hatte nicht gerade die Unfähigkeit der Tschechen und Slowaken zur Aufrechterhaltung des gemeinsamen Staates nach der Befreiung vom Kommunismus deutlich gezeigt, an welchen Problemen schon die tschechoslowakische demokratische Republik der Zwischenkriegszeit litt? Hätten die

letzten tschechisch-slowakischen Auseinandersetzungen nicht dazu anregen müssen, auch die Nationalitätenproblematik der Vorkriegszeit im neuen Licht, mit analytisch-diskursiven Brillen zu sehen? Der vorliegende Sammelband zeigt, wie diesen Fragen in der tschechischen Historikerzunft begegnet wird, und dies gleich gar auf der „obersten Etage“.

Das Buch ging aus einer 1993 vom Historischen Institut der Tschechischen Akademie der Wissenschaften veranstalteten Tagung hervor. Wie wir der Einleitung entnehmen können, beabsichtigten die Veranstalter zweierlei: erstens hatten sie sich vorgenommen, „zu einer Reihe von Fragen Stellung zu nehmen, die den Historikern, aber auch der breiteren politisch gebildeten und kultivierten [kulturní – E. H.] Öffentlichkeit die konkrete historische Entwicklung in den letzten Jahren stellte“; außerdem wollten sie eine „Polemik mit jenen Stimmen aufnehmen, die in den vergangenen Jahren vor allem in der Publizistik, aber auch in einigen sich als fachhistorische Studien gebärdenden Arbeiten, immer skeptischere Äußerungen über den Inhalt und die Richtung der tschechischen und slowakischen Geschichte des 20. Jahrhunderts zum Ausdruck gebracht haben“ (S. 7). Damit haben wir also einen Band in der Hand, in dem keine neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse vorgelegt werden, sondern die sich auf die Autorität der höchsten wissenschaftlichen Institutionen des Landes stützenden Historiker einen Beitrag zu öffentlichen Diskussionen liefern. Mit diesem Band soll, dem Selbstverständnis des Herausgebers nach, „die tschechische Historiographie wirksam zur Gestaltung des historischen Bewußtseins der heutigen tschechischen Gesellschaft beitragen“ (S. 18).

Wie der vorliegende Band zeigt, wurde dabei zwar „Stellung“ genommen, dennoch fand die beabsichtigte Diskussion nicht statt. Die eingeladenen „Fundamentalkritiker“ der Tschechoslowakei als eines Geschichtsphänomens („Zásadní kritikové Československa jako fenoménu dějin) seien der Einladung nicht gefolgt, erfährt der Leser, leider ohne Auskunft darüber, wer überhaupt als *zásadní kritik* in den Augen der Veranstalter galt und wie sich ein *zásadní kritik* von einem „normalen Kritiker“ unterscheidet¹.

Die Fragen, zu denen dieser Band Stellung nimmt, wurden vom Herausgeber, Josef Harna, im einleitenden Beitrag erläutert (S. 9–17). In deutscher Zusammenfassung werden die anstehenden Fragenbereiche in folgender Weise wiedergegeben: „wie die Alternativen für die Entwicklung des mitteleuropäischen Raumes im Jahre 1918 beschaffen waren, wie es um die internationale Absicherung der Tschechoslowakei in der Zwischenkriegszeit bestellt war, ob das politische System dieses Staates ausreichend ausgereift war, welche Nationalitätenprobleme, Bedingungen für die wirtschaftliche Entwicklung und Garantien für die Verteidigung der Demokratie hier vor-

¹ Die Konferenzteilnehmer sollen die Gelegenheit bekommen haben, nur einen Beitrag „dieser Art“ zu hören, von einem hier nicht genannten slowakischen Teilnehmer. Leider, wie wir erfahren, hatte sein Beitrag keinen „eindeutig historischen Charakter“ (jednoznačně historický charakter), sondern soll sich in seiner Form einer „apriorisch aufgefaßten politologischen Überlegung oder einer Art von politischem Pamphlet“ genähert haben, so daß er „den anwesenden Historikern keinen Raum für eine fachliche Polemik bot“. Im vorliegenden Band, so verrät uns die Einleitung, wurde dieser Beitrag abgedruckt, ohne uns allerdings mitzuteilen, um welchen Beitrag es sich handelt.

lagen, wie die Modifikationen der Idee des tschechoslowakischen Staates in den Jahren der Naziokkupation zu bewerten sind und schließlich, wie stark die Inklinaton der tschechoslowakischen Gesellschaft zu den sozialistischen Ideen und ihr Anteil auf dem Weg zur kommunistischen Totalität war“ (S. 18).

Harnas Antworten auf diese Fragen, die er in seinem Aufsatz selbst schon formulierte, lassen sich leicht zusammenfassen: es gab keine Alternativen für den mitteleuropäischen Raum, Frankreich sei die einzige Großmacht gewesen, die ein „ernsthaftes Interesse an der neu entstandenen Tschechoslowakei“ hatte, und die tschechoslowakische Außenpolitik „mußte dies mit Dankbarkeit akzeptieren, da es keinen anderen gleichwertigen Partner gegeben hat“; in „Isolation“ geriet der Staat „nicht aus eigenem Verschulden“. Das politische System sei zwar „strukturell ziemlich kompliziert und in gewisser Hinsicht institutional ungelöst“ gewesen, löste aber diese Mängel mit „informellen Mitteln und Methoden“. Hinsichtlich der Nationalitätenproblematik weist Harna auf ein „unlösbares Dilemma“ des Staates hin, das er in der Unmöglichkeit sieht, die Aspirationen einzelner Nationalitäten zu befriedigen ohne den Zusammenhalt des Staates zu gefährden. Wirtschaftlich konnte sich in Harnas Augen die Tschechoslowakei zufriedenstellend entwickeln, hinsichtlich der Demokratie spricht er von der Verbreitung antidemokratischer Tendenzen in der Gesellschaft, die im Zusammenhang mit dem Nationalismus und der allgemeinen „Krise der europäischen Demokratie“ gesehen werden müssen. Nach dem Zweiten Weltkrieg geht er von der erfolgten Verankerung der tschechoslowakischen Staatsidee aus, bezeichnet das „Problem der Aussiedlung der deutschen Bevölkerung“ als „eines der Defizite der Nachkriegsentwicklung“, während er das „slowakische Problem“ in der „erneuerten Konzeption des tschechoslowakischen Staates“ als „theoretisch gelöst“ ansieht. Die Frage nach der Bedeutung der äußeren und der autochtonen Faktoren auf dem Weg der Nachkriegtschechoslowakei in die „kommunistische Totalität“ läßt er offen und stellt sie als die Aufgabe künftiger Historiographie hin.

Insofern kann der Anschein entstehen, als hätte Harna in seinem einleitenden Essay schon selbst die von den Veranstaltern der Tagung gestellte Aufgabe erfüllt. Er bietet Fragen und Antworten, hie und da formuliert er die noch anstehenden Aufgaben der tschechischen Historiographie und bietet damit einen „Grundriß“ des ihm vorschwebenden „historischen Bewußtseins“ für die tschechische Gesellschaft. Unklar bleibt nur auch nach der Lektüre dieses Aufsatzes, was mit jener „Fundamentalkritik“ gemeint ist, deren Träger der Einladung der Veranstalter nicht folgten und mit der sich die anwesenden Historiker angeblich deshalb nicht auseinandersetzen konnten. Eine Erläuterung hierzu hätte Harnas Essay sicher noch interessanter gemacht.

Immerhin bietet der Sammelband aber noch Beiträge von 18 weiteren tschechischen und slowakischen Historikern an, von denen einige als die Ausführung und Bestätigung von Harnas Thesen, andere als selbständige Abhandlungen zu unterschiedlichen Themen gesehen werden können. Man findet hier Beiträge zur Entwicklung und zu den Formen des tschechischen nationalen Bewußtseins, zum politischen System der Ersten Republik, zu außenpolitischen und wirtschaftspolitischen Aspekten, zu Fragen der tschechisch-slowakischen und tschechischen-deutschen Beziehungsgeschichte und zu einzelnen Detailfragen wie der Rolle des *Sokol* während

der Errichtung der ČSR. Die Vielfalt methodischer Ansätze ist groß, und groß ist auch die Vielfalt unterschiedlicher Geschichtsbilder, die hier im Einzelnen geboten werden.

Insgesamt lassen sich zwei Gruppen von Beiträgen auseinanderhalten: es gibt Autoren, die um die Erfassung des „Allgemeinen“ bemüht sind, die „Absichten“ einzelner Politiker für wichtiger als die jeweiligen praktischen Auswirkungen einzelner Entscheidungen halten, und denen das jeweils Geschehene als das einzig Mögliche erscheint. Dagegen betonen andere Autoren die Signifikanz einzelner Detailinformationen, sehen die historische Entwicklung als ein miteinander Streiten unterschiedlicher Bestrebungen und suchen die Vielfalt von Lösungsmöglichkeiten einzelner politischer Probleme in den Blickwinkel eines Historikers zu stellen. Damit bieten letztere freilich keine eindeutigen Urteile, sondern wägen ab, und ihre Schlußfolgerungen sind eher deskriptiv als erklärend. Im Hinblick auf die möglichen Auswirkungen einzelner Beiträge für das historische Bewußtsein der tschechischen Öffentlichkeit bieten dementsprechend einige der Autoren fertige und eindeutige Leitsätze, während die Arbeiten anderer „nur“ das Problembewußtsein zu schaffen vermögen.

Keiner der hier vertretenen Autoren verdammt den tschechoslowakischen Staat, jeder weist auf dessen gutzuheißende Auswirkungen für alle seine Staatsbürger hin. Allerdings finden wir kaum eine Auseinandersetzung mit Fragen und Fragestellungen, um die es eigentlich gehen sollte, weder im erkenntnistheoretischen Sinne (wie beispielsweise die Frage von „Alternativen“ oder „Alternativlosigkeit“ oder die Frage des historischen Determinismus oder des Entscheidungsspielraums), noch im historischen Sinne als einer Diskussion unterschiedlicher politischer Forderungen unterschiedlicher politischer Kräfte. Unklar bleibt dementsprechend auch, warum die Veranstalter von der Frage ausgehen, ob die Tschechoslowakei als „eine Zufallserscheinung oder die Logik der Geschichte“ zu bezeichnen sei, die ja selbst eigentlich keine historisch plausible Antwort bietet: was historisch geschieht, geschieht wohl weder „zufällig“ noch „muß es geschehen“, diese Alternativen sind für unser heutiges Verständnis der Geschichtswissenschaft nicht mehr befriedigend. Einige der Autoren neigen in der Tat dazu, die Konzeption einer der historischen Entwicklung vermeintlich zugrunde liegenden „Logik“ als Erklärungsmuster zu verwenden, und sie können auf zahlreiche berühmte Historiker der europäischen Vergangenheit als ihre Verfahren hinweisen. Den apodiktischen Haltungen von Historikern, die die „Siege ihrer Seite“ als „die einzigen Alternativen“ und ihre „Niederlagen“ als die „Siege ihrer Feinde“ darstellen, stehen auch in diesem Band nun andere gegenüber, die mit distanzierteren analytischen Haltungen am Verlauf der historischen Entwicklung mehr interessiert zu sein scheinen als am Streit darüber, ob etwas „historisch richtig“ oder „falsch“ und „logisch“ oder „zufällig“ verlaufen sei.

München

Eva Hahn

Leff, Carol Skalnik: The Czech and Slovak Republics. Nation Versus State.

Westview Press, Boulder, Co.-Oxford 1997, 297 S. (Nations of the Modern World: Europe).

Dem trotz aller Krisenerscheinungen für viele überraschenden Zusammenbruch der kommunistischen Monopolherrschaft in der UdSSR und in den osteuropäischen

Ländern der Volksdemokratie wurde inzwischen eine stattliche Reihe von Studien gewidmet. Teils waren sie komparatistisch ausgerichtet, widmeten sich mehrheitlich aber den spezifischen Voraussetzungen, dem Ablauf der fast unblutig verlaufenen Revolution und den veränderten politischen und sozioökonomischen Entwicklungen in einzelnen Ländern. Der „Samtenen Revolution“ in der ČSSR und den Ursachen und Folgen der Auflösung der ČSFR zum Jahresbeginn 1993 ist die wohl als *textbook* für fortgeschrittene Studierende konzipierte Darstellung von Frau Leff gewidmet, die Politische Wissenschaften an der University of Illinois in Urbana-Champaign lehrt. Da die Verfasserin mit einer von der Kritik durchweg positiv beurteilten Monographie über die nationalen Konflikte in der Tschechoslowakei¹ bekannt wurde, durfte auch – im Gegensatz zu den nicht immer seriösen „Schnellschüssen“ anderer Autoren – in ihrem zweiten Buch eine gründliche Auseinandersetzung mit der von ihr abgehandelten Thematik vorausgesetzt werden; diese Erwartung wurde jedoch nicht ganz erfüllt.

Die Untersuchung ist gut und differenziert gegliedert, wobei besonders relevante Informationen zusätzlich in „Kästchen“ (*boxes*) herausgestellt werden; die Arbeitsergebnisse jedes der acht Kapitel und der gesamten Studie fanden in knappen Zusammenfassungen einen Niederschlag, die von der beeindruckenden Fähigkeit Leffs zeugen, auch komplizierte Inhalte in wenigen Sätzen nachvollziehbar zu erläutern. Ärgerlich ist jedoch vor allem der Inhalt des ersten Viertels der Publikation: Nach einer für einen Außenstehenden völlig unzureichenden Einführung in die historischen, geopolitischen, sozialen und wirtschaftlichen Strukturen der späteren Tschechoslowakischen Republik wird hier der Versuch unternommen, im chronologischen Durchlauf die Schwierigkeiten zu erklären, aus Tschechen und Slowaken eine geeinte Nation mit einem gemeinsamen Staatsbewußtsein zu machen. Die – von ihr andernorts sehr differenziert abgehandelte – gesamte Problematik der Ersten Republik wird auf die unzureichende Integration der westlichen und der östlichen Staatshälfte und das Scheitern der „tschechoslowakischen“ Konzeption reduziert, ohne daß die Minderheitenfrage insgesamt oder die außenpolitischen Gegebenheiten größere Aufmerksamkeit erfahren. Karpato-Rußland bleibt völlig ausgeblendet; der Sudetendeutschen und der magyarischen Minderheit wird nur an wenigen Stellen gedacht, obschon gerade ihr Verhältnis zum „Staatsvolk“ gravierende Rückwirkungen auch auf die Beziehungen zwischen Tschechen und Slowaken hatte. Im spürbaren Bemühen, die Schilderung nicht mit Daten und Details zu überfrachten, verzichtet Leff häufig auf Informationen, die für das Verständnis der unterschiedlichen Erfahrungen von Tschechen und Slowaken im Zweiten Weltkrieg und für die andersartigen Voraussetzungen bei der Wiedererrichtung des gemeinsamen Staates nach 1945 benötigt werden. Der slowakische Anteil am Zustandekommen des „Prager Frühlings“, die Auswirkungen der 1969 gewährten Föderalisierung in der Slowakei, die unterschiedliche Härte der „Normalisierungsmaßnahmen“ in beiden Landesteilen oder die kleine Zahl von aktiven Slowaken in der Bürgerrechtsbewegung „Charta 77“ erfahren keine überzeugende Bewertung, die sich nicht selten in Gemeinplätzen und Platitüden erschöpft.

¹ National Conflict in Czechoslovakia: The Making and Remaking of a State, 1918–1987. Princeton 1988.

Mit dem Erreichen ihres eigentlichen Themenfeldes gewinnt die Arbeit an Substanz und Aussagekraft. In vier Unterkapiteln werden Verlauf und Folgen der „Samtenen Revolution“, die Hintergründe für die nationale Desintegration sowie der Einstellungswandel in der Bevölkerung zur Eigenstaatlichkeit, die Verhältnisse nach der Trennung und vor allem deren ökonomische und soziale Implikationen abgehandelt. Hauptsächlich gestützt auf Meldungen aus der internationalen, der tschechischen und der slowakischen Tagespresse, Regierungsverlautbarungen, Interviews der beteiligten Politiker, Analysen nationaler und weltweit operierender Wirtschaftsinstitute sowie auf Darstellungen mit ersten Ansätzen einer wissenschaftlich relevanten Bewertung kommt die Verfasserin mit gutem Urteilsvermögen zu überzeugenden, in sich schlüssigen Aussagen. Zwar sollten ihre Kriterien bei der charakterlichen oder politischen Bewertung der führenden Protagonisten genau so diskutiert werden wie manche ihrer Schlußfolgerungen, aber dieser eher systematisch aufgebaute Hauptteil ist methodisch sauber gearbeitet, inhaltsreich und erhält durch gelegentliche Vergleiche mit den Entwicklungen in anderen postkommunistischen Staaten eine zusätzliche Komponente.

Die den Band abschließenden zwei Kapitel über die internationalen Dimensionen der einschneidenden innenpolitischen Veränderungen gehen von den Konsequenzen aus, die der Verfall des sozialistischen Lagers, die Suche nach Sicherheit und der Um- und Abbau der Streitkräfte mit sich bringen, und schildern die Schwierigkeiten, die sich für die beiden jungen Staaten bei der Realisierung ihrer Ziele ergeben, in die Nato und die EG aufgenommen zu werden. Auch wenn dabei bloß der bei Jahresbeginn 1995 erreichte Stand referiert wird und sich die optimistischen Prognosen über die Konsolidierung und Demokratisierung der Gesellschaft, das Tempo und die Erfolge der Privatisierung, den erwarteten Wirtschaftsaufschwung sowie die Herausbildung verantwortungsbewußter, zu eigenverantwortlichem politischen Handeln fähiger Bürger nicht in dem erwarteten Ausmaß realisiert haben, so zeichnen sich diese durch aussagekräftige Zitate aufgelockerte Passagen durchgängig durch analytische Schärfe und Weitblick aus.

Trotz dieses positiven Verdikts lassen sich einige Kritikpunkte nicht verschweigen. Die Auswahlbibliographie enthält gerade zwölf Titel; Leff verweist ihre zusätzliche Informationen suchenden Leser auf die *home pages* der Regierungen der Tschechischen und der Slowakischen Republik im Internet. Besonders im Einleitungsteil, aber auch im Anmerkungsapparat wird deutlich, daß mit wenigen Ausnahmen nur englischsprachige Literatur verwendet und die nicht auf Englisch publizierten Forschungsergebnisse nicht rezipiert wurden. Die fünf Karten sind mit einer Ausnahme (S. 127) ebenso unzureichend wie die „Chronologie“ mit neun Einträgen. Das Buch bietet zweifelsohne für Studierende an englischsprachigen Universitäten, die über Vorkenntnisse verfügen, eine brauchbare Lektüre, im Hauptteil durchaus differenzierte und kenntnisreiche Darstellung der Thematik, aber eine umfassende, den gewohnten wissenschaftlichen Standards genügende Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Scheiterns der tschechoslowakischen Staatsidee und des Auseinanderbrechens der Tschechoslowakei ist es sicher nicht.

Čaněk, David: *Národ, národnost, menšiny a rasismus* [Nation, Nationalität, Minderheiten und Rassismus].

Institut pro středoevropskou kulturu a politiku, Praha 1996, 96 S.

Ganz neu ist die Kritik des vorliegenden Buches an der ethnozentrischen Perspektive der tschechischen Historiographie nicht. Gerade in den letzten Jahren mehren sich die Bemühungen tschechischer Historiker, das Verständnis dessen, was zur tschechischen Geschichte gehört, um unbequeme und bisher marginalisierte Aspekte zu erweitern. Die Darstellung des 19. Jahrhunderts im tschechischen Geschichtsbuch der Gegenwart scheint von solchen Bestrebungen völlig unbeeinträchtigt zu sein. Das ist umso betrüblicher, als Schulbücher – sofern sie denn gelesen werden – einen nicht unwesentlichen Einfluß auf das Bild der Vergangenheit nehmen, das die heranwachsende Generation in ihren Köpfen hat. Folgt man der These des jungen Historikers David Čaněk, so dokumentiert seine Schulbuchuntersuchung aber weitaus mehr als einfach nur tendenziöse Geschichtsschreibung: Sie zeigt ein weitgehendes Desinteresse des verantwortlichen Ministeriums am Inhalt der Bücher, die es für den Schulunterricht zuläßt, vor allem aber massive Diskriminierung von Minderheiten am unverdächtigen, unbeachteten Ort.

David Čaněk hat sieben Lehrbücher zur Geschichte des 19. Jahrhunderts, fünf davon aus der Zeit nach 1989, auf zwei Fragen hin untersucht: Zunächst geht er der Darstellung der Deutschen, Juden und Roma nach, im Anschluß daran hinterfragt er das in den Geschichtsbüchern gebotene Bild der tschechischen Nationalbewegung. Seine Befunde sind deprimierend. Keines der von ihm analysierten Bücher definiert oder problematisiert den Begriff der Nation. Ausnahmslos vermitteln sie den Eindruck, die Nationen hätten von jeher in heutiger Gestalt bestanden. Dementsprechend ist auch der multiethnische, multikulturelle Charakter der böhmischen Länder in den untersuchten Büchern kein Thema. Die „Anderen“ erscheinen – sofern sie überhaupt vorkommen – überwiegend in Situationen, in denen sie sich im Konflikt mit den „tschechischen nationalen Interessen“ befinden. Das trifft besonders auf die Deutschböhmen zu. Nach Čaněk wird das Bild der Deutschen in der Geschichte der böhmischen Länder nicht allein durch den Mangel an sprachlicher Präzision verzerrt. Im Bestreben, die tschechische Nation besonders positiv zu präsentieren, wird diese auch gerne mit den *weniger sympathischen Deutschen* kontrastiert. Dabei dominiert zwangsläufig die Erzählung vom tschechisch-deutschen Konflikt. Daß es auch ein friedliches Neben- oder Miteinander gab, berichtet nur eines der vorgestellten Bücher. Während die Roma in den analysierten Geschichtsbüchern keinerlei Erwähnung finden, gibt es vereinzelte Hinweise auf die Existenz einer jüdischen Bevölkerung in den böhmischen Ländern. Am Beispiel der Darstellung der sogenannten „Hilsneriade“ zeigt Čaněk aber, daß das Ziel der Autoren hier keineswegs die Schilderung der Lebensbedingungen der Juden oder gar die Problematisierung des tschechischen Antisemitismus ist. Der „Fall Hilsner“ dient allein der Präsentation T. G. Masaryks und dessen moralischer Qualitäten. Das geht so weit, daß in einem der Bücher nicht einmal gesagt wird, daß Leopold Hilsner kein Mörder war.

Die gleiche Logik bescheinigt Čaněk den Kapiteln über die gefälschten Handschriften. Auch hier wird nicht die Chance ergriffen, etwas über die in der Gesellschaft

herrschende Atmosphäre zu berichten. Daß der Nationalismus des 19. Jahrhunderts durchaus unerfreuliche Züge hatte, läßt sich hinter der Lichtgestalt des gegen jede Form von Unrecht kämpfenden Masaryk nur vermuten.

Hierauf zielt denn auch Čaněks zweite These: Das Hauptinteresse der untersuchten Bücher sei die möglichst positive Darstellung der tschechischen Nationalbewegung des 19. Jahrhunderts. Mit ihren Zielen, ihren Protagonisten und ihrem Aufstieg sollen sich die Leser vorbehaltlos identifizieren. Konsequenterweise erscheinen die problematischen Züge des tschechischen Nationalismus entweder gar nicht oder nur vermittelt und für die Schüler wahrscheinlich unverständlich. Verwirrendes (wie die Tatsache, daß ein guter Dichter auch ein Antisemit sein kann), Widersprüchlichkeiten, die vergleichende Perspektive, unterschiedliche Deutungen – kurzum, all das, was zum Nachdenken über Geschichte anregen kann, fehlt.

Die starke Seite an Čaněks Studie bilden die Passagen, in denen er sich ganz der Textanalyse widmet. Mit zahlreichen Zitaten unterstreicht er seine Kritik an einer Darstellung des 19. Jahrhunderts, die das Denken jener Zeit offensichtlich immer noch nicht ganz abgeschüttelt hat. Auch macht Čaněk aufmerksam auf die Absurdität, den einschränkenden, oft diskriminierenden Charakter von Formulierungen, die sich so tief in den Sprachgebrauch eingeschliffen haben, daß sie kaum je überdacht werden. Allein schon aus diesem Grund sind Čaněks Buch viele Leser zu wünschen – nicht nur unter den Beschäftigten des Ministeriums für Schulwesen, Jugend und Sport.

Weitaus schwächer ist der Text indessen dort, wo Čaněk sich bemüht, den Inhalt der präsentierten Bücher zu korrigieren, wobei er allzu häufig dem *schiefen Bild* des Schulbuches die *richtige Meinung* eines anerkannten Autors im Zitat gegenüberstellt. Wenn er etwa die Unwirtschaftlichkeit des tschechischen Boykotts deutscher und jüdischer Läden dokumentiert, trägt er damit nichts zur eigentlichen These seines Buches bei. Die Stringenz seiner Argumentation aber leidet darunter. Zumal die Ausführungen über die historischen Tatsachen, zu gegenwärtigen Nationalismustheorien oder über die Aufgaben der Geschichtsschreibung im Rahmen dieser eher kleinen Studie Stückwerk bleiben müssen.

An mancher Stelle hätte man sich auch etwas mehr Genauigkeit gewünscht. Zum Beispiel wäre es sicher sinnvoll gewesen, etwas über die Höhe der Auflage und die Verbreitung der untersuchten Lehrbücher zu sagen.

Berlin

Christiane Brenner

H a h n o v á, Eva: Sudetoněmecký problém. Obtížné loučení s minulostí [Das sudetendeutsche Problem. Schwieriger Abschied von der Vergangenheit].

Prago Media, Praha 1996, 276 S.

Das ist ein notwendiges Buch. Es ist auch ein tschechisches Buch, und so wird es in Deutschland nicht viele Leser finden. Es gilt dem „Sudetendeutschen Problem“, und damit in den Augen der Autorin einem „schwierigen Abschied von der Vergangenheit.“ So jedenfalls sollten die präsumptiven tschechischen Leser das Problem sehen lernen. Es ist unsicher, ob sie das tun. Immerhin fand das Buch in der tschechischen Presse rühmende Rezensionen. Vielleicht haben freilich manche tschechische Politiker Schwierigkeiten, das Problem mit den Augen der Autorin zu sehen, und

deutsche Politiker hätten wohl dergleichen auch, aber die können das Buch ja nicht lesen.

Die Autorin ist als Studentin einstmals dem Zusammenbruch des Prager Frühlings entflohen. Sie ging nach Deutschland, dann nach England, kam als promovierte Politologin zurück und arbeitet seither beim Münchner Collegium Carolinum, der bayerischen Forschungsstelle für die böhmischen Länder. Das weiß man in ihrer Heimat, denn sie hat seit 1989 auf manche Weise, auf Tagungen und in den Medien, für ein neues Bild der Tschechen von den Deutschen geworben, und umgekehrt in Deutschland auch.

So geht es in diesem Buch in neun lehrreichen Kapiteln um die Definition des Titelproblems; um eine Erläuterung also, was denn das sudetendeutsche Problem zu Ende des 20. Jahrhunderts eigentlich sei; wie das die Tschechen sehen, wie es die Sudetendeutschen sehen und was niemand sieht – das ist nämlich, bezeichnenderweise, das Problem der sudetendeutschen wie der tschechischen Juden. Mit diesen drei Kapiteln ist der Kern des Ganzen getroffen: die wechselweisen Wahrnehmungen von Deutschen, Tschechen, Juden in der großen Katastrophe von 1938 bis 1948.

Es geht auch um die Wahrnehmung der Deutschen mit den Augen T. G. Masaryks, des wohl bekanntesten Tschechen in diesem Jahrhundert, der die Erste Tschechoslowakische Republik ins Leben rief und ihr von 1918 bis 1935 präsiidierte. Der Nachweis, daß Masaryk eben gerade keine besondere Politik für die Deutschen in seinem Staat entwickelte, verdient Beachtung, weil die Autorin zu den besonderen Kennern der Gedankenwelt T. G. M.s zählt. Es geht auch um das sogenannte sudetendeutsche Geschichtsbild als Interpretationsproblem, und zuletzt eben um den „schwierigen Abschied von der Vergangenheit“ – um die Einrichtung in einer neuen Welt, in einem neuen Europa, in einer neuen Nachbarschaft, nachdem, in der Meinung der Autorin, ein solches Vorhaben bisher den Tschechen nicht gelungen sei. Dabei würdigt sie durchaus neue Ansätze.

Eine tschechische Selbstkritik also, mag man sagen. Aber das Buch hat internationale Bedeutung. Es ist aufgebaut und entwickelt aus scharfen Beobachtungen über all das, was als Element der öffentlichen wie der persönlichen Meinungsbildung virulent wurde, noch immer Stimmung macht, sich zur Einstellung verfestigt und sich schließlich und endlich als Geschichtsbild niederschlägt, so daß es als ein Stück Gegenwartshorizont gelten kann. Und es ist dabei nicht nur eine exemplarische Analyse am böhmischen Exempel, das seit jeher unter Sachkennern als ein Beispiel für die Entfaltung des Nationalbewußtseins in Europa gilt. Es ist auch, mit allen seinen scharfsinnigen Analysen, zuguterletzt in eine Sprache gegossen, die ihm eine weitere Verbreitung sichern soll als in Gelehrtenkreisen. Nichtsdestoweniger sind seine Aussagen im einzelnen belegt, aus der Gegenwartsfachliteratur und vornehmlich aus der Presse. Hier steckt auch der besondere Wert der Meinungsanalysen.

Das Buch greift dabei auch auf seine Weise eines der Probleme auf, an dem eine von Staats wegen berufene deutsch-tschechische Historikerkommission seit sechs Jahren mit allem guten Willen knabbert: wie machen sich Gelehrte, wenn sie sich schon in mitunter spektakulärer Weise nach jahrzehntelangem Streit endlich einig sind, nun aber auch verständlich? Wie wird Einsicht zur Überzeugung? Die Autorin löst das

Problem durch einen scharfen Blick für Begriffe, Thesen, Meinungen und, man muß es sagen, durch eine scharfe Zunge auch.

Das Buch ist nicht frei von Kritik an einem gewissen „Mitten-in-Europa-Denken“. Das ist nicht zu verwechseln mit Mitteleuropa-Denken, wiewohl es sich gelegentlich überschneidet. Es geht aber eigentlich dabei um eine intentionale Mittelposition im Weltbild, die der tschechische Intellekt dem eigenen Denken, dem eigenen Volk, der eigenen Geschichte einräumt seit Palacký und Masaryk, eine Selbsteinschätzung, die erklärlicherweise nach ihrer Hochzeit in den bewußten zwei Jahrzehnten der Ersten Republik schließlich 1938/39 aufs Tiefste gedemütigt worden ist. „Co dali Češi Evropě a lidstvu?“, „Was gaben die Tschechen Europa und der Welt?“, jener eilige Sammelband von 1940, den man heute in Böhmen mitunter verschweigt, war seinerzeit die mildeste Antwort auf diese Demütigung. Es war eine verborgene Anklage gegen das deutsche „Protektorat“; es war kein Widerstandsprogramm. Die andere, extreme Anklage formierte sich im Gang des totalen deutschen Krieges zum Haß, der allein schon vieles erklärt im Grundübel der noch wirklich unerlösten sudetendeutsch-tschechischen Beziehungen: die Vertreibung der Deutschen.

Die in den ersten Nachkriegsmonaten exekutierte, seit 1946 einigermaßen organisierte ethnische Säuberung schafft denn auch bis heute die schwierigsten Begriffsprobleme. Man muß deutscherseits mit einem gewissen peinlichen Nachgeschmack daran erinnern, daß der Holocaust in der deutschen Historiographie spätestens seit dem Historikerstreit solche Probleme nicht mehr schafft. Dabei war dieser sogenannte deutsche Historikerstreit weit oberflächlicher als viele Beteiligten meinen, weil er keine Methodenprobleme löste. Er komplizierte sie sogar in einer schwer verständlichen Aversion gegen vergleichende Betrachtungen. In Wahrheit ist der wohlverständene Vergleich in der böhmischen wie in der europäischen Geschichte so etwas wie das Gebot der Stunde, und die Freiheit des Vergleichens hat etwas zu tun mit der Freiheit der Wissenschaft. Der Begriff „Holocaust“ ist allerdings gerade nicht in jenem Historikerstreit gefunden worden. Aber er ist heute weltweit anerkannt, und das eben nicht, weil er den Schlüssel zum rationalen Verständnis darstellt, sondern weil er zum internationalen Terminus wurde. Ist „die Vertreibung“ nicht auch schon ein internationaler Begriff für das ostdeutsche Schicksal?

Man kann den Begriff auch für die deutsch-tschechischen Dinge wohl nicht vermeiden. Weil nun aber sudetendeutsche Stimmen ab und zu nicht davor zurückscheuen, die Vertreibung in die Nähe des Holocaust zu rücken, obwohl die einen nach Auschwitz rollten und die anderen nur nach Sachsen; weil aber allerdings wirklich, hier wie dort, der Endpunkt des Zusammenlebens in einem Land gewaltsam gesetzt wurde, beim deutsch-jüdischen wie beim deutsch-tschechischen Verhältnis; und weil der Rückblick auch nach einem Rückspiegel sucht, bei Deutschen wie bei Tschechen, sind die Aussagen über den geschichtsträchtigen Umgang mit dem Vertreibungsbegriff im Tschechischen wie im Deutschen von zentraler Bedeutung. „Odsun“ als „osud“, „Abschied“ als „Schicksal“, ein Wortspiel, das die Autorin wie unbewußt zu Papier bringt (S. 111), hat auf seine Weise auch einen besonderen Erkenntniswert. Sehr bewußt verfährt sie bei ihrer Analyse des tschechischen Wortes. Von allem bekanntem Nebensinn der Verharmlosung befreit, läßt sich ein Bezug zur Schicksalhaftigkeit darin finden, der den anderen bekannten Varianten nicht anhaftet, auch nicht der ethischen

Konnotation von „Vertreibung“ (S. 112). Die Probleme der tschechischen Deklaration vom Dezember 1996 waren der Verfasserin noch unbekannt. Für die Sache selbst, oder besser, für unser Bild davon, empfiehlt sie einen weiteren europäischen Vergleich, als er bisher im allgemeinen gesucht wird.

Hier wollte man gern etwas ergänzen. Tatsächlich lehrt der Vergleich der einzelnen Vertreibungen der Deutschen zwischen Ostsee und Adria, wie ihn das große Dokumentationswerk von Theodor Schieder schon vor vierzig Jahren möglich machte, eine Menge. Unter anderem die Einzigartigkeit eines jeden einzelnen Vertreibungsprozesses, so wie auch das Verhältnis der Satellitenstaaten zur Sowjetunion in den folgenden Jahrzehnten jeweils einzigartig war. Einzigartig war auch der innere Widerstand gegen die sozialistische Gesellschaftsordnung. Aber die Einzigartigkeit der tschechischen Vertreibungsaktion – weniger grausam als die serbische, spontaner als die ungarische, umfassender als die polnische – besteht doch auch nicht zuletzt darin, daß sie vielen Vertreibern zum Kriegersatz geworden war; zum Ersatz für die 1938 unterdrückte, damals frustrierend für viele, ausgebliebene vaterländische Aktion, zum Ersatz auch für einen aktiveren Widerstand. Ein solcher Gedanke scheint mir bisher noch nirgends ernsthaft verfolgt. So irrational er sich anhören mag: Škvoreckýs *Zbabělci* (Die Feiglinge), jener Schlüsselroman aus Nachod im Jahr 1945, in den fünfziger Jahren geschrieben und für eine Zeit Bestseller, vertritt eine solche Deutung in großer Anschaulichkeit.

Damals kam bekanntlich auch das Vertreibungsthema mit kritischen Kommentaren in die Diskussion der 68er. Die Autorin geht davon aus, daß dieses Thema im gesellschaftlichen Umgang durchaus nicht tabuisiert war, sondern sogar in einem in den fünfziger Jahren vielgespielten Film zum epischen Loblied geriet. Und sie fügt andererseits der tschechischen Kritik an dem gesamten Vertreibungsprozeß ein Kapitel an, das bisher noch niemand in Erinnerung brachte, warum auch immer. Bekanntlich hat Ernst Nittner die oppositionellen Stimmen zur Vertreibung von Přemysl Pitter (vgl. BohZ 35/1994) bis zu Václav Havel anschaulich dargestellt. Die erste Opposition gegen die Vorgänge, die Kritik in Peroutkas *Dnešek* von 1945 bis 1947, wie sie hier mit Umsicht untersucht wird (S. 113–124), ist aber bislang bei uns unbekannt geblieben.

Die Stärke des Buches liegt in der Erkenntnis mentaler Strukturen. Das gilt namentlich für die tschechische Seite. Ohne die hier dargelegten Erkenntnisse lassen sich dem öffentlichen Diskurs über die Deutschen heute kaum mehr weiterführende Beiträge einfügen. Vergleichbares für die Sudetendeutschen ist hier weder beabsichtigt, trotz Ansätzen (etwa S. 107f.), noch ließe es sich leicht bewerkstelligen. Gäbe es je eine deutsche Übersetzung, dann sollte die Autorin mit dem gleichen Scharfsinn walten und schmerzhaft Wahrheiten für den deutschen Leser aufbereiten. Einstweilen jedenfalls hat sie auch dem tschechischen Leser eine wichtige Wahrheit vorenthalten: daß es „die Sudetendeutschen“ oder auch nur „die sudetendeutsche Historiographie“, die sie öfters zitiert, auf derselben nomenklatorischen Ebene überhaupt nicht gibt. Das ist eine soziologische Wahrheit, weil „die Sudetendeutschen“ gesellschaftlich nicht in vergleichbaren Formen existieren wie die tschechische oder die deutsche Gesellschaft. Sie sind auch kein definabler Teil der deutschen Gesellschaft, wie die Bayern oder auch nur die Friesen. Sie sind auch nicht, nach jener vielleicht für die

ersten Nachkriegsjahre hilfreichen Fiktion des bayerischen Ministerpräsidenten von 1954, etwa „Bayerns vierter Stamm“. Sind sind und waren, gewollt oder ungewollt, nach Eugen Lemberg 1949 wie nach Karl Bosl 1966, zur Integration bestimmt und so sind sie heute auch integriert. Aber während man weiß, wo die Franken, die Schwaben und die Altbayern wohnen, kann man das von den Sudetendeutschen nicht sagen. Ihre ursprünglich annähernd drei Millionen sind in allen Bundesländern, in Österreich und in der Welt verstreut. Sie sind jedoch nicht nur räumlich, sondern eben auch gesellschaftlich ganz unterschiedlich zu „verorten“, vom Altenheim bis zur „Mischehe“, vom Großunternehmer bis zum depravierten Bauernsohn. Und unter „den Sudetendeutschen“, von denen man so leichthin spricht, wird meist nur die Sudetendeutsche Landsmannschaft verstanden, in Wirklichkeit ein Zweckverband von heute nur mehr einigen Zehntausend Mitgliedern mit einer weniger als zehntausend Exemplare zählenden Wochenzeitung. Die Funktionäre dieses Verbandes, die man oft meint, wenn man „die Sudetendeutschen“ sagt, sind also zwar mögliche Gesprächspartner, aber kaum adäquate Verhandlungspartner im Sinne der Akteure internationaler Beziehungen. Sie sind freilich – gerade auch im Vergleich mit anderen vertriebenen Gesellschaften – ein Gegenstand *sui generis* für soziologische Analysen.

Aus den genannten Gründen – vor allem wegen der in unterschiedlichem Grade vollzogenen Integration der aus der Tschechoslowakei vertriebenen Deutschen in andere als bloß sudetendeutsche Großgruppen – gibt es auch keine „sudetendeutsche Geschichtsschreibung“. Eine Handvoll Buchtitel unterschiedlichen Datums sind da kein Ausweis für eine lebendige und in der Fachwelt anerkannte Disziplin. Eher ließe sich, das auch im Hinblick auf die reiche Heimatbriefliteratur, von einer sudetendeutschen Subkultur namentlich in den westlichen deutschen Bundesländern sprechen.

Dasselbe gilt nun freilich auch für den Geschichtsabschnitt, dem dieses Buch zugeordnet ist, für die letzten achtzig Jahre, besonders für das „Katastrophenjahrzehnt“ von 1938 bis 1948 und für die letzten sieben Jahre des unbehinderten deutsch-tschechischen Gesprächs. Auch hier hat die Autorin Strukturen scharfsinnig und dankenswert markiert, aber nicht Prozesse. Die Rolle des Aktivismus in der Ersten Republik ist kaum angesprochen, aber sie reichte ja doch in Wahrheit weit über die Parteipolitik von 1926 bis 1938 hinaus und über die Tatsache, daß die längste Zeit in der Existenz des Staates drei deutsche Minister ununterbrochen in allen tschechoslowakischen Kabinetten saßen, und teils sogar noch nach dem März 1938. Und überdies: Anders als die tschechische Meinung noch immer lautet, galten die Sudetendeutschen nach 1938 zwar als spontane, aber als ungeschulte und eben auch unsichere „neue Reichsbürger“, wenn nicht als „Beutedeutsche“. Deshalb setzte man sie auch auf allen möglichen Ebenen von Partei, Staat und Wehrmacht bestenfalls ins zweite Glied – Henlein und Zogelmann sind da weithin einsame Ausnahmen.

Vielleicht hätte zuguterletzt auch für den tschechischen Leser die notorische, aber bisher noch nicht in ihren Konsequenzen erwiesene Gesprächsverhärtung auf tschechischer Seite nach dem Schweigen und schließlich nach der Obstruktion der Sudetendeutschen Landsmannschaft Beachtung verdient. Havel und seine Regierungsgarnitur vom Januar 1990 hätten mit einer wirklich verständigungs-, geschweige denn versöhnungsbereiten Landsmannschaft eine andere Politik machen können, ein anderes Wahlergebnis im Juni 1990 erreicht und wohl auch dem tschechoslowakischen Staat

ein anderes Schicksal bereitet, ohne die sudetendeutschen Verweigerungen, die leider auch von der deutschen Politik bis in jüngste Zeit nach außen schweigend ertragen wurden.

So bleibt als Fazit: ein notwendiges Buch – aber noch nicht das letzte Wort zum Thema!

Haar

Ferdinand Seibt

Becher, Peter: Zwischen München, Prag und Wien. Essays und Feuilletons 1990–1995.

Adalbert Stifter Verein, München 1995, 210 S.

Peter Bechers Sammlung von Essays und Feuilletons aus den Jahren 1990–1995 kann man als eine Art chronikalischer Belege für die Geschichte der (sudeten)deutsch-tschechischen Beziehungen dieser fünf Jahre sowie als einen Seismographen der Stimmungen dieser Zeit bezeichnen. Hätte der Ausdruck „Nebenprodukt“ im Bezug auf das literarische Schaffen nicht einen so herabsetzenden Beigeschmack, könnte man davon vielleicht Gebrauch machen. Für Bechers Buch sollte man es aber lieber nicht verwenden. Denn seine Texte sind zwar möglicherweise parallel mit und dank seiner Tätigkeit als Geschäftsführer des Adalbert Stifter Vereins entstanden; an ihrer Eigenständigkeit und Selbständigkeit besteht aber kein Zweifel, wenn man notabene darüber hinaus weiß, daß eine Reihe von ihnen bereits selbständig an verschiedenen Stellen veröffentlicht wurde (siehe den Nachweis auf der S. 208). Aus dieser Reihe ragen ihrer Form nach die *Krumauer Thesen* heraus, deren Diktion und Stil davon zeugen, daß sie bei anderer Gelegenheit geschrieben wurden. Also ein Gelegenheitswerk? Im Tschechischen macht die Gelegenheit den Dieb, im Fall von Peter Becher macht aber die Gelegenheit den Autor. In diesem Sinne ist *Zwischen München, Prag und Wien* schon ein Gelegenheitswerk und in diesem Sinne gehören auch die erwähnten *Krumauer Thesen* hierher. Wurde eingangs nur an (sudeten)deutsch-tschechische Beziehungen und Bezüge erinnert, soll jetzt hinzugefügt werden, daß sich diese auf der aktuellen bzw. auf der historischen k. und k. österreichischen Folie abspielen (am deutlichsten in *Tanz über Gesetze* und in *Salzburger Antiquitäten*). Nicht umsonst hat Becher Geschichte studiert und nicht zufällig für einen seiner Essays den Titel *Der böhmische Knoten* gewählt. Denn die böhmische Geschichte ist verzwickt. So verzwickt, daß der „böhmische Knoten“ nicht nur die Ortsbezeichnung angibt, sondern sich auch – im Unterschied zum Gordischen Knoten – mit keinem Alexanderschen Schwert durchhauen läßt.

Bei der chronologischen Konzeption, für die sich der Autor in der Zusammenstellung entschieden hat, wollte es anscheinend der Zufall, daß dieser schwerwiegende Essay gleich hinter dem Einführungstext *Als sich die west-östliche Türen öffneten* steht. Becher geht es nicht um die Entknüpfung des Knotens. Er ist sich dessen bewußt (im Unterschied zu manchen Politikern), daß es nicht möglich ist: „Zu viele Jahre und zu viele Ansprüche sind in diesem Knoten verwickelt, als daß er durch historische Erklärungen und juristische Unterscheidungen gelöst werden könnte. Zu groß auch die Wunden von Deutschen, Tschechen und Juden, als daß eine einfache, von allen

akzeptierte Lösung überhaupt noch denkbar wäre.“ (S.17) Worum es ihm geht, ist eine sachlich untermauerte Aufklärungsarbeit, die einerseits den nur ihre Wahrheit ins Auge fassenden Betroffenen, andererseits aber hauptsächlich dem völlig uninformatierten (und vielleicht auch desinteressierten) Publikum in Deutschland gilt. In seinen Texten versucht er auf das verzerrte Bild der Sudetendeutschen in der deutschen Öffentlichkeit sowie auf die bewußten wie auch unbewußten Wissenslücken über den östlichen Nachbarn aufmerksam zu machen. Diese Aufmerksamkeit weckt er dadurch, daß er die mangelnden Informationen in einem ausgewogenen Verhältnis bringt. Und wenn schon die Rede von der Ausgewogenheit ist, muß daran erinnert werden, daß Becher drei Waagschalen in der Hand hält: die sudetendeutsche, die tschechische und die jüdische. Kann man das eine Leid gegen das andere aufwiegen? Becher ist sich im vorhinein über das Scheitern dieses Versuchs im klaren, denn er weiß, daß er das erlittene sowie das zugefügte Leid auf die Schalen legt, wobei „tiefe Verletztheit und Unversöhnlichkeit, die nur das eigene Leid, nicht aber auch die eigene Schuld zu empfinden vermochte“ und „Erfahrungen dieser Art [d. h. böhmische, V. M.] eine Wirkung haben, die weder durch Gegenbeispiele noch durch völkerrechtliche Begründungen aufgehoben werden kann.“

Schrieb ich von Bechers Aufklärungsarbeit, so ist diese für drei Milieus bestimmt: in erster Linie für die Deutschen, speziell für die Sudetendeutschen und indirekt dann auch für die Tschechen (wovon Übersetzungen und Veröffentlichungen der einzelnen Feuilletons in tschechischen Zeitschriften zeugen). Aufgeklärt werden müssen nämlich alle drei Gruppen: Denn als Begleiterscheinung von Verdrängung oder Unkenntnis taucht die Mythologisierung auf. Was wissen die Deutschen schon Näheres von ihren sudetendeutschen Landsleuten, von ihrer Geschichte, ihrem Schicksal, ihren Problemen? Was wissen die Sudetendeutschen von sich selbst in (mittel)europäischen Zusammenhängen? Und was wissen die Tschechen von ihren einstigen Landsleuten? In dieser Hinsicht ist für die, die darüber etwas erfahren wollen, Bechers Buch eine willkommene Hilfe: Nicht nur einmal und nicht nur in einem Feuilleton kommt das Thema der sudetendeutschen Identität zur Sprache. Manche werden vielleicht überrascht sein, wie historisch „neu“ der Begriff „sudetendeutsch“ überhaupt ist: Als die entscheidendsten Geschichtsmomente für die Entwicklung der sudetendeutschen Identität gibt der Autor, im Einklang mit den Ergebnissen der Fachhistoriker, die Entstehung der Tschechoslowakei 1918 und die Vertreibung 1945 an. Dies sind für diese Gruppe zwei zentrale Kollektiverlebnisse. Becher rückt aber in seinen Betrachtungen noch näher an die Gegenwart heran und versucht zu verdeutlichen, wie prägend für das Gefühl der sudetendeutschen Zusammengehörigkeit und ergo für die weitere Identitätsbildung im Nachkriegsdeutschland die eigentümliche Stellung der Vertriebenen war. Ohne daß Integrationsbemühungen deutscher Verwaltungsbehörden herabgesetzt würden, zeigt er aus soziopsychologischer Sicht überzeugend, wie das schlechte Image der Sudetendeutschen in der Öffentlichkeit leicht ausgenutzt werden kann: „Vertriebene, so scheint ein ungeschriebenes Gesetz vorzugeben, müssen altbacken, langweilig und revanchistisch erscheinen. Differenzierende Darstellungen dagegen geraten in den Verdacht, mit nationalistischen Strömungen zu sympathisieren oder gar das Dritte Reich zu bagatellisieren. [...] Je negativer ihr Bild erscheint, umso leichter fällt es, sie abzulehnen oder ihr Schicksal als zwangsläufige Folge der

Naziverbrechen darzustellen. Auf gewisse Weise wird das Leid der Vertriebenen als Sühneopfer betrachtet, das sie stellvertretend für alle Deutschen bringen. Ihre Sündenbockrolle wird gebraucht, um die Ernsthaftigkeit der Vergangenheitsbewältigung zu demonstrieren.“ (*Pfingsten und Pfiffe*, S. 184f.)

Das Buch behandelt in der Tat gewichtige Themen. In ihrem Schatten darf aber nicht die literarische Darstellung verschwinden. Bechers Essays und Feuilletons sind nämlich keine einfachen publizistischen Texte. Im Vergleich wird ein charakteristischer Zug (unabhängig von der Entstehungszeit) auffallen: Des Autors Neigung zur Verwendung von Träumen und fiktiven Vorstellungen, mittels deren er sich frei durch Raum und Zeit bewegen kann (am deutlichsten vielleicht in *Unterm Plöckenstein*) oder die einfach seine Schilderungen beleben (*Südböhmischer Sommer*). Verträumtheit, gleichzeitig aber Sinn für feinen, untergründigen Witz (z.B. *Zu Fuß von München nach Prag*) kennzeichnen seine Texte. Manchmal bleibt es nicht beim verborgenen Humor, der Autor wird deutlicher und bezieht mit seinem Einfallsreichtum (gegenständlicher wie sprachlicher Natur) eine satirische Position: „Ruft ein Streichholz, Feuermachen sei die wichtigste Angelegenheit der Welt, so stimmen ihm alle anderen Schwefelköpfe zu. Meint es darüber hinaus, Streichhölzer seien die intelligentesten Wesen der Welt, so bildet sich ein schachtelsprengendes Gefühl der Solidarität. Ist es gar der Meinung, die ganze Welt bestehe aus Streichholzschachteln, so ist ihm tosender Beifall und die Wahl zum Weltschachtelpräsidenten gewiß. Und haben sie nicht recht, die Hitzköpfe in ihrer zündholzschachtelgroßen Welt? Sie hätten wohl recht, wenn nicht die Zigarren in der Zigarrenkiste nebenan ganz anders darüber dächten und davon überzeugt wären, daß die ganze Welt aus Zigarrenkisten bestehe. [...] Eine Welt bräche zusammen. Gottseidank aber bleiben die Streichhölzer unter sich. So müssen sie keinen Gedanken an die unangenehme Möglichkeit verschwenden, daß ihre Überzeugung nur in ihrer Schachtel existiert und allein von ihrer Zustimmung lebt.“ (*Kleiner Exkurs über Streichholzschachteln und Zigarrenkisten*, S. 121f.)

Genauso wie der Witz bleiben auch Bechers sachliche Kenntnisse unauffällig im Text versteckt. Als studierter Historiker besitzt er ein fundiertes Wissen, das aber nicht ostentativ vorgeführt wird. Daß aber ohne diese Kenntnisse die Entstehung des Textes nicht möglich wäre, würde ein einfaches Experiment beweisen: Versuchen Sie, die im Text versteckten, sachlich (direkt oder indirekt) bezogenen Daten zu streichen – und der Text, sein Aufbau stürzen zusammen. Es ist Bechers Kunst, daß diese „Konstruktionsträger“ in seinen Texten nicht herausragen, sondern im Gegenteil untertauchen.

Abschließend noch ein Gedanke. Es wäre vielleicht angebracht gewesen, die angeborene Toleranz des Autors im Zusammenhang mit der Ausgewogenheit seiner Ausführungen im *Böhmischen Knoten* zu erwähnen. Wenn wir das erst zum Abschluß tun, dann deshalb, weil Toleranz für Becher nicht nur Ausdruck eines gemäßigten Umgangston ist, sondern er sieht darin auch das Mittel zur Lösung der (sich inzwischen wieder verhärtenden) Fronten zwischen den zwei Gruppen, die voneinander aufgrund ihrer Entwicklung der letzten 60 Jahre wenig wissen und vielleicht auch wenig wissen wollen. Peter Becher weiß, daß man alte Vorurteile und Hemmnisse kaum abbauen kann. Der Toleranzgedanke hatte es in der Geschichte immer schwer

und unterlag meistens. Jugend dagegen verkörpert in sich einen alten Topos – Hoffnung. Becher setzt deshalb – auch dank seines Alters – auf die Jugend, also auf die Hoffnung. Auch das ist aus seinen Texten herauszulesen.

Prag

Václav Maida

Moníková, Libuše: Prager Fenster. Essays.

Carl Hanser, München-Wien 1994, 127 S.

Der Essayband, den Libuše Moníková unter dem Titel *Prager Fenster* vorlegt, versammelt Arbeiten, die in den Jahren zwischen 1988 und 1993 in verschiedenen Zeitungen des deutschsprachigen Raums erschienen sind. Moníková nähert sich mit ihren Essays den Bruchstellen der jüngeren tschechischen Geschichte (1938, 1968, 1989) und bettet diese ein in den Kontext der Geschichte im allgemeinen, aber auch in den Kontext der deutsch-tschechischen Beziehungen im besonderen. Dabei geht es ihr nicht nur um private Erinnerungsarbeit, sondern durchaus auch um politische. Denn in gewisser Weise will Moníková das Bild, das der Westen und insbesondere Deutschland von Prag und Tschechien hat, korrigieren, um so Fremd- wie Selbstbilder aufzudecken. Und nicht zuletzt geht es bei dieser Erinnerungsarbeit auch um den Versuch, die unbekanntenen Opfer dieser Krisenzeiten dem Vergessen zu entreißen.

Prager Fenster, das läßt Assoziationen offen für unterschiedliche Blickrichtungen: einmal der fremde Blick, der des Exils auf Prag, aber auch reziprok die Blickrichtung aus *Prager Fenstern* heraus auf eine Zeit, die seit 1989 nicht mehr wiederzuerkennen ist. Und tatsächlich liefert Moníková nicht nur nostalgische Blicke auf und aus Prag, sondern zugleich eine historische Landeskunde vor allem für diejenigen, die erst in böhmische Diffizilitäten eingeweiht werden müssen. Dabei läßt sich Moníková von ihrem europäischen Traum vom Böhmen am Meer – so der literarisch produktive Irrtum Shakespeares – leiten, um diesem „Irrtum“ einen eigenen geographischen Entwurf gegenüberzustellen. Nicht gerade den aus der Zeit Ottokars II., der möglicherweise Shakespeare inspirierte, als der Herrschaftsbereich des Königreiches Böhmen für kurze Zeit tatsächlich Ausmaße von der Ostsee bis zur Adria umfaßte, sondern eher den Ingeborg Bachmanns, deren Poem *Böhmen am Meer* einer genauen Exegese unterzogen wird. Aber vielleicht spielt auch der Entwurf Karel Čapeks hinein, der in seiner großartigen Untergangsvision *Der Krieg mit den Molchen* nun tatsächlich das Meer bis nach Bad Schandau/Sachsen gelangen läßt – als Folge der Überflutungsmaßnahmen einer dem Menschen evolutionär überlegenen Molchspezies!

Geboren aus dem Wissen der historisch oftmals schwierigen Mittellage Böhmens reflektiert Moníková die Bruchstellen der tschechischen Geschichte, 1968 der Verrat der Bruderarmeen und damit die Verlegung Böhmens nicht ans Meer, wohl aber in die asiatische Steppe. Oder nur dreißig Jahre vorher das Trauma von München 1938 und der Verrat durch die Verbündeten Großbritannien und Frankreich, dem der Verrat der Nachbarn Polen und Ungarn alsbald folgte, welche noch 1939 bei der „Zerschlagung der Rest-Tschechei“, so der zynische Befehl Hitlers, schnell ihrerseits Gebietsforderungen vom Führer des Deutschen Reiches sanktionieren ließen – nur ein halbes

Jahr vor dem Überfall auf Polen! Alles natürlich auch *Weißer Berge* im tschechischen Bewußtsein.

Aber Moníková rechnet nicht nur mit dem Verrat und der Aggression durch die Nachbarstaaten und Verbündeten ab, sondern auch mit den eigenen Versäumnissen, den eigenen Defiziten. Spätestens seit der *Fassade* befindet sich Moníková ja auch auf der Suche nach der tschechischen Seele, die ebenfalls eine alte Tradition in der tschechischen Nationalliteratur besitzt – der Schwejk ist da sicher nur ein Höhepunkt. Allerdings ist die Gegenwart, die Jetztzeit, die so euphorisch begann mit einem Präsidenten, den ein Motto von Jan Amos Comenius (Komenský) in seine Amtszeit einführte, nur mehr reiner Pragmatismus: „Die Ideale der sanften Revolution sind verflogen, die Vorstellung eines Sozialismus mit menschlichem Antlitz verblaßt, belächelt.“ Aus der Sicht des Jahres 1994 werden eben die alten Begriffe fragwürdig, Ost und West sind semantisch mehr als unscharf, die erst durch politische Manipulation zu Kampfbegriffen des Kalten Krieges wurden, der nun beendet scheint: „Anstelle beugbarer Begriffe müssen wieder Namen gesetzt werden, der stagnante Zustand von Unkenntnis und Manipulierbarkeit, den sie anzeigen, muß ein Ende haben.“

Und hier gehört – dies ist sicher das edelste Anliegen dieser Essays – die Erinnerung an die vergessenen Opfer; Opfer, die häufig zu voreilig einer pragmatischen Politik geopfert wurden wie die sechs einsamen Demonstranten, die in Moskau gegen den Einmarsch 1968 protestierten. Hierzu gehören auch die jungen Prager und Tschechen, die sich nach Jan Palach ebenfalls – als lebende Fackeln – verbrannten, deren Namen aber aus dem kollektiven Gedächtnis gelöscht schienen. Gelöscht von einer Staatsmacht, die alles daran setzte, den Sarg Jan Palachs nachträglich einzuäschern – ihn also ein zweites Mal zu verbrennen! –, ist doch eine Urne beim „Umzug“ wesentlich praktischer, wenn es gilt, auch die Stätten der Märtyrer unsichtbar zu machen.

Dabei ist es gerade die Rekonstruktion dieser historischen „Kleinigkeiten“, die erst den glaubwürdig-objektiven Blick auf das werfen, was vorschnell als Weltgeschichte entsorgt wird. Und dazu gehört eben auch die gerade vom tschechischen (und auch polnischen) Exil mit Verve betriebene Entlarvung westlichen Protesthabitus, der aus einer sicheren rechtsstaatlichen Zone heraus sich „unbequem“ zu verhalten glaubte!

An zentraler Stelle widmen sich die Essays einem an Heine erinnernden Leiden an Deutschland. Schon das Exil verrät die Last, dem Mütterchen Prag, welches bekanntlich Krallen hat (Kafka), zu entkommen und einzig Berlin, so heißt es schon in Moníkovás *Pavane*, kann sich als Ausweichquartier geltend machen – auch dies sah Kafka ähnlich. Leiden an Deutschland meint aber weniger die subjektive Exilerfahrung und den Weg in eine Fremdsprache, die nun – auch poetisch – Muttersprache wurde. Leiden meint gerade die politische Realität – und hierfür stehen die Orte eskalierenden Ausländerhasses wie Hoyerswerda und Rostock, Mölln und Solingen – und die aktuellen (deutsch-tschechischen) Diskurse, die von Unkenntnis tschechischer Kultur und Gesellschaft (von der Sprache einmal ganz zu schweigen!) geprägt, die von sudeten-deutschen Lobbyisten monopolisiert und die von beiderseitigen Feindbildern stereotypisiert werden. Dabei verrät Moníková eine sehr sensible Einfühlung, wenn sie gerade der Langlebigkeit von Feindbildern den Prozeß detaillierter historischer Erinnerung entgegenstellt und somit Schuldaufrichtungen wie Schlußstrichversuchen eine Absage erteilt: „Die Schuld ist nicht gleich, aber es geht um keinen Wettbewerb

des Schreckens.“ Aber eben auch: „Das Recht auf die Landschaft der Kindheit, die einen Menschen geprägt hat, ist unveräußerlich, und niemand darf daran gehindert werden, dorthin zurückzukehren.“ Dies sind Worte einer Autorin, die weiß, was es heißt, die „Landschaft der Kindheit“ verlassen zu müssen.

Die Essays, die Libuše Moníková vorgelegt hat, sind somit von dem Bemühen geleitet, vorhandene Selbst- und Fremdbilder sowohl zu aktualisieren als auch zu problematisieren und damit zugleich eine Rekonstruktion kollektiver Gedächtnisinhalte vorzunehmen, um den alternativen Möglichkeiten, den Möglichkeiten zwischen dem Stumpfsinn westlicher Schaufenster und der Apathie östlicher Aufbauparolen, nachzuspüren. Allerdings verbleibt der Blick wehmütig bei einer Hypothese von Utopie. Es ist nur ein flüchtiger Moment wie der Prager Frühling 68, welcher ein Wissen um diese andere Möglichkeit verkörpert, ein Moment – Ironie der Geschichte –, der ja auch 1989 noch einmal kurz im Lichte der noch kurzlebigeren *sanften Revolution* vor dem Blick des Betrachters aufflackerte.

Moníková bewegt sich also mit ihren Essays gewissermaßen in den Fußstapfen Franz Kafkas und Walter Benjamins, ist auch ihr Ziel doch eine Geschichte von unten, eine Geschichte der Opfer, in der jenes wahre Bild von Vergangenheit vorbeihuscht, welches „nur als Bild, auf das Nimmerwiedersehen im Augenblick seiner Erkennbarkeit eben aufblitzt“ (Benjamin), das Vergangene festzuhalten vermag, was mit jeder Gegenwart zu verschwinden droht. Gegen dieses Verschwinden, so Moníkovás Anliegen, muß der Dichter antreten, um jenen Gerechtigkeit zu verleihen, die auch heute wieder von der Marginalisierung der Geschichte bedroht werden. Man rufe sich nur die zermürbende Diskussion um die Aufarbeitung der Stasi-Akten in Deutschland in Erinnerung, eine Diskussion, die ja gerade von den ehemaligen Tätern sowie denjenigen westdeutschen Linken, die von der Utopie eben keinen Abschied zu nehmen gedenken, geführt wird mit dem Ziel, endlich die Akten zu schließen und die ganze Gauck-Behörde in den Orkus zu schicken. Was würde das anderes bedeuten, als die Opfer erneut zu Opfern zu machen, indem das ihnen geschehene Unrecht der Vergessenheit anheimgegeben wird?

Jena

Steffen Höhne

Öffentliche Konfliktdiskurse um Restitution von Gerechtigkeit, politische Verantwortung und nationale Identität. Institutionenbildung und symbolische Politik in Ostmitteleuropa. Hrsg. v. Krisztina M ä n i c k e - G y ö n g y ö s i.

Peter Lang, Frankfurt/M. et al. 1996, 396 S.

Der von den wenigsten Osteuropa-Experten vorhergesehene Epochenbruch von 1989 hat zu einer mittlerweile fast unübersehbaren Flut von Publikationen geführt, in der in einer Art nachholender Kompensation wenn schon nicht die Prognose, so zumindest die Diagnose über den aktuell verlaufenden Transformationsprozeß erfolgt. Hieran sind vor allem Soziologen, Ökonomen und Historiker beteiligt, doch auch in anderen Disziplinen läßt sich ein verstärktes Interesse an einer Region beobachten, die nun unter veränderten Rahmenbedingungen in das Blickfeld Westeuropas gerät.

Ein aus der Vielzahl der Publikationen positiv herausragender Band liegt – trotz zunächst leicht abschreckendem Titel – mit dem hier vorzustellenden vor, der von Ansätzen symbolischer Politik ausgehend sich zentralen, transformationsbedingten Problembereichen zuwendet. Pauschal betrachtet läßt sich der Transformationsprozeß in den osteuropäischen Ländern in drei zentrale Teilbereiche untergliedern: Übergang zur Demokratie, Übergang zur Marktwirtschaft und die kulturelle Neudefinition nationaler Identität. Die Beiträge des vorliegenden Bandes untersuchen nun allerdings weniger die realen sozioökonomischen Prozesse, als vielmehr die Diskurse über diese. Analysiert wird somit der Partizipationsdiskurs und damit die Frage nach den Möglichkeiten politischer Mitbestimmung, wobei Aspekte der Dekommunisierung wie der Lustration involviert sind, der Privatisierungsdiskurs als Frage nach den nationalen wie persönlichen (ökonomischen) Chancen und der Diskurs der (Re-)Konstruktion nationaler Identität¹.

Der Beitrag von Jiří Nekvapil² analysiert in fundierter Weise die Entwicklung der tschechischen Presse-Landschaft nach 1989, wobei das Interesse auf den sprachlichen Änderungen liegt. Neben der Reinterpretation politischer Ausdrücke, die auf der Basis positiver oder negativer vor-89er Konnotationen nun neu dechiffriert werden (z. B. Kapitalismus), findet der politische Wandel vor allem in einem neuen Wortschatz seinen signifikantesten Ausdruck. Alte Lexeme verschwinden, werden reinterpretiert, neue Lexeme finden Eingang in den politischen Diskurs. Die sich im Kontext der Neukonstitution interpretativer Rahmen herausbildende neue Symbolik, die den frei gewordenen semiotischen Raum nun ausfüllt, wird anhand von zentralen politischen Wende-Termini untersucht: (*sanfte*) *Revolution*, *Totalität*, *alte Seilschaften*, *Anständigkeit*.

Ausgehend von der Diskurstheorie Foucaults untersucht Juraj Baláz³ den Lustrationsdiskurs, wie er sich in tschechischen und slowakischen Medien formulierte. Im Vordergrund stehen für ihn Fragen der Diskursstrategie und -interpretation, die sich gerade im Blick auf die internen und externen Regeln der Diskurskontrolle offenbaren.

Den tschechischen Privatisierungsdiskurs analysiert Zdenka Mansfeldová⁴, wobei die unterschiedlichen Positionen des Privatisierungsweges, wie sie zwischen der Gruppe um Václav Klaus und der um Valtr Komárek vorlagen, deutlich werden. Trotz aller anfänglichen Gemeinsamkeiten, vor den Juni-Wahlen 1990 dominierte noch der Selbstverwaltungsgedanke, unterschieden sich die beiden erwähnten Konzeptionen nach Tempo und Art der Privatisierung, wobei diese frühe Phase des ökonomischen Umbaus generell von Unsicherheit gekennzeichnet ist: „Der gesamte Zeitraum zwi-

¹ Der Band umfaßt auch Beiträge zu Polen und Ungarn, wegen des inhaltlichen Spektrums dieser Zeitschrift sollen hier primär die Arbeiten vorgestellt werden, die sich mit der Entwicklung in Tschechien und der Slowakei befassen.

² Nekvapil, Jiří: Tschechische Medien und Mediensprache nach dem Regimewechsel, S. 93–118.

³ Baláz, Juraj: Eine sanfte Dekommunisierung? Der Lustrationsdiskurs nach der „sanften Revolution“ in den tschechischen und slowakischen Medien, S. 163–181.

⁴ Mansfeldová, Zdenka: Privatisierungsstrategie, institutionelle Konfliktregelung und Symbolisierung im tschechischen ökonomischen Diskurs, S. 241–257.

schen 1991 und 1992 ist als Übergangssituation zu charakterisieren. Die Wirtschaftspolitik war von einem unübersehbaren Gesetzgebungsprozeß mit ständig wechselnden Koalitionen und politischen Akteuren und sich verändernden Programmen bestimmt. Diese Situation erfordert andere Akteure als im Jahr 1990. Formell gesehen dominierten nach wie vor die Dissidenten, allerdings verloren sie an Anziehungskraft für die Bevölkerung, weil die Diskrepanz zwischen den von ihnen vertretenen Ansprüchen und der Realität deutlich wurde. Es drängten diejenigen Akteure nach, die die Werte der sich neu konstituierenden Wirtschaftsmacht vertraten, also ‚neue Leute‘ und Technokraten, bei denen schwer zu unterscheiden war, wer von ihnen aus der ‚alten‘ oder der ‚neuen‘ Struktur kommt. Es ist nicht klar, wie die neue wirtschaftliche Machtstruktur genau aussieht und wie in ihrem Rahmen das Auslandskapital sowie europäische und kommunistische ‚Mafiosi‘ agieren.“ (S. 255).

Dem Diskurs um die kulturelle Neudefinition nationaler Identität nähern sich zwei Beiträge von Lubomír Brokl und Juraj Baláž. Die Situation in der ČSFR wird dabei zunehmend von den auf Trennung abzielenden Kräften in beiden Ländern dominiert, wobei Brokl⁵ diesen Ablösungsprozeß in einen größeren historischen Kontext einbettet – in den innertschechischen Diskurs über die „Nichtselbstverständlichkeit“ der Nation, wie er bei František Palacký, Hubert Gordon Schauer und Tomáš G. Masaryk zu finden ist. Ausgehend vor allem von exemplarischen Reden des Präsidenten Havel sowie aktuellen Umfragen verfolgt Brokl die Diskussion um die Herausbildung einer neuen tschechischen Identität nach den Brüchen von 1989/90 und 1992/93: „Grundlegende konstitutive Werte des tschechischen Staates sind im Bewußtsein unserer Bürger [...] repräsentiert von: 1. der politischen Demokratie der ČSR zwischen beiden Weltkriegen, 2. der tschechisch-slowakischen Gegenseitigkeit, 3. dem Prager Frühling 1968, 4. der aktuellen Wirtschaftsreform.“ (S. 335)

Der Trennung von Tschechen und Slowaken nähert sich auch Baláž⁶ in einem zweiten Beitrag. Hierbei wird der Verlauf des Trennungsdiskurses vom slowakischen Sprachengesetz 1990 bis hin zum „Bindestrich-Krieg“ rekonstruiert: „Es ist zu spüren, daß die zwei europäisierenden Mobilisierungsstrategien, die nationalistische in der Slowakei und die wohlstandspatriotische in Tschechien, die Hürden für ein Zusammenleben unüberwindbar machen würden. Die Folge der quasi parallel laufenden Diskurse ist Trennung.“ (S. 352) Der Tschechoslowakismus-Diskurs dagegen wurde mehr und mehr marginalisiert: „Die Ursache mag darin liegen, daß der Tschechoslowakismus schon längst durch die Republiken institutionell entmachtet war und seine Symbole, vor allem in der Slowakei, keine integrative Funktion ausfüllen konnten.“ (S. 353) Zu wünschen wäre nur gewesen, den beiden den Trennungsprozeß aus eher tschechischer Perspektive analysierenden Beiträgen auch einen mit slowakischer Perspektive gegenüberzustellen, da so ein leichtes Ungleichgewicht in der Bewertung separativer Tendenzen entsteht.

Jena

Steffen Höhne

⁵ Brokl, Lubomír: *Institutionalisierung und Deutungsmuster der tschechischen nationalen Identität nach dem November 1989*, S. 317–336.

⁶ Baláž, Juraj: *Kreation der Selbständigkeit. Der Diskurs über die nationale Identität bei Tschechen und Slowaken*, S. 337–356.

Frauenbewegung und Frauenpolitik in Osteuropa. Hrsg. v. Christiane Lemke, Virginia Penrose und Uta Ruppert.

Campus, Frankfurt/M.-New York 1996, 128 S. (Politik der Geschlechterverhältnisse 6).

So unterschiedlich die bisherigen Ergebnisse des Transformationsprozesses in den ehemals sozialistischen Ländern Ost- und Ostmitteleuropas auch sind, was die Lage der Frauen anbelangt, fällt die Bilanz doch überall ähnlich deprimierend aus: Frauen tragen in hohem Maß die Kosten des wirtschaftlichen Wandels. Ungleich stärker als Männer sind sie von Arbeitslosigkeit, von der wachsenden Armut und vom Abbau staatlicher Sozialleistungen betroffen. Teils wurden ihre Rechte nach dem Umbruch direkt eingeschränkt – z. B. durch neue Abtreibungsgesetze – teils können sie Rechtsansprüche wie den Mutterschafts- und Kinderbetreuungsurlaub nicht wahrnehmen, wollen sie ihren Arbeitsplatz nicht gefährden. Ohnehin wird ihre Arbeit geringer geschätzt und schlechter bezahlt als die der männlichen Kollegen, und das, obwohl in den meisten ost- und ostmitteleuropäischen Ländern Frauen ebenso gut oder häufig sogar besser ausgebildet sind als Männer.

Der von Christiane Lemke, Virginia Penrose und Uta Ruppert vorgelegte Sammelband ist voll von solchen wenig ermutigenden Fakten aus der ehemaligen DDR, den Nachfolgestaaten Jugoslawiens, der Sowjetunion und aus Polen. Die Autorinnen lassen es aber nicht bei einer Bestätigung und Illustrierung dessen bewenden, was man über die Situation der Frauen in den postkommunistischen Ländern ohnehin annahm. Sie erklären die rapide rechtliche und soziale Verschlechterung der Situation der Frauen zum einem aus der Geschichte der jeweiligen Länder, u. a. aus der staatlich verordneten „Frauenemanzipation“ im Sozialismus, die die hergebrachten Geschlechterrollen niemals ernsthaft in Frage stellte. Damit zusammenhängend charakterisieren sie die Wiederbelebung traditioneller Weiblichkeitsmythen und Rollenbilder überzeugend als einen Teil nationalistischer Integrationspolitik. Zum anderen zeigen sie anhand zahlreicher Beispiele aus den vom Krieg erschütterten Gesellschaften des ehemaligen Jugoslawiens und aus Weißrußland, wo ebenfalls existentielle Probleme das Leben dominieren, was Selbsthilfe und Hilfe aus dem Ausland bewirken können, und wo die Grenzen solcher Aktionen liegen. Hier werden nicht zuletzt auch die Verständigungsschwierigkeiten zwischen Frauenorganisationen aus Ost und West deutlich. Kommunikationsstörungen belasten aber auch die Zusammenarbeit der Frauenbewegungen in Ost- und Westdeutschland. Die Ursachen dieser Spannungen ortet Myra Marx Ferree einerseits in den unterschiedlichen Erfahrungen, Selbstverständnissen und gegenwärtigen Problemen von Frauen in beiden Teilen der neuen Bundesrepublik, einem Machtgefälle zwischen West und Ost andererseits.

Verbunden sind die unterschiedlich konzipierten Einzelbeiträge des Buches durch die gemeinsame Perspektive, die die „Fundierung der (im weitesten Sinne) politischen und sozialen Rechte [...] als ein Maßstab für die universelle Gültigkeit und gesellschaftliche Nachhaltigkeit der demokratischen Projekte“ (S. 9) nimmt.

Einige der Autorinnen formulieren aller Skepsis zum Trotz doch vorsichtige Hoffnungen: Irina Gruschewaja etwa charakterisiert die Selbsthilfegruppen der belarussischen Frauen als einen ersten Ansatz, in der von einer tief verwurzelten Opfermentalität und Passivität geprägten belarussischen Gesellschaft Selbstbewußtsein zu ent-

wickeln und zu lernen, Interessen zu vertreten. Ähnlich argumentiert Grazyna Firlit-Fesnak in ihrem konzisen, sehr informativen Beitrag über Frauenpolitik in Polen. Auch wenn ihrer Einschätzung nach für die polnischen Frauen die negativen Auswirkungen des Transformationsprozesses überwiegen, haben sich doch auch neue Handlungsspielräume und Möglichkeiten der Partizipation eröffnet. Und diese werden in Polen – wenn auch nur von einer kleinen Minderheit meist akademisch gebildeter Frauen – genutzt. Es gibt eine Lobby der Parlamentsfrauen, und der Anteil der Frauen in der polnischen Politik hat in den letzten Jahren zugenommen, was einen markanten Unterschied etwa zur Lage in den Nachfolgestaaten der UdSSR darstellt.

Bedauerlich ist, daß in diesem Sammelband Beiträge über Tschechien und die Slowakei fehlen. Gerade im Fall Tschechiens bietet sich ein sehr widersprüchliches Bild, das eine eingehende Untersuchung wert wäre. Auf dem Arbeitsmarkt konnten die tschechischen Frauen ihre Position in den vergangenen fünf Jahren merklich verbessern. Aus dem politischen Leben sind sie indessen nach der kurzen Phase der Revolution wieder weitgehend verschwunden¹. Und während sich de facto die Lebensstile (nicht nur) der Frauen zunehmend diversifizieren, scheinen sich die Vorstellungen darüber, wie eine Frau leben soll, was sie kann und soll, eher verhärtet zu haben.

Berlin

Christiane Brenner

¹ Štátná, Jaroslav: New Opportunities in the Czech Republic. In: Transition. Open Media Research Institute 16 (1995) 24–28, 61.

SUMMARIES

THE BRAUNAU REVOLTS (1680) AND THEIR POTENTIAL FOR MODERNIZATION

Jaroslav Čechura

In the history of the Bohemian Lands, the year 1680 is imprinted with the picture of the great wave of peasant rebellion. Thus, unrest and in some cases even open opposition in several towns against their respective landlords have been overshadowed by these peasant revolts. In this study, the author examines a practically unknown event: the rebellion of the people of the town of Braunau, which did not have imperial status and belonged, together with the region around the neighbouring Politz, to the Benedictine monastery of Braunau. Čechura offers a detailed reconstruction of the Braunau events of 1680 and attempts to explain them by way of comparison with what happened throughout Europe. As particularly important in this respect he treats Andreas Würigler's concept of the "modernization potential inherent in revolts", which, applied to Braunau, highlights far-reaching similarities with developments in the south-west of the Empire and in the Swiss Confederation.

CZECH NATION AND CATHOLIC DENOMINATION BEFORE THE FOUNDING OF THE CZECHOSLOVAK NATIONAL STATE AND AFTERWARDS

Martin Schulze Wessel

The article sketches the function of religious denomination in the modern national movement of the 19th century and highlights the consequences of the founding of a Czechoslovak national state for the relation between dominant nation and Catholic denomination, which is described as a struggle for preeminence (*Kulturkampf*) comparable to events in other European national states. The author examines both the church-state relationship and the relationship between nation and denomination. And he proves that the argument in the pertinent debates was national and historical, not theological in character. And that, moreover, the attempt of the "progressive" parties and societies to create, by way of founding a national state, an anti-clerical nation, triggered a counterreaction: an activation and centralization of Catholic parties and societies. At the end of the first decade in the history of the new republic it had become obvious that no fundamental change in the relationship between nation and denomination had come about.

AN UNBIASED VIEW ON CZECH ANTI-FASCISM

Ivan Pfaff

Czech resistance against German occupation during World War II has never been held in high esteem. This is generally put down to the fact that demolition by the Germans in the Protectorate of Bohemia-Moravia was relatively minor, which in turn suggests, as the argument goes, a considerable degree of Czech collaboration. The present study about Czech social mentality in the 1930s by Ivan Pfaff is an attempt at correcting distorted views of the so-called "anti-fascism", widespread as they are even today. Apart from a theoretical discussion of the terminology involved and a bibliography of the relevant studies by communist historians, Pfaff offers an analysis of the different forms of Czech dissent and opposition, passive as well as active, against anti-liberal and anti-democratic views in the interwar period.

MEDIAEVALIA HISTORICA BOHEMICA

Miloslav Polívka

Mediaevalia Historica Bohemica (MHB) is a new non-periodical series of publications by the Historical Institute of the Czech Academy of Sciences. New, but not without precedent. The first MHB volume appeared in 1991, but the series is closely related to the earlier *Folia Historica Bohemica* (FHB), the first volume of which appeared in 1979 and which was launched as a successor to yet another series, *Mediaevalia Bohemica*, which was banned in 1974. In this article, the author describes the quest of Prague-based medievalists for an adequate publishing platform, and he gives the gist of some of the studies that have appeared so far.

JULIUS FUČÍK'S DUAL DEATH

Peter Drews

When the complete edition of Julius Fučík's *Notes From Under the Gallows* appeared in 1994, it offered an answer to decades of speculation about the authenticity, or otherwise, of one of best known works of Czech postwar literature. Its author, Julius Fučík (1903–1943), a journalist and author of literary reviews, was taken in custody in Prague on April 24, 1942, for being a leading figure of Czech communist resistance, was sentenced to death in Berlin on August 25, 1943, and executed on September 9 in Plötzensee. During the period of detention, he took notes, which were smuggled out of prison. In postwar Czechoslovakia, these notes became one of the most important manifestations of communist hero worship. The present essay by Peter Drews offers, for the first time, a comprehensive history of the genesis and worldwide reception of the Fučík myth, and of its end. The latest critical edition of the *Notes*, from this point of view, appears as "an atmospheric document of an extremely dark period, from the pen of an author whose tragic death is at least partly due to political naiveté" and who, even after his death, became victim of "yet another dark age".

DISCUSSION

THE SUDETENDEUTSCHE HEIMATFRONT (PARTY)
1933–1938: TOWARDS DETERMINING ITS POLITICAL
AND IDEOLOGICAL POSITION

When the historians Christoph Boyer (Dresden) and Jaroslav Kučera (Prague) last year published, in the framework of a collective volume on regional and local research on the subject of National Socialism in international comparison, an article on *Die Deutschen in Böhmen, die Sudetendeutsche Partei und der Nationalsozialismus* (Germans in Bohemia, the Sudeten German Party, and National Socialism)¹, they were sharply criticised by Friedrich Prinz in the *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ): “It is a representation which, ideologically, is largely coherent with the old Czechoslovak state ideology”². Since the two authors were not given the opportunity for a reply in the FAZ, they approached *Bohemia*. The journal’s editors accepted the offer and in turn approached well-known experts – apart from Friedrich Prinz also Ronald Smelser, Václav Kural, and Ralf Gebel – for their opinion on this controversy, which is discussed not only in the German and the Czech general public, but also among the historians of both nations. Regrettably, only the last-named three took the opportunity.

¹ Nationalsozialismus in der Region. Beiträge zur regionalen und lokalen Forschung und zum internationalen Vergleich. Ed. by Horst Möller, Andreas Wirsching and Walter Ziegler. Munich 1996, 273–285.

² Frankfurter Allgemeine Zeitung, August 15, 1996.

RÉSUMÉS

LE POTENTIEL DE MODERNISATION DES RÉVOLTES DE BRAUNAU EN 1680

Jaroslav Čechura

L'année 1680 apparaît dans l'historiographie des pays bohèmes comme marquée par la grande vague des révoltes paysannes. Les émeutes et, dans certains cas même, la résistance ouverte de quelques villes contre l'autorité à laquelle elles étaient assujetties étaient restées jusqu'à présent dans l'ombre des révoltes paysannes. Dans cet essai, l'auteur traite aussi un évènement pratiquement inconnu, à savoir la révolte des bourgeois de la ville de Braunau, qui (de même que les terres du même nom autour de Politz, la ville voisine) appartenait au monastère bénédictin de Braunau. Čechura reconstruit minutieusement les évènements de Braunau en 1680 et il essaie de les expliquer en établissant des comparaisons au niveau européen. Dans son étude, le concept du «potentiel de modernisation des révoltes» d'Andreas Würigler lui semble particulièrement utile et il lui permet de trouver des points semblables entre Braunau et les développements dans le sud-ouest de l'Empire et dans la Confédération Helvétique.

LA FORME, LE SEXE DE L'AUTEUR ET LE CARACTÈRE ETHNIQUE DANS L'ŒUVRE DE TROIS AUTEURS FÉMININS DU XIX^E SIÈCLE

Alfred Thomas

L'auteur s'occupe de la complexité, jusqu'alors laissée de côté, de l'identité collective tchèque qui négligea les aspects spécifiques homme-femme et se consacra surtout aux aspects communs ethniques. Au regard d'une nouvelle interprétation des œuvres littéraires de Božena Němcová (1820–1862), Karolína Světlá (1830–1899) et Gabriela Preisová (1862–1946), Alfred Thomas nous montre comment jusqu'alors les problèmes spécifiques de la *femme* tchèque ont été perçus et mêlés à ceux des femmes *tchèques* en général. Au vu de ces trois œuvres importantes des auteurs féminins cités ici, Thomas montre la coexistence et le développement des éléments du style littéraire formel entre le soi-disant idéalisme et réalisme. Il nous présente ces éléments sous un nouvel angle en prenant en compte la perspective spécifique féminine et en les mettant en rapport avec les expériences vécues individuelles de chacune des auteures.

ACCORDS COMMERCIAUX ET RELATIONS TCHÉCO-ALLEMANDS À LA FIN DU XIX^E SIÈCLE

Catherine Albrecht

Les cinq chambres de commerce sont une bonne base pour effectuer une analyse de la concurrence et de la coopération entre Tchèques et Allemands dans le domaine des affaires économiques. Après 1884, les chambres de commerce à Prague, Česká Budějovice et Plzeň, avainet principalement des représentants tchèques alors que celles à Reichenberg et eger étaient restées aux mains des Allemands. En ce qui concernait le contrôle des institutions, les représentants tchèques et allemands dans les chambres de commerce se trouvaient, alignés sur les lignes nationales, en forte contradiction. Les Allemands de Bohême regardaient avec prudence les recommandations qui pourraient donner le jour à des institutions économiques et qui ainsi contribuer au droit d'état bohème; les Tchèques, eux, refusaient tous changements qui puissent conduire à une indépendance administrative des pays frontaliers de la province. C'est pourquoi différentes circonstances telles que les statuts de 1884 pour la Chambre de commerce de Prague, des recommandations concernant la Banque austro-hongroise ou des propositions pour la création d'une sixième chambre pour la Bohême orientale, provoquèrent une dispute acharnée entre Tchèques et Allemands. Quand cependant des thèmes économiques pouvaient être extirpés de leur cadre institutionnel, alors les cinq chambres de commerce étaient capables de travailler ensemble pur soutenir des directives communes politiques. Des thèmes tels que l'introduction d'une monnaie-or en 1892, l'impôt progressif sur le revenu et la politique commerciale (en particulier les relations commerciales avec la Hongrie) réunirent les couches dirigeantes du monde des affaires, indépendamment de leurs nationalités. De telles affaires communes provoquèrent la séparation plus à l'intérieur des communautés tchèques et allemandes qu'entre les deux groupes nationaux.

NATION TCHÈQUE ET CONFESSION CATHOLIQUE AVANT ET APRÈS LA FONDATION DE L'ÉTAT NATIONAL TCHÉCOSLOVAQUE

Martin Schulze Wessel

Dans cet article, l'auteur retrace brièvement la fonction de la confession dans le mouvement national tchèque, du XIX^e siècle et explique quelles conséquences la fondation d'un État national tchèque eut pour la relation entre État-Nation et confession catholique: elles donnèrent lieu à une lutte culturelle tel qu'on la trouvait dans d'autres pays européens. L'auteur étudie les relations entre État et Eglise d'une part et la relation entre nation et confession d'autre part. Il nous montre que les débats relatifs à ce sujet ne furent pas débattus avec des arguments théologiques mais avec des arguments nationaux historiques et que la tentative des partis et associations «progressifs» de développer, avec la fondation d'un État national, une nation anticléricale, provoqua au contraire un accélération et une centralisation du parti et du corps associatif catholiques. A la fin de la première décennie de la nouvelle république, il était clair qu'on n'en était pas arrivé à une nouvelle définition de base dans le rapport entre nation et confession.

L'ANTIFASCISME TCHÈQUE SANS LÉGENDES

Ivan Pfaff

La résistance tchèque contre l'occupation allemande pendant la Deuxième Guerre mondiale ne jouit pas d'un haut prestige. La plupart du temps, on attire l'attention sur les destructions relativement réduites, que les Allemands laissèrent derrière eux dans le protectorat de Bohême et de Moravie et cela est souvent utilisé pour prouver que les Tchèques étaient entièrement prêts à collaborer. Ivan Pfaff contribue à compléter l'histoire des mentalités de la société tchèque dans les années 30 et il essaie de corriger les fausses images encore populaires aujourd'hui, du soi-disant «antifascisme». A côté de la discussion théorique avec les concepts méthodiques et après avoir passé en revue les ouvrages d'historiens communistes se rapportant à ce sujet, Pfaff fait une analyse des différentes formes de la critique tchèque ainsi que de l'opposition active et passive contre la pensée antilibérale et antidémocratique dans l'Entre-deux-guerres.

MEDIAEVALIA HISTORICA BOHEMIA

Miloslav Polívka

Mediaevalia Historica Bohemica (MHB) est une nouvelle série de publications de l'Institut historique de l'Académie tchèque des Sciences de Prague, qui n'est pas publiée à des périodes fixes. Cependant, elle n'est pas tout à fait récente. Le premier volume de MHB a paru en 1991. Cette publication est en relation étroite avec la publication plus ancienne des *Folia Historica Bohemica* (FHB), dont le premier volume déjà sorti en 1979, devait remplacer *Mediaevalia Bohemica* qui avait été interdit en 1974. Dans cet essai, l'auteur expose les tentatives s'étalant sur plusieurs années des médiévistes de Prague pour créer une structure adaptée à la publication de leurs travaux ainsi que les publications relatives aux mêmes sujets.

LA DOUBLE MORT DE JULIUS FUČÍK

Peter Drews

Lorsque en 1994 la première édition critique des «Reportages, écrites en-dessous de la corde» de Julius Fučík parut, elle apportait enfin une réponse à d'anciennes et nombreuses spéculations qui, depuis des décennies, concernaient l'authenticité d'un des livres les plus connus de la littérature d'après-guerre. L'auteur, Julius Fučík (1903–1943), publiciste et critique littéraire, fut arrêté à Prague le 24 avril 1942 en tant que meneur de la résistance communiste tchèque, condamné à mort à Berlin le 25 août exécuté à Plötzensee le 8 septembre 1943. Ses notes, rédigées pendant son incarcération, qu'il réussit à faire sortir en fraude furent érigées, après la guerre, en Tchécoslovaquie comme l'un des plus importants symboles de la stylisation héroïque communiste. Peter Drews expose ici de manière détaillée l'histoire de la création et de la réception mondiale du mythe de Fučík ainsi que sa chute. La nouvelle édition critique des

«Reportages», apparaît ainsi comme «un document qui mesure l'atmosphère régnante à une période historique très sombre, décrite par la plume d'un auteur qui a fini tragiquement, qui était politiquement trop naïf» et qui fut après sa mort victime encore une fois d'une «autre sombre époque».

DISCUSSION

LE PARTI SUDÈTE ALLEMAND «HEIMATFRONT» 1933-1838; AU SUJET DE SA POSITION POLITIQUE ET IDÉOLOGIQUE

Lorsque, l'année dernière, les deux historiens Christophe Boyer (Dresde) et Jaroslav Kučera (Prague) publièrent (à partir de la recherche régionale et locale et en faisant une étude comparative internationale)¹ un essai intitulé «Les Allemands en Bohême, le Parti sudète allemand et le National-Socialisme» dans un recueil de plusieurs volumes sur le National-Socialisme, ils furent sévèrement critiqués par Friedrich Prinz dans le *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, dont voici un extrait: «C'est une représentation qui est en grande partie du point de vue idéologique dans la vieille ligne idéologique de l'État tchécoslovaque.»² Vu que le FAZ n'a pas donné le droit de réponse aux deux auteurs, ceux-ci se sont adressés à la revue *Bohemia*. Les éditeurs de la revue se sont empressés de répondre à cette offre et ils ont demandé à des spécialistes renommés – à côté de F. Prinz, il y avait aussi Ronald Smelser, Václav Kural et Ralf Gebel – de prendre position au sujet de cette controverse qui soulève des discussions très animées, non seulement dans l'opinion publique tchèque et allemande mais aussi parmi les historiens des deux pays. Seules les trois dernières personnalités citées ont répondu à l'invitation.

¹ *Nationalsozialismus in der Region. Beiträge zur regionalen und lokalen Forschung und zum internationalen Vergleich*. Éd. par. Horst Möller, Andreas Wirsching et Walter Ziegler. München 1996, p. 273-285.

² *Frankfurter Allgemeine Zeitung* du 15. 8. 1996.

RESUMÉ

MODERNIZAČNÍ POTENCIÁL REVOLT V BROUMOVĚ V ROCE 1680

Jaroslav Čechura

Rok 1680 stojí v historických obrazech českých zemí pod znamením velké vlny tehdejších selských povstání. Ve stínu selských rebelií zůstaly ovšem nepokoje, a v některých případech dokonce i otevřený odpor proti vrchnosti v řadě poddanských měst. V předkládané studii se autor zabývá jednou prakticky neznámou událostí: vzpourou občanů poddanského města Broumova, které – podobně jako stejnojmenné panství kolem sousední Police – patřilo benediktinskému klášteru Broumov. Čechura rekonstruuje minuciózně broumovské události roku 1680 a snaží se je na základě celoevropských srovnání vysvětlit. Obzvláště užitečným se mu přitom zdá být koncept Andrease Würglera „Modernizační potenciál nepokojů“, který dovoluje rozpoznat dalekosáhlé shody mezi Broumovem a vývojem na jihozápadě říše a ve švýcarském příseženství.

FORMA, POHLAVÍ A OTÁZKA NÁRODNOSTI V DÍLECH TŘÍ ČESKÝCH SPISOVATELEK 19. STOLETÍ

Alfred Thomas

Autor poukazuje na doposud zanedbávané hledisko celistvosti české kolektivní identity, která ponechávala stranou aspekty související s pohlavím a soustřeďovala se téměř bez výjimky na společné, etnické aspekty. Na základě nové interpretace literárních děl Boženy Němcové (1820–1862), Karolíny Světlé (1830–1899) a Gabriely Preisové (1862–1946) ukazuje Alfred Thomas, jak byly v doposud běžném chápání zaměněny specifické problémy českých žen s problémy českých žen. Na základě tří nejdůležitějších děl výše zmíněných autorek ukazuje Thomas vývoj a koexistenci formálních literárních stylových elementů mezi tzv. idealismem a realismem, které v souvislosti s perspektivami vzájemnými se na určité pohlaví nově interpretuje a staví do spojitosti s individuálními životními zkušenostmi jednotlivých spisovatelek.

OBCHODNÍ SMLOUVA A ČESKO-NĚMECKÉ VZTAHY NA KONCI 19. STOLETÍ

Catherine Albrecht

Pět obchodních komor v českých zemích představuje pro nás výhodnou základnu při analýze konkurence i spolupráce mezi Čechy a Němci v hospodářských záležitostech. Po roce 1884 měly obchodní komory v Praze, Českých Budějovicích a Plzni převážně české zástupce, zatímco komory v Liberci a Chebu zůstaly v rukou Němců. Co se týče kontroly institucí, nacházeli se němečtí a čeští zástupci v ostrém nesouladu. Čeští Němci se chovali k doporučením, snažícím se o zavádění nových hospodářských institucí, jež by mohly být k prospěchu českému státnímu právu, s obezřelostí; Češi se stavěli na odpor proti všem změnám, které by mohly vést k administrativní samostatnosti pohraničních oblastí. Proto vyvolávaly události jako např. statuty z roku 1884 pro pražskou obchodní komoru, doporučení vzhledem k Rakousko-maďarské bance nebo návrhy na zařízení šesté komory pro východní Čechy rozhořčené debaty. Když se ale podařilo vyjmout hospodářská témata z jejich instituční souvislosti, mohlo oněch pět hospodářských komor nejednou i plodně spolupracovat na podporu společných politických směrnic. Témata jako zavedení zlaté měny v roce 1892, progresivní daň z příjmů nebo obchodní politika (obzvláště obchodní vztahy s Maďarskem) svedla dohromady vedoucí činitele obchodního světa – bez ohledu na národnost. Takové hospodářské záležitosti vyvolávaly často více rozepří uvnitř českého, resp. německého tábora než mezi oběma národnostními skupinami.

ČESKÝ NÁROD A KATOLICKÉ VYZNÁNÍ PŘED VZNIKEM ČESKOSLOVENSKÉHO NÁRODNÍHO STÁTU A PO JEHO ZALOŽENÍ

Martin Schulze Wessel

Článek načrtává funkci náboženství v českém národním hnutí 19. století a objasňuje následky založení československého národního státu pro vztah mezi státním národem a katolickým vyznáním, kterými byla především srážka církve, srovnatelná se situací jiných evropských států. Autor prošetřuje poměr mezi státem a církví na jedné straně, a na straně druhé vztah mezi národem a náboženským vyznáním. Při tom ukazuje, že příslušné debaty nebyly vedeny pomocí teologických, nýbrž s využitím nacionálně-historických argumentů, a že pokus „pokrokových“ stran a spolků spolu se založením národního státu vytvořit i antiklerikální národ, vyvolal jako protireakci aktivizaci a centralizaci katolického stranického a spolkového aparátu. Na konci prvního desetiletí nové republiky bylo zřejmé, že k zásadní nové definici v poměru mezi národem a náboženským vyznáním nedošlo.

ČESKÝ ANTIFAŠISMUS BEZ LEGEND

Ivan Pfaff

Českému odboji proti německé okupaci za druhé světové války se nedostává příliš velkého uznání. Přitom se většinou poukazuje na poměrně malé válečné škody, které Němci v Protektorátu Čechy a Morava zanechali, a to se zase často hodnotí jako důkaz pro velkou ochotu Čechů, s Němci kolaborovat. Ivan Pfaff předkládá příspěvek k dějinám mentality české společnosti 30. let, který se pokouší korigovat zkreslený obraz tzv. antifašismu, i dodneska populární. Vedle teoretické konfrontace s příslušným pojmovým instrumentářem a vedle přehledu k tomu se vztahujících děl komunistických historiků nám Pfaff prezentuje analýzu rozmanitých forem české kritiky a také pasivní a aktivní opozice proti antiliberálnímu a antidemokratickému smýšlení v meziválečném období.

MEDIAEVALIA HISTORICA BOHEMICA

Miloslav Polívka

Mediaevalia Historica Bohemica (MHB) je nová neperiodická publikační řada Historického ústavu české Akademie věd v Praze, která zase tak nová není. První svazek MHB vyšel v roce 1991, ale je třeba ji vidět v úzké souvislosti se starší řadou *Folia Historica Bohemica* (FHB), jejíž první svazek vyšel už v roce 1979, a která měla nahradit řadu *Mediaevalia Bohemica*, v roce 1974 zakázanou. V předkládaném příspěvku popisuje autor dlouholeté snahy pražských medievalistů o přiměřenou platformu pro zveřejňování svých prací a představuje nám příslušné publikace.

DVOJNÁSOBNÁ SMRT JULIA FUČÍKA

Peter Drews

Když v roce 1994 vyšlo první kritické vydání Fučíkovy Reportáže psané na oprátce, nabízela se konečně po desetiletích nejrozmanitějších spekulací o pravosti jedné z neznámějších knih české poválečné literatury možnost hledat odpověď na tuto otázku. Autor Julius Fučík (1903–1943), publicista a literární kritik, byl jako vedoucí činitel českého komunistického odboje 24. dubna 1942 v Praze zatčen, 25. srpna 1943 odsouzen v Berlíně k smrti a 8. září 1943 v Plötzensee popraven. Ve vězení vznikly zápisky, které se podařilo vypašovat a které se po ukončení války staly v Československu jedním z nejdůležitějších symbolů komunistické sebeheroizace. Peter Drews nám předkládá první obsáhlý přehled o vzniku a světové recepci „mýtu Fučík“, ale i o jeho zániku. Nové, kritické vydání „Reportáže“ se jeví v tomto světle jako „atmosférický dokument jedné velice ponuré doby z pera tragicky skonaleho, politicky naivního autora“, který se ještě jednou – po své smrti – stal obětí „další ponuré epochy“.

DISKUSE

SUDETONĚMECKÁ DOMOVSKÁ FRONTA (STRANA)
1933–1938: POKUS O URČENÍ JEJÍHO
POLITICKO-IDEOLOGICKÉHO STANOVISKA

Když v minulém roce historikové Christoph Boyer (Drážďany) a Jaroslav Kučera (Praha) předložili ve sborníku o nacionálním socialismu z hlediska regionálního a lokálního bádání a v mezinárodním srovnání¹ svůj příspěvek „Němci v Čechách, Sudetoněmecká strana a nacionální socialismus“, byli ve Frankfurter Allgemeine Zeitung podrobni z pera Friedricha Prinze ostré kritice: „Jedná se o přístup, který z velké části spočívá na linii staré československé státní ideologie“². Nebot' oběma autorům nebyla ve FAZ poskytnuta příležitost k odpovědi, obrátili se na časopis Bohemia. Vydavatelé s ochotou přijali totu nabídku a poprosili známé odborníky – vedle Friedricha Prinze i Ronalda Smelsera, Václava Kurala a Ralfa Gebela – o zaujetí stanoviska k této kontroverzi, která je stále stejně živá, nejen v širokých vrstvách německé a české veřejnosti, ale i mezi historiky obou zemí. Vyzvání k diskusi přijali bohužel jen poslední tři jmenovaní historikové.

¹ Nationalsozialismus in der Region. Beiträge zur regionalen und lokalen Forschung und zum internationalen Vergleich. Hrsg. v. Horst Möller, Andreas Wirsching und Walter Ziegler. München 1996, 273–285.

² Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 15. 8. 1996.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

AČ	Archivní časopis (Prag)
Acta UC	Acta Universitatis Carolinae (Prag)
AHY	Austrian History Yearbook (Minneapolis, Minn.)
AKBMS	Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien (Königstein/Taunus)
AR	Archeologické rozhledy (Prag)
AZ	Archivní zprávy ČSAV (Prag)
BohZ	Bohemia. Zeitschrift für Kultur und Geschichte der böhmischen Länder
BNGP	Bulletin Národní galerie (Prag)
CASS	Canadian-American Slavic Studies (Vancouver, B. C.)
CEH	Central European History (Atlanta, Georgia)
ČČH	Český časopis historický
ČL	Český lid (Prag)
ČMM	Časopis Matice moravské (Brünn)
ČMorM	Časopis Moravského muzea (Brünn)
ČNM	Časopis Národního muzea, řada historická (Prag)
ČSAV	Československá akademie věd
ČsČH	Československý časopis historický (Prag)
ČSM	Časopis Slezského muzea, vědy historické (Troppau)
CSP	Canadian Slavonic Papers (Ottawa)
ČSPSČ	Časopis Společnosti přátel starožitností českých
DArb	Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen (Prag)
Don	Der Donauraum. Zeitschrift des Forschungsinstituts für den Donauraum (Wien)
DVT	Dějiny věd a techniky (Prag)
ECE	East Central Europe (Salt Lake City, Utah)
EEQ	East European Quarterly (Boulder, Colo.)
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
FHB	Folia historica bohemica
HČ	Historický časopis (Preßburg)
HHStA	Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Wien)
Hist	Historica ČSAV (Prag)
HRG	Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (Berlin)
HT	Husitský Tábor (Tabor)
HZ	Historische Zeitschrift (München)
JbGO	Jahrbücher für Geschichte Osteuropas (Wiesbaden)
JBoh	Judaica Bohemiae (Prag)
JbWG	Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (Berlin)
JSbH	Jihočeský sborník historický (Budweis)
MGH	Monumenta Germaniae historica
MGSL	Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde (Salzburg/Stuttgart)
MIÖG	Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung (Wien)

MSI	Il Mondo Slavo (Padua)
MZČK	Minulostí Západočeského kraje
ÖOH	Österreichische Osthefte
ÖZG	Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften
PA	Památky archeologické (Prag)
PBoh	Postylla Bohemica (Konstanz-Bremen)
PHS	Právněhistorické studie (Prag)
PP	Památky a příroda
PKSČ	Příspěvky k dějinám KSČ (Prag)
RES	Revue des études slaves (Paris)
SbAP	Sborník archivních prací (Prag)
SbH	Sborník historický (Prag)
SbMM	Sborník Matice moravské (Brünn)
SbNM	Sborník Národního muzea v Praze, řada A-Historie (Prag)
SbPFFB	Sborník prací filozofické fakulty brněnské univerzity, řada historická (Brünn)
SEEJ	Slavic and East European Journal (Tucson, Ariz.)
SEER	The Slavonic and East European Review (London)
SIHS	Slovanské historické studie (Prag)
SOF	Südostforschungen (München)
SovSl	Sovetskoe slavjanovedenie (Moskau)
SR	Slavic Review (Cheshire, Conn.)
SSb	Slezský sborník (Troppau)
StJb	Stifter-Jahrbuch (München)
Umění	Umění (Prag)
UŘ	Umění a řemesla (Prag)
VČA	Věstník České akademie
VCC	Veröffentlichungen des Collegium Carolinum
VČSAV	Věstník ČSAV (Prag)
VfZ	Vierteljahrshfte für Zeitgeschichte (Stuttgart)
VKČSN	Věstník Královské české společnosti nauk
VPZM	Vědecké práce Zemědělského muzea (Prag)
VSWG	Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (Wiesbaden)
VVM	Vlastivědný věstník moravský (Brünn)
WS	Die Welt der Slaven (München)
ZBLG	Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte (München)
ZfG	Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (Berlin)
ZfO	Zeitschrift für Ostforschung (Marburg/L.)
ZRG	Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte (Weimar)

MITARBEITER DES HEFTES

- Prof. Dr. Catherine Albrecht, University of Baltimore, 1420 N. Charles St., Baltimore, MD 21201, USA
- Dr. Martin K. Bachstein, Hohe Wurz 1, 82343 Pöcking
- Dr. Joachim Bahlecke, Störmthaler Straße 8, 04299 Leipzig
- Dr. Boris Barth, Institut pro mezinárodní studia, Rytířská 31, CZ-11000 Praha 1
- Dr. Christoph Boyer, Hannah Arendt Institut für Totalitarismusforschung, Mommsenstraße 13, 01069 Dresden
- Prof. Dr. Detlef Brandes, Heinrich-Heine-Universität, Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf
- Christiane Brenner, M. A., Finowstraße 8, 12045 Berlin
- Doc. Dr. Jaroslav Čechura, Archiv Národního muzea, Na Zátorách 6, CZ-17000 Praha 7
- Prof. Dr. Peter Drews, Slawisches Seminar, Universitätsstraße 9, 79098 Freiburg
- K. Erik Franzen, Maybachstraße 163, 50670 Köln
- Ralf Gebel, M. A., Enggasse 7, 53127 Bonn
- Dr. Eva Hahn, Rablstraße 22, 81669 München
- Dr. Josef Hemmerle, Jennerweg 4, 82223 Eichenau
- Dr. Steffen Höhne, Fr.-Schiller-Universität, Lst. Bolten, Carl-Zeiß-Straße 3, 07743 Jena
- Prof. Dr. Jörg K. Hoensch, Am Engelwirtsberg 51, 66125 Saarbrücken-Dudweiler
- Prof. Dr. Wilma A. Iggers, 100 Ivyhurst Road, Buffalo, NY 14226, USA
- Prof. Dr. Jiří Kosta, Berliner Straße 8b, 61348 Bad Homburg
- Doc. Dr. Milena Krobotová, PF UP, Katedra českého jazyka a literatury, Žižkovo nám. 5, CZ-77140 Olomouc
- Dr. Jaroslav Kučera, V Boroví 198, 25228 Černošice 1
- Dr. Václav Kural, Kaštanova 66, CZ-25101 Říčany
- Dr. Joachim Lang, Bonner Talweg 87, 53113 Bonn
- Prof. Dr. Herbert Langer, Lange Straße 1, 17498 Klein Petershagen
- Prof. Dr. Hans Lemberg, Pappelweg 24, 35041 Marburg/Lahn
- Prof. Dr. Bedrich Loewenstein, Hinterstöcken 15, 96317 Kronach/Fischbach
- Robert Luft, Aventinstr. 6, 80469 München
- Dr. Václav Maidl, Svornosti 33, CZ-15000 Praha 5
- Prof. Dr. Witold Molik, Institut Historii UAM, Sw. Marcin 78, PL-61809 Poznań
- Dr. Ivan Pfaff, Friedrich-Ebert-Anlage 21, 69117 Heidelberg
- Dr. Miloslav Polívka, U Havlíčkových sadů 3, CZ-12000 Praha 2
- Dr. Martin Schulze Wessel, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Institut für Geschichte, Kröllwitzer Straße 44, 06120 Halle (Saale)
- Prof. Dr. Dr. h. c. Ferdinand Seibt, Joseph-Haydn-Straße 14, 85540 Haar
- Univ.-Prof. Dr. Helmut Slapnicka, Max-Reger-Straße 17, A-4020 Linz
- Prof. Dr. Ronald M. Smelser, Dept. of History, 209 Carlson Hall, Salt Lake City, Utah 84112, USA

Dr. Helmut Teufel, Pflaumheim, Am Bergweg 12, 63741 Großostheim

Prof. Dr. Alfred Thomas, Harvard University, Dept. of Slavic Languages and Literature,
12 Quincy Str., Cambridge, Mass. 02138

Tatjana Tönsmeier, Koelhoffstraße 7, 50676 Köln

Prof. Dr. Josef Válka, Filozofická fakulta MU, Arne Nováka 1, CZ-66088 Brno

Jiří-Joseph Veselý, CEU Residence Hall, App. 406, Kerepesi út 87, H-1106 Budapest

Volker Zimmermann, Institut für Europäische Geschichte, Alte Universitätsstraße 19,
55116 Mainz